

Kürbiskern



Wissenschaft und Literatur
Wird man durch Schaden klug?

3/86

JULI



RICHARD SCHERINGER

13. September 1904 – 9. Mai 1986

„Es ist doch das große Los gewesen! Nein, nicht weil der Boden auch auf den Felsrippen des Jura immer wieder Ernten brachte, sogar sehr viele gute Ernten ... Auch nicht allein deshalb, weil in Mühsal und Schweiß das Glück gedeiht. Aber es war ein Leben mit viel Liebe, viel Freundschaft, vielen Kindern, über Irrtum und Schuld hinweg in Richtung auf das große Ziel, einmal, in einem sozialistischen Vaterland, mit freiem Volk auf freiem Grund zu stehn. Das ist das große Los.“

Richard Scheringer, Das große Los, Damnitz Verlag München, 1979

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky,
Oskar Neumann, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

WISSENSCHAFT & LITERATUR

Zu diesem Heft	
<i>Friedrich Hitzer: Atomroulette</i>	3
<i>Klaus Konjetzky: Es genügt mir nicht, am Leben zu bleiben</i>	3
<i>Oskar Neumann: Ist Tschernobyl überall?</i>	7
<i>Hannes Stütz: Nach Tschernobyl</i>	9
<i>Juri Stscherbak: Schmerz und Mut. Als Augenzeuge in Tschernobyl</i>	11
<i>Harald Grill: WAAckersdorf ist überall</i>	13
	20
Wird man durch Schaden klug? <i>Günter Herburger</i> im Gespräch mit <i>Friedrich Hitzer</i> und <i>Klaus Konjetzky</i>	30
<i>Michael Springer: Natur/Literatur/Wissenschaft</i>	40
<i>Jürgen-Peter Stössel: Tage-Buch zu „Herz im Stress. Ein wissenschaftlicher Tatsachenroman“</i>	48
<i>Werner Dürrson: Blochaden. Sprüche und Zusprüche</i>	62
<i>Christina Kiewitz: Spielende</i>	71
<i>Petra Kunik: Von der kleinen Spielmann zur Frau Kunik</i>	72
<i>Jens Koegel: Eine nahe Geschichte</i>	80
<i>Rainer Zehentner: Hans Fellner</i>	83
<i>Katja Wolff: Kleine Prosastücke</i>	90
<i>Alf Tondern: Rambo in Libyen oder So kommt die Welt in Ordnung</i>	92
<i>Bahattin Gemici: Guten Tag, Nazim</i>	94
<i>Karlhans Frank: Mein Fluch über Euch</i>	96
<i>Harald Grill: Wackersdorf · Winterfrühlung</i>	97
<i>Ingo Cesaro: Über die Gründe · Reiseruf</i>	98
<i>Doris Egert-Bauer: 22. 1. 1985</i>	98
<i>Henning Müller: Humanismus und Realismus im Atomzeitalter</i>	99
<i>Asta Scheib: Mögliche Freundschaft. Zum 80. Geburtstag von Wolfgang Koeppen</i>	112
<i>Gabriele di Ciriaco: Gramsci. Eine Annäherung</i>	117
<i>Dieter Arendt: Ein peinliches Kapitel Schulgeschichte. Die Lehrer als verdächtige Beamte</i>	126
<i>Siegfried Macht: Einstellung</i>	136
<i>Edgar Elsen: Der mündliche Bürger</i>	136
<i>Rudolf Geissler: Der alte Götze als moderner Gott. Zur Rolle des Geldes in Marcel Pagnols Komödie „Topaze“</i>	137
<i>Richard Albrecht: (W)Ende des neuen deutschen Kriminalromans. Literatur-soziologische Beobachtungen eines populären Genres</i>	144
ANMERKUNGEN	159

Zu diesem Heft

Die Manuskripte waren bereits im Satz. Und dann kamen die Nachrichten über die Katastrophe von Tschernobyl. Von dort Meldungen tropfenweise dem Unglaublichen abgepreßt. Von hier aufbauschend und beschwichtigend – wie die Flut über eine Öffentlichkeit, die von Tag zu Tag verwirrender und verunsicherter wurde. Unser Thema „Wissenschaft und Literatur“ und die dazu geplanten Beiträge befanden sich wie im Abseits. Harald Grills Beitrag über Wackersdorf sollte noch eintreffen, auf makabre Weise würde nun das Aktualität erlangen, was er, seit Jahren unermüdlich unterwegs, mit den Kernkraftgegnern in der bayerischen Oberpfalz verbreitet: Wackersdorf ist überall.

Die Folgen von Tschernobyl sind unabsehbar. Die Katastrophe hat Millionen Menschen erreicht. Werden wir bereit und fähig sein, gewohnte Denk- und Lebensweisen zu revidieren? Wo alle und alles gleichermaßen bedroht sind, ist jeder einzelne zu einer Entscheidung herausgefordert. Aus diesem Grund wollen wir mit uns anfangen.

Redaktion *kürbiskern*

Friedrich Hitzer Atomroulette

Noch nie verspürte ich Ohnmacht so lähmend wie in den Tagen nach dem GAU im ukrainischen Tschernobyl, und dennoch wollen Gefühl und Denken noch nicht völlig annehmen, was sich da hinter dem allgemein und eher harmlos klingenden „größten anzunehmenden Unfall“ – die Abkürzung für GAU – verbirgt und was er freigesetzt hat.

„Die Un-Wirklichkeit der sinnlichen Erfahrung, die nur das beschränkte Abbild einer sinnlich unerfahrbaren, jedoch wissenschaftlich erschließbaren Wirklichkeit ist – das ist ein in der Literatur neues Thema.“ So stand es auf dem Papier; noch unter dem Eindruck von Michael Springers Essay, dem ich diesen Satz entnehme und nun anders lese, erlebe ich jetzt einen gespenstigen Anschauungsunterricht zu dem Widerspruch zwischen sinnlicher Un-Wirklichkeit und der unsichtbaren, wissenschaftlich erschlossenen Wirklichkeit... überall spricht es, die Bäume schlagen aus, Blumen und Früchte der Felder und Gärten füllen die Auslagen der Geschäfte, im Voralpenland zeigen sich Landschaft, Flora und Fauna in gewohnter Postkartenpracht, sogar die kranken Wälder scheinen sich am frischen Grün des Frühlings zu erholen, obwohl ich weiß, es ist eine optische Täuschung... und dann plötzlich die Warnungen vor der Natur! Die Bauern sollen ihre Kühe nicht auf die Weiden lassen, Frischmilch ist gesundheitsgefährdet, Feld- und Gartengemüse sind zu vernichten, Kinder dürfen nicht auf Wiesen und im Sandkasten spielen, Christine spielte noch mit dem kleinen Lennart auf einer Wiese am Chiemsee, er rannte durch Pfützen, zu Hause erfährt sie, was das bedeutet, sie ist besorgt, wütend und hilflos. Und diese Zahlen und Messungen; die einen übertrei-

ben, die anderen untertreiben. Angereichert um die bekannte Sensationswut und Panikmache, scheint in den Medien nichts mehr zu stimmen. Offenbar kann niemand damit umgehen, man kann es ja auch nicht anfassen, nur messen läßt sich das. Und dann setzen die einen diese Obergrenze des „Normalen“ oder der „Toleranz“, die andere jene. Zehn Tage lang hält man offizielle Daten zurück: „Anfangs wurde sogar versucht, Meßwerte geheimzuhalten. Immer deutlicher wurde Ende letzter Woche, daß die bayrischen Behörden schon frühzeitig über die Gefahr der Atomwolke informiert diese Information aber zurückhielten, die Werte herunterspielten und eine rechtzeitige Warnung der Bevölkerung unterließen.“ (*Der Spiegel*, 12. 5. 1986, S. 21) Und gerade die Politiker und Journalisten, die sonst nicht zimperlich im Unterdrücken der ihnen unangenehmen Informationen sind, übertreffen sich in Anklagen der Sowjetunion, die es ihnen allerdings leicht macht und erst spät die Öffentlichkeit über das Ausmaß des GAUs unterrichtet...

Was tun? Die bekannte Frage scheint da fast ins Leere gesprochen zu sein. Ist da überhaupt noch etwas Sinnvolles zu tun? Vor allem dann, wenn ich frage muß, wem kann ich noch vertrauen?

Es ist jetzt nicht die Zeit darüber zu rechten, welche Art der Information den Umfang, die Ursache und die Folgen dieses wohl größten anzunehmenden Unfalls hätte darstellen können. Ich zweifle überhaupt daran, ob die bisherige Informationspolitik, weitgehend bestimmt von Kampfpresse, überhaupt fähig ist, angemessen zu reagieren. Solange mit Elend und Tragödien der jeweils anderen Seite Stimmung gemacht wird, bestehen Fronten wie in einem Krieg. Und es scheint mir unbestreitbar, daß dem Gau in Tschernobyl auch ein Gau gängiger Informationspraktiken folgte. Millionen gerieten in Gefahr und wurden in Unruhe versetzt, doch bis heute mangelt es an verbindlichen, sinnvollen Meßwerten und Verhaltensregeln. Im übrigen ist es auch nicht das erste Mal, daß die Behörden und Instanzen der Länder, wo Atomkraftwerke betrieben werden und nukleare Massenvernichtungsmittel stationiert sind, nur zögernd bereit sind, ungeschminkt und unverzüglich mitzuteilen, welche Katastrophenpläne existieren und welche Unfälle es schon gegeben hat. Der Beitrag „Tschernobyl in Deutschland?“ von Joachim Radkau und das Interview mit Valentin Falin (beide im *Spiegel* vom 12. 5. 1986) führen Beispiele von Katastrophen bei Systemen an, die – nach den Berechnungen der zuständigen Konstrukteure – nicht hätten eintreten dürfen. Und bei all diesen Unfällen und Katastrophen stellte es sich heraus, daß man nicht nur die Folgen kaum korrigieren konnte und die Ursachen der unerwarteten Unfälle erst spät und manchmal gar nicht festzustellen waren, sondern daß auch die jeweiligen Informationsstrukturen aussetzten und versagten.

Es heißt jetzt, wir seien noch einmal davongekommen. Und schon höre ich, es wird nie mehr geschehen, wir machen weiter, wir wollen die Sicherheitssysteme noch sicherer machen. Müssen wir uns das gefallen lassen? Ich denke, der gesamte Komplex von Atomenergie, ob für friedliche oder für militärische Zwecke, da wie dort im Namen der Sicherheit installiert und betrieben, gehört auf die Tagesordnung aller. Andererseits frage ich mich, ob Tschernobyl – über alle Grenzen hinweg, vor allem jedoch mit den unmittelbar Betroffenen und Leidtragenden in der Ukraine und den angrenzenden Gebieten –

einen Anstoß geben wird, das Sicherheitsdenken traditioneller, das heißt technokratisch geprägter Machart zu verändern und das längst fällige Umdenken voranträgt. Wer hier erwartet, die anderen müßten sich dem anpassen, was wir für richtig und wichtig halten, dürfte freilich im alten Trott weitermachen, sobald die letzte Entwarnung gegeben ist.

Tschernobyl ist eine der großen Warnungen an die Menschheit, an Regierungen, an Völker, an jeden einzelnen. Seit Jahren mehren sich die Warnsignale. Im Grund kommt es fast täglich zu einer Nachricht, die anzeigt, daß die Erde winzig geworden ist und zu einem einzigen Vulkan von menschengemachten GAUs. Jede weitere Konfrontation bringt uns räumlich und zeitlich den Punkten näher, da die Eruptionen und Zerstörungen in immer schnelleren Folgen stattfinden. Nur die internationale Kooperation, die alle Grenzen überschreitet, das globale Denken als Maßstab für nationale Verantwortung zur Pflicht aller macht, bietet eine Chance.

Für katastrophaler als die Katastrophe halte ich deshalb den arroganten Anspruch, unsere Sicherheitsmargen seien die besten, bei uns könne es kein Tschernobyl geben. Wenn dies von Vertretern der bundesdeutschen Atomindustrie besonders lautstark zu vernehmen ist, schließt das aber auch nicht die Kritik an allen anderen aus – einschließlich der Vertreter der sowjetischen Atomindustrie –, die vor Tschernobyl darauf verwiesen, daß es bei ihnen keinen Unfall wie Harrisburg geben könne und nun ankündigen, sie werden ihr System noch sicherer machen.

Wem kann ich noch glauben? Wem vertrauen?

Überall sagen die Befürworter der Atomindustrie: Vertraut der bestmöglichen Sicherheit. Eine andere Antwort kenne ich nicht. Sie kommt von Fachleuten, Politikern und Managern. Andere Fachleute sagen mir: Atomtechnik ist nicht beherrschbar. Wer nur sagen kann, er tut sein Bestes, soll die Finger davon lassen. Ich gestehe, daß ich solchen Fachleuten schon lange mehr vertraute und dennoch diese Zweifel nicht in aller Konsequenz auf die Atomkraftwerke ausdehnte, die nicht den Interessen profitorientierter Konzerne dienten. Meine Fragen an Fachleute für Energiewirtschaft in Sibirien, das ich während des Sommers 1979 bereiste, um Material für das Buch „Sibirischer Sommer“ zu sammeln, waren zwar unter dem Eindruck der Betroffenheit und Angst nach der Katastrophe von Harrisburg gestellt, aber sie blieben halbherzig. Bei dieser Art Hochtechnologie kann es keine Halbherzigkeit geben, wo es nachgewiesenermaßen um Belastungen für Menschen und Natur geht, die einer bewußt in Kauf genommenen Gefährdung von Leben gleichkommt. Außerdem hat Tschernobyl das Argument, Kernenergie sei umweltfreundlich und billig, anschaulich widerlegt. Wie schon zuvor bei vielen anderen Unfällen und Ausfällen von Atomreaktoren erweist sich Kernenergie als potentielle Zerstörung des Lebens und der natürlichen Lebensgrundlagen. Und dennoch beharren Fachleute und Politiker weiterhin darauf, es käme nur darauf an, die entsprechenden Sicherheitsmargen zu beachten.

Was ist das für eine Sicherheit? Ich habe den Verdacht, wir haben uns auch auf diesem Gebiet durch einen Begriff einlullen lassen, der nicht dem entspricht, was wir unter Sicherheit assoziieren. Es ist dringend nötig, diese Art Sicherheit grundsätzlich zu überprüfen, nicht die jeweiligen Materialien, son-

dern die Denkweise von Sicherheit, die den Systemen unterlegt wird. Sie beruhen doch samt und sonders auf Wahrscheinlichkeitsrechnungen, nach den Markowschen Ketten, einem mathematischen Prozeß zur Berechnung verschiedener Zustandsmöglichkeiten, wo es darum geht, durch Redundanz ein System sicherer zu machen. Komplizierten Berechnungen der Einzelteile und des Ganzen folgt dann die Bestimmung der Availability – der Wahrscheinlichkeit der Verfügbarkeit eines Systems. Wer bestimmt die Availability? fragte ich einen Mathematiker, der mit solchen Berechnungen der Markowschen Kette theoretisch und praktisch zu tun hatte. „Per Order. Die Mufti. Das ist der Jargon unter Fachleuten und meint: Die Availability bestimmten letztlich, wer das Geld und die Macht hat und alle diejenigen, die nichts als ihren Ehrgeiz befriedigen und dem Mufti dienen wollen.“ Und der Mathematiker fügte hinzu: „Theoretisch lösen Kalkar und Tschernobyl geradezu ideal alle Probleme. Doch praktisch mehren sich die Zeichen der Nichtbeherrschbarkeit dieser Hochtechnologien, deren soziale Folgen unverantwortlich sind. Wir müssen sie stoppen.“

Wenn wir nach wie vor „in einem von dem Glauben an den technologischen Fortschritt geprägten Geschichtsbild“ verharren (Joachim Radkau), dann gilt dies auch für die Auffassung, nur die Profitmaximierung würde die Ursache für große Risiken sein. Tschernobyl hat auf tragische Weise gezeigt, daß diese Hochtechnologie auch unter sozialistischen Bedingungen, das heißt ohne den Antrieb durch die Profitmaximierung, nicht beherrschbar ist. Theoretisch war dies schon vor der Katastrophe klar, denn alle komplexen technischen Systeme können ein Restrisiko nur statistisch, nur nach Wahrscheinlichkeitsberechnungen ausschließen. Wenn der sowjetische Botschafter in Tripolis den Bau eines Atomkraftwerkes für Libyen ankündigt und dabei meint, man müsse immer mit technischen Zwischenfällen rechnen, das Unglück von Tschernobyl sei nicht außergewöhnlich, so mag das allen Kernkraftgegnern als zynisch erscheinen. Tatsächlich bestätigt dieser Botschafter einen unwiderlegbaren Tatbestand. Nur bleibt dann zu fragen, ob man das hinnehmen darf.

Wäre es nicht angebracht, daß alle Befürworter der Atomindustrie so offen reden und anstelle des Begriffes Sicherheit die Formel KRT benutzen – Kalkuliertes Risiko mit Todesfolge? Oder noch prägnanter: Die Atomindustrie gründet auf die wahrscheinliche Verfügbarkeit Vernichtungsrisiko?

Werden wir durch Schaden klüger? Als ich die Überschrift zum Gespräch mit Günter Herburger wählte, ahnte ich noch nichts vom unsichtbaren Strahlenschaden, der eine Woche danach Europa überzog. Braucht es noch mehr solcher „technischer Zwischenfälle“? Sollten wir angesichts des eingetretenen, unübersehbaren Schadens uns jetzt nicht der Warnsignale von gestern erinnern? Ob in Seveso oder Harrisburg, in Bophal oder Sellafield. Ist es nicht höchste Zeit zum Umdenken und Abschalten der Kräfte, die Menschen und Natur zerstrahlen und versafsten?

Das Sicherheitsdenken der Atomindustrie und anderer Hochtechnologien der Biologie und Chemie ist in Wahrheit von zunehmend mehr Unsicherheit durchsetzt. Die Annahme, jede Hochtechnik lasse sich beherrschen und end-

los perfektionieren, stützt sich letztlich auf einen berechneten und gewichteten Glauben der Wahrscheinlichkeit. Und die Macher glauben daran doch nicht anders wie die Schamanen in der Steinzeit, die Naturkatastrophen beschworen. Nur sind diese Schamanen-Macher dabei, die Erde mit ihren Zuberlehrlingen zu besetzen und sie für den Menschen unbewohnbar zu machen.

Als ein Kettenglied der größten anzunehmenden Unfälle müßte Tschernobyl Völker und Staaten zu Vernunft bringen, sie müßten einander näherkommen, um gemeinsam die nuklearen Massenvernichtungsmittel bis Ende des Jahrhunderts zu beseitigen und auch gemeinsam die schleichenden Atombomben der Reaktoren ersetzen durch Energiequellen, die Menschen und Natur nicht zerstören. Wir werden uns bald nicht mehr bewegen und auch den Sinn des Lebens nicht begreifen können, wenn wir das Atomroulette weiter rotieren lassen. Von selbst werden die Schamanen-Macher nicht aufhören. Das Roulette geht weiter. Reagan will SALT II brechen, SDI läuft auf vollen Touren, obgleich seit der Challenger-Explosion ein Raketenprogramm nach dem andern in die Luft fliegt, kein Start funktioniert. Die EG-Kommissare beschließen den Gipfel der Heuchelei: Wo sie noch vor wenigen Stunden als Folge der Atomwolke ganz Europa bedroht sahen, ziehen sie jetzt die politische Demarkationslinie und beschließen einen begrenzten Wirtschaftskrieg gegen Osteuropa. Und aus der UdSSR lassen sich vorerst nur die Stimmen hören, die auf die uneingeschränkte Fortsetzung, ja sogar Steigerung des Atomprogramms setzen. Das alles deutet eher auf den Kampf nach dem Prinzip Wer-Wen, ohne zu bedenken, daß dabei alle Menschen verlieren werden.

13. 5. 1986

Klaus Konjetzky Es genügt mir nicht, am Leben zu bleiben

Menschen verhungern, Wälder sterben, Raketen bedrohen uns, Bomben zerstören ganze Landstriche, die Nahrungsmittel sind vergiftet... Mein Glaube an die Durchsetzungsfähigkeit der menschlichen Vernunft hat in den letzten zehn Jahren starke Einbrüche erfahren. Das alles ist nicht die Folge eines blinden Fatums. Es ist auch nicht das Werk, der Wahnsinn einiger Wahnsiniger. Das alles geschieht nicht in und aus Unkenntnis; das ist gewußt, nicht verhindert, in Kauf genommen, also ist es gewollt. Aber wer will das? Auf jeden Fall geschieht das alles in unserem Namen und – das ist das Schrecklichste – es geschieht tatsächlich mit der Legitimation, die wir jenen geben, die unsere Belange vertreten sollen.

Als in der Bundesrepublik die schon entschiedene Frage der Stationierung von Pershings im Rahmen der sogenannten Nachrüstung diskutiert wurde, haben wir mehrheitlich eine Regierung gewählt, die diese Nachrüstung als notwendig für uns befürwortete.

In Bayern haben wir mehrheitlich eine Regierung gewählt, die uns eine Wiederaufbereitungsanlage als ein Arbeitsplatzbeschaffungsprogramm anbietet,

als Glied in der Kette sauberer Energiequellen, als Investition in unsere Zukunft . . .

Als Mensch mit einer prinzipiell positiven Lebenseinstellung habe ich gerne immer wieder geglaubt, daß vielleicht wirklich nicht alles so schlimm ist, wie ich es zunächst glaubte sehen zu müssen. Pershings wurden aufgestellt. Und? Wir leben noch.

Das als ein Glück zu verstehen, verlangt eine gehörige Portion von Zynismus. Ich verfüge offenbar schon darüber.

So kann ich jetzt nach Tschernobyl sagen: wir haben Glück gehabt. Wir leben noch. Und auch etwaige Spätfolgen in 10, 20, 30 Jahren werden in 10, 20, 30 Jahren nicht als solche die Statistik belasten. Und meine beiden Töchter (fünf und acht Jahre alt) freuen sich; sie brauchen zur Zeit keinen Spinat zu essen. Die Achtjährige hört mit Interesse am Telefon den Lagebericht des bayerischen Umweltministeriums: Kein Grund zur Beunruhigung. Alles ist fast normal und war auch nie besorgniserregend, war immer nur geringfügig über der „natürlichen Strahlenbelastung“. Nur Milch, Spinat, Salat . . . und die Sandkästen und die Wiesen . . . Aber das ist auch nur eine Vorsorglichkeit, um ganz sicher zu sein.

500 Becquerel pro Liter Milch. Auch bei der hundertfachen Menge wär man noch nicht gleich tot.

Meine Kinder trinken jetzt Maracujasaft. Nur das häufige Waschen empfindet die Fünfjährige als lästig. Und aus dem Sandkastenalter sind beide heraus. Und auf die kleine Wiese vor dem Haus gehen sie eh nicht so oft, weil die immer voller Hundescheiße ist . . .

Natürlich sage ich meinen Kinder, was passiert ist. Und die Kinder merken auch, daß mir da etwas sehr zu schaffen macht. Aber ich habe im Moment nicht den Mut, meinen Kindern das ganze Ausmaß meiner Beunruhigung und Traurigkeit zu zeigen.

Etwas in mir rebelliert dagegen, die Kinder mit einer Perspektive zu konfrontieren, in der das Essen eines Apfels, das Spielen in einer Pfütze, das Buddeln in der Erde ein Risiko darstellt. Mein Lebensbewußtsein ist nicht anpassungsfähig genug, um in die Vorstellung eines Bunkerlebens, den Gedanken von Sicherheit positiv einzubringen . . .

Wir leben halt mal in einem Strahlenfeld, teilte der Vorsitzende der Strahlenschutzkommission im Bonner Innenministerium mit. Wüßte ich wohin, ich würde gerne dieses Strahlenfeld verlassen. Da ich, anders als offenbar der Vorsitzende, nur einmal lebe, muß ich versuchen, hier und jetzt wieder Fuß zu fassen. Ohne zynische Selbstbeschönigungen. „Tschernobyl“ hat mich an meine Grenze gebracht.

Meine Hinnahmefähigkeit ist verbraucht. Ich bin nicht mehr zu beschwichtigen. Von niemandem.

Politiker und Experten, die mir jetzt mit dem Hinweis auf die hohe Sicherheit „unsrer“ Reaktoren kommen, die die Wahrscheinlichkeit eines sogenannten GAU hier bei uns mit hunderttausend Jahren veranschlagen, oder die das Problem vor allem in der sowjetischen Informationspolitik sehen, empfinde ich als eine Bedrohung. Wer Atomkraftwerke mit Strompreisen rechtfertigt und mit Umweltfreundlichkeit, ist für mich ebenso erledigt wie jene, die so-

zialistische Kernkraftwerke deshalb für unbedenklich halten, weil sie nicht der Profitmaximierung dienen, wie bei uns . . .

Ich merke beim Schreiben dieser Zeilen, daß sich hinter meiner Resignation, Trauer und Angst ein Lebenswille regt.

Nicht nur meiner Kinder wegen verlange ich mir ab, in diesem Lebenswillen auch die politischen Implikationen für mich freizulegen. Ich wehre mich dagegen, meine Mörder für Experten zu halten, ihnen Kompetenz über mein Leben zuzubilligen.

Seit „Tschernobyl“ hat eine politische Wahl für mich den Charakter von Notwehr.

„Empört euch, der Himmel ist blau“ (Andersch).

13. 5. 1986

Oskar Neumann Ist Tschernobyl überall?

Wir gehen, was die momentane Weltlage betrifft, äußerst unsicher zum Jahr 2000. Allerdings nicht, wie der *Spiegel* schreibt, über ein Tschernobyl mit einem Super-GAU. Auch nach den hierzulande gemessenen Werten war es jedenfalls für einen Naturwissenschaftler klar, daß sich in Tschernobyl keine Kernexplosion ereignet haben konnte. Ich sage das nicht, um den Ernst des Unfalls zu bagatellisieren. Tschernobyl macht deutlich, daß es sich bei der Kernspaltungstechnik um ein Verfahren handelt, das mit hohen Risiken verbunden ist, die weit über den lokalen Bereich der atomaren Anlagen hinausgehen.

Die Sache war so, daß es ja auch für die zentralen Stellen in der Sowjetunion keineswegs von der ersten Stunde an klar war, was in Tschernobyl geschehen war. Offensichtlich haben die dortigen lokalen Behörden zunächst das Ausmaß des Geschehens in Tschernobyl unterschätzt. Andererseits wollte die sowjetische Regierung gesicherte Werte und begründete Warnungen an die Regierungen der Nachbarstaaten weitergeben. Das hat insgesamt 2 Tage gedauert. Genau in diese Informationslücke sind ja dann westliche Geheimdienste, westliche Medien hineingestoßen.

Was man den bei uns zuständigen Stellen vorwerfen muß, ist das unwider sprachene Laufenlassen von auf Katastrophenstimmung zielernder Desinformation. Die Meßwerte, die wir hier in Bayern gehabt haben, waren durchaus so, daß man sie nicht ignorieren durfte. Andererseits war es Unsinn, jede schwangere Frau vor dem Gang auf die Straße zu warnen. Übrigens Warnungen, die wir in all den vergangenen Jahrzehnten dann niemals gehört haben, wenn zum Teil sehr schmutzige Atombombenexperimente durchaus vergleichbare Strahlenwerte bei uns hervorgerufen haben.

Ich bin viel zu sehr Naturwissenschaftler und Techniker, um mir eine risikolose Technik vorstellen zu können. Wir brauchen Wasserkraftwerke zur Energieerzeugung und es ist tragisch, daß es immer wieder zum Brechen von Staumämmen mit einer großen Zahl von Toten kommt, die weit über der Zahl der Toten von Tschernobyl liegt.

Die Katastrophen von Seveso und Bophal führten uns dramatisch die Gefahren der chemischen Industrie vor Augen. Aber deshalb ist es nicht möglich, generell auf die chemische Industrie zu verzichten. Die Notwendigkeit, Unfälle auszuschließen, soweit das im Bereich menschlicher und technischer Möglichkeiten liegt, ist allerdings bei der Atomenergie deswegen sehr viel höher, weil dort Gefahrenmomente neuer Dimensionen auftreten, die auch Sicherheitsmaßnahmen neuer Dimensionen erfordern.

Was den Energieanteil aus Atomkraftwerken betrifft, liegt die UdSSR unterhalb von 10 Prozent. Zum Vergleich, in der BRD sind es 36 Prozent, in Bayern gar über 60 Prozent, in Frankreich 70 Prozent. Wenn man in Sibirien die Frage nach der Kernenergie stellen würde, könnte man nur ein sanftes Lächeln ernten. Es ist klar, daß dort, bei dem Vorhandensein von Wasserkraft, Wasserkraftwerke gebaut werden und nicht Atomkraftwerke. Aber das beantwortet nicht die Frage nach dem Energiebedarf in Zentralrußland oder in der Ukraine. Andererseits sind in der Sowjetunion die Bedingungen für die Anwendung alternativer Techniken höchst unterschiedlich. Es macht keinen Sinn, z. B. Solarenergie in solchen Gebieten holen zu wollen, wo 90 Prozent übers Jahr dichte Wolkendecken vorhanden sind. Das ist im Süden der Sowjetunion nicht der Fall, und genau dort gibt es Versuchsprojekte im Bereich der Solarenergie in Größenordnungen, die bei uns überhaupt nicht vorstellbar sind. Das gleiche gilt übrigens umgekehrt für die Nutzung der Windenergie. Die größte derartige Anlage arbeitet in der Sowjetunion, in diesem Fall in einem Gebiet im Norden, wo eine große Effektivität durch starke Winde zu erwarten ist.

Es hat sich in jahrzehntelangem Betrieb der sowjetischen Atomkraftwerke gezeigt, daß dort bisher weniger Havarien zu verzeichnen waren, auch weniger ernste Havarien als etwa in Harrisburg. Nur, das scheint mir für die Zukunft so noch nicht auszureichen. Man wird nach dem Vorfall in Tschernobyl daran gehen müssen, sowohl die automatisierten Sicherungsanlagen, als auch den Bereich, der unmittelbar dem menschlichen Zugriff offenliegt, weiter im Sinne der Sicherheit zu qualifizieren. Das ist zweifellos im Sozialismus eher möglich als im Kapitalismus, wo gerade diese Forderungen immer wieder durchkreuzt werden von den Profitinteressen.

Wir hatten schließlich in Bayern, in Gundremmingen, einen Unfall, bei dem zwei Arbeiter zu Tode gekommen sind. Das hätte sich nachweislich durch ein rechtzeitiges Abschalten der Anlage vermeiden lassen. Aber ein Abschalten hätte den Profit gemindert. Es wird also auch auf diesem Gebiet im Sozialismus darauf ankommen, Möglichkeiten der modernen Technik in Einklang zu bringen mit den Vorzügen der sozialistischen Gesellschaft. Es muß ein Höchstmaß an Kontrolle und Sicherheit gewährleistet sein, um eine Wiederholung von Tschernobyl zu vermeiden.

Offenbar hat es in sowjetischen Produktionsanlagen für Kerntechnik Erscheinungen von Sorglosigkeit, vielleicht sogar von Verantwortungslosigkeit gegeben. Die sowjetische Untersuchungskommission spricht von menschlichem Versagen bei der Führung des Atomkraftwerks Tschernobyl. Das sind Phänomene von Betriebsblindheit, wie sie wohl jenseits der Unterschiede der gesellschaftlichen Ordnung auftreten und für die ebenfalls gilt, daß da der Sozialis-

mus seine überlegenen Möglichkeiten wahrnehmen muß. Überlegungen in dieser Hinsicht wurden in der Sowjetunion von verantwortlichen Wissenschaftlern und Politikern seit langem angestellt, auch publiziert, einschließlich der Überlegung ob es nicht möglich sein könnte, Atomenergiekomplexe aus den stark besiedelten Gebieten in Zukunft wegzubringen, ob es nicht jenseits der Kernspaltungsenergie mit ihren allemal fragwürdigen radioaktiven Müllprodukten schneller als bisher möglich sein könnte, zu einer neuen, sehr viel sichereren Energiequelle, der Kernfusion, überzugehen. Ich hoffe, daß solche Überlegungen beschleunigt, intensiviert werden.

Auf dieses Problem hat die sowjetische Akademie der Wissenschaften schon Anfang der 80er Jahre hingewiesen. Dort wurde ganz eindeutig auf die Kernfusionsenergie als die Energiequelle des nächsten Jahrtausends gesetzt. Es wurde vorgeschlagen, alle international vorhandenen Kenntnisse auf diesem Gebiet zusammenzulegen, um möglichst rasch zu technisch verwertbaren Daten zu kommen. Aber in den USA und in den führenden NATO-Ländern wird die Hauptrichtung der Atomforschung bestimmt durch die Interessen der militärischen Anwendung. Dieses destruktive Ziel verschlingt die größten Forschungskapazitäten und die größten Finanzmittel, bis hin zum Röntgenlaser bei der Weltraummilitarisierung.

Das ist das neueste Wahnsinnsprojekt. Diese Röntgenlaser sollen ja ihre Energie gewinnen durch Atomexplosionen im Weltraum. Die entscheidende Schlußfolgerung aus Tschernobyl würden wir völlig verfehlt, wenn wir nicht in der Raketenstationierung, nicht in den Sternenkriegsplänen der USA die absolute Menschheitsbedrohung sehen würden.

Hoffentlich macht Tschernobyl deutlich, wie klein unsere Welt ist, wie nahe beieinander wir leben. Man stelle sich vor, das alles geschieht zu einer Zeit, da in den USA die Führbarkeit und die Gewinnbarkeit eines Atomkrieges nicht nur diskutiert, sondern geplant wird. Vielleicht überlegt sich mancher nach Tschernobyl, was das für uns hier in Mitteleuropa bedeuten müßte, wenn es nicht gelingt, diese Pläne zu stoppen. Ich habe beinahe den Eindruck, daß manchen Leuten die Ereignisse in Tschernobyl gelegen kommen, um davon abzulenken, daß ja die Abrüstungsvorschläge von Gorbatschow auf dem Tisch liegen. Käme es hier zur Verständigung, würden sich damit auch völlig neue Chancen der internationalen Zusammenarbeit von der Energieproblematik bis zur Sicherheitstechnik eröffnen.

13. 5. 1986

Hannes Stütz Nach Tschernobyl

Auf den Tag genau vier Wochen nach dem Kernkraftunglück in der Ukraine ist die Erschütterung nicht geringer geworden. Sie führt zum einen von der Schwere des Unglücks und vom Schicksal der unmittelbar Betroffenen. Ich denke an die Feuerwehrleute der ersten Katastrophenstunden, die ihr Leben wagten und gaben, um noch Schlimmeres zu verhindern. Ich denke an die nichtsahnenden Menschen in der 30-km-Zone um den Unglücksort, die

fluchtartig ihre Umgebung verlassen mußten. Und ich denke an die Arbeiter und Wissenschaftler, die in diesen Stunden riskante Einsätze fahren, um die Gefahr zu bannen. Die Liste der Katastrophennamen, die sich dem Gedächtnis der Menschheit eingeprägt haben, ist um einen länger geworden. Zu Titanic, Lakehurst und vielen anderen ist nun Tschernobyl gekommen. Und doch ist Tschernobyl nicht einfach eine Fortsetzung dieser Liste. Zum Unglück selbst kommen im wahrsten Sinne des Wortes seine Ausstrahlung und Langzeitwirkung.

Und noch etwas ist neu: Niemals zuvor ist eine Katastrophe, wie Tschernobyl von der deutschen Bundesregierung und den Mediengewaltigen, so mitleidlos, widerwärtig und verlogen bis ins Mark ausgeweidet worden. Dabei nehme ich die Tatenmeldungen der Springerpresse fast schon als unvermeidlich hin, solange diese Giftmischer nicht enteignet sind. Genauso schockierend war die BRD-Berichterstattung über die zwei Wochen fast herbeigeschrieene Rede Gorbatschows im sowjetischen Fernsehen vom 14. Mai 1986. Wäre ich nach den nichtssagenden Meldungen von ARD, ZDF und der Monopolpresse gegangen, hätte ich glauben müssen, da hätte einer in einem Moskauer Fernsehstudio unverständliches Zeugs heruntergestammelt. Die UZ vom 16. Mai 1986 brachte den ungekürzten Text und stellte damit klar, wer hier stammelt und warum. Meines Erachtens wurde in dieser Rede alles an Informationen und Schlußfolgerungen gegeben, was zu diesem Zeitpunkt möglich und verantwortungsvoll war.

Ich glaube, die Bonner Rechtsregierung und ihre Öffentlichkeitsarbeiter haben mit dem unredlichen Umgang mit dem Unglück von Tschernobyl Geister geweckt, deren sie nicht froh werden können. Sie gleichen schon jetzt dem Zauberlehrling, dessen „in die Ecke Besen, sei's gewesen“ keine Wirkung zeigt. Man spielt nicht ungestraft mit den berechtigten Besorgnissen und Ängsten der Bevölkerung und putscht sie bis zur Hysterie auf, nur um vorzuführen, daß dem neuen Generalsekretär der KPdSU genausowenig zu trauen sei wie allen seinen Vorgängern seit Lenin. Nun tauchen diese Besorgnisse aus dem Schleim der öffentlichen Verlautbarungen berechtigter auf als je zuvor. Und es scheint, daß sie eine neue Tagesordnung erzwingen. Sie wird es nicht dabei bewenden lassen, ob und wann Blattgemüse noch verträglich ist oder nicht. Sie wird nach dem Bonner Atomprogramm fragen, nach den abgesoffenen Kohlegruben, nach den Steuermilliarden, die der Atomlobby zum schnellen Brüten untergeschoben wurden.

Diese Tagesordnung wird Konsequenzen aus der Erkenntnis der globalen Abhängigkeit verlangen und auf internationale Kooperation drängen. Und dies nicht nur in Fragen der Sicherheit der friedlichen Nutzung der Kernenergie und der Erschließung neuer Energiequellen. Wer kann davon die Frage trennen, wie es eigentlich um unsere Sicherheit in einer atomwaffenstarrenden Welt bestellt ist? Wie man international kooperieren und gleichzeitig den Weltraum aufrüsten kann? Wie man sich besser gegen Kernkraftwerkshavarien schützt und gleichzeitig jede Menge Pershings und Cruise Missiles einfliegen läßt? Oder wie man, wie Kohl, in verbrecherischer Leichtfertigkeit von Sicherheit reden und zugleich die Zustimmung zur Produktion neuer US-amerikanischer chemischer Binärwaffen geben kann? Und so steht

auch dies auf der Tagesordnung: Wie lange wir die Bonner Triebtäter noch in unserem Namen zu allem JA und AMEN sagen lassen, was jenseits des Atlantiks an konkreter Weltkriegsvorbereitung atomar, biologisch, chemisch, zu Lande, zu Wasser, in der Luft und im Weltraum betrieben wird.

Tschernobyl muß ein Sicherheitsdenken in neuen Dimensionen zur Folge haben, für die friedliche wie militärische Nutzung der Kernenergie und gegenüber allen Massenvernichtungswaffen.

Die Energiegewinnung durch Kernspaltung erweist sich als Übergangsenergiequelle, die unter neuen, auch internationalen Sicherheitsvorkehrungen noch für eine bestimmte Zeit dort genutzt wird, wo keine vernünftige Alternative besteht. Unser Land hat diese Alternative. Ein schrittweiser Ausstieg aus dem Bonner Atomprogramm ist möglich. Von der Regierung meines Landes erwarte ich darüber hinaus Schrittmacherdienste, um die internationalen Kapazitäten zu bündeln, die uns die Kernfusion erforschen und beherrschen lassen. Dazu muß die Steinzeitmentalität aus den Köpfen heraus und ein neues internationales Partnerschaftsdenken hinein, in dem kein Platz ist für Atomwaffen, andere Massenvernichtungswaffen und für die Militarisierung des Weltraums. Die atomwaffenfreie Welt im Jahre 2000 ist möglich, und unter solchen Voraussetzungen vielleicht auch ein Jahr 2000, in dem die weltweite Stilllegung der auf Kernspaltung basierenden Kraftwerke beginnt, weil die Kernfusion von der Menschheit beherrscht und technologisch angewendet werden kann.

27. 5. 1986

Postskriptum am 28. Mai 1986:

Die sonst für Leser und Redaktion unerfreulichen Verzögerungen bei der technischen Vorbereitung des *kürbiskern* nutzen wir, um einen Augenzeugenbericht aus Tschernobyl zu veröffentlichen, den die *Literaturnaja gaset* in ihrer Ausgabe vom 21. Mai 1986 abdruckte. Der Verfasser – Juri Stscherbak – ist ukrainischer Schriftsteller, Doktor der Medizinischen Wissenschaften und Epidemiologe. Wir möchten außerdem auf die Datierung aller zu Tschernobyl geschriebenen Beiträge verweisen.

Juri Stscherbak Schmerz und Mut

Als Augenzeuge in Tschernobyl

Die Abenddämmerung senkte sich über Kiew. Über der U-Bahn-Station „Lewo-Bereshnaja“ ragte dunkel die Silhouette eines noch nicht zu Ende gebauten Wolkenkratzerhotels. Gegenüber am Parkplatz blitzten Dächer von PKWs. Ein U-Bahn-Zug näherte sich rasch der Brücke, um in der Masse des Berges unterzutauchen und in den Krebschatik hineinzudonnern. Der Dnepr dehnte sich unter der U-Bahn-Brücke vor Hochwasser in die Breite, seine im Dunkel verschwindenden Flächen waren auf Gogolsche Weise erhöht und

riesig. Der Uferstraße entlang schlenderten Liebespaaren, die Menschen kehrten in ihr Zuhause zurück – und alle diese einfachen Lebensbilder einer Millionenstadt, die uns gewöhnlich nicht besonders anrühren, erschütterten mich plötzlich zutiefst, als käme ein Erleuchten über mich, ein Verstehen von einer sehr wichtigen Bewußtseinsregung, die sich in den letzten Tagen vollzogen hat. Dieser friedliche Abend erschien mir als etwas durchdringend Schönes, so als hätte ich für immer vom Frühling und von der Stadt Abschied genommen. Unbekannte Menschen standen mir nahe, Kiews Alltäglichkeit war in neuem Licht aufgetaucht.

Noch am Tag – nur vor einigen Stunden – war ich in Tschernobyl gewesen... Was ich in diesen heißen Maitagen 1986 sehen, begreifen und fühlen konnte, hat eine Reihe gewohnter Vorstellungen verändert. Angesichts des alle betreffenden Unheils, das über unser Land gekommen ist und in das Lebens selbst eingriff, kamen einem die Gesundheit und das geregelte friedliche Dasein vieler Menschen unbedeutend und nichtig vor, ja vieles von dem, was noch gestern normal war, woran man sich gewöhnt und was man einfach nicht bemerkte, empfand man heute als abstoßend. Und umgekehrt nahmen solche ewigen Begriffe wie Pflicht, Verantwortungsbewußtsein und menschlicher Anstand eine besondere Bedeutung an. Es war schließlich etwas geschehen, was man aus schwersten Zeiten der Prüfungen kennt: Morale Eigenschaften von Menschen stiegen im Wert jäh an.

In Tschernobyl blickte ich in die seltsame, unwahrscheinliche Welt jenseits der Spiegelwelt, getaucht in die unsichtbare und deshalb noch schlimmere Tönung der erhöhten Radioaktivität. Ich habe gesehen, was sogar in den phantastischsten Träumen schwer vorstellbar ist.

Tschernobyl. Ein kleiner anmutiger Flecken in der ukrainischen Provinz, der in lauter Grün ertrinkt. Im Sommer erholten sich hier gern Kiewer, Moskauer und Leningrader. Hierher reiste man für längere Zeit, oft für den ganzen Sommer, mit Kind und Kegel, man mietete seine „Datscha“, das heißt Zimmer in den einstöckigen Holzhäuschen, bereitete sich für den Winter Gesalzenes und Eingemachtes vor, sammelte Pilze, die in den hiesigen Wäldern nur so aus dem Boden schießen, man bräunte sich an den blitzsauberen Sandbänken des Kiewer Meeres, ging Fische fangen. Und es wollte einem so scheinen, als existierten hier die Schönheit der Polessker Natur und die in Beton sorgsam verwahrten Atomvulkane der vier AKW-Blöcke, unweit von Tschernobyl gelegen, großartig und harmonisch nebeneinander.

Heute ist Tschernobyl, auf das die Aufmerksamkeit der gesamten Welt gerichtet ist, eine Stadt ohne Bewohner, ohne schallende Kinderrufe, ohne das gewöhnliche, gemächliche Tempo des Lebens eines Rayonstädchens. Die Fensterläden sind dicht, alle Häuser öffentlicher Stätten und Geschäfte verschlossen und versiegelt. In den Häusern nichts Lebendes, morgens muhen keine Kühe, man hört keinen Hahn und keinen Hund. Nur Vögel zwitschern sorglos im Blattwerk der Bäume. Vögel wissen nicht, daß das Laub die lodernde Quelle erhöhter Radioaktivität ist.

Dennoch ist Tschernobyl nicht tot, es lebt. Nur lebt es nach den rauhen und für uns alle absolut neuen Gesetzen des Notstands der Atomepoche, eine Stadt im harnäckigen Kampf mit dem Unfall und seinen Folgen. Durch die

Straßen jagen Mannschaftspanzerwagen und Wagen mit Beton in Richtung Zone. Es stehen Posten zur Meßkontrolle der radioaktiven Dosierung, Sprengwagen waschen unaufhörlich und reichlich die Straßen rein. In der Stadt und um sie herum ist eine Riesenmasse an Technik konzentriert, gewaltige Bulldozer und Traktoren, Krankraftwagen und Schrapper stehen da und warten auf den nächsten Kampfeinsatz. Auf Spezialflächen befinden sich Soldaten in besonderer chemischer Schutzkleidung und desaktivieren sorgsam die Technik, die die Zone verläßt. Vor dem Gebäude des Rayonkomitees und des Rayonexekutivkomitees, wo die Gesamtoperation geleitet wird, stehen Dutzende PKWs, als fände hier eine gewohnte Versammlung statt. All dies sind freilich nur die äußerlichen Merkmale dessen, was sich heute in Tschernobyl ereignet, aber auch sie sprechen eine deutliche Sprache. Keinerlei Anzeichen von Verwirrung. Und wie merkwürdig, daß in dieser ungewöhnlichen Situation, die sofortige Entscheidung verlangt, daß in dem widersprüchsvollen und schwierigen Durcheinander des Extremsten, einer sich jäh ändernden Lage, die Menschen ruhiger geworden sind, ihr Verhalten untereinander besser ist als sonst: Das gemeinsame Leid und das gemeinsame Ziel haben viele, die sich noch gestern nicht kannten, anständiger und verträglicher gemacht, haben sie jegliche Reizbarkeit und Ehrgeiz abstreifen lassen. Ich habe hier keinerlei Vorgesetzter gehörig, keinerlei kleinlichen Kompetenzstreit. Es geht um die Sache und nur um die Sache. Ohne bürokratische Verschleppungen und langatmige Feilscherei um Vereinbarungen.

Wer in der Zone arbeitet, trägt baumwollene, weiße oder grüne Schutzkleidung am Körper und auf dem Kopf. Man kann das Akademiemitglied nicht vom Arbeiter, den Soldaten nicht vom General unterscheiden. Angesichts der radioaktiven Gefahr sind alle gleich. Nur die Verantwortlichkeit unterscheidet sie. Wenn du diese Leute anblickst, scheint es dir, als seien sie Chirurgen auf dem Weg zum Operationsblock. Das Bild ist recht genau, denn in Tschernobyl führt man heute eine noch nie dagewesene Operation zur Vernichtung der Krebsgeschwulst Radioaktivität durch.

Im Zug meiner ärztlichen Tätigkeit hatte ich die Aufgabe, bei der Beseitigung von Choleraepidemien mitzuwirken, Maßnahmen in der Bekämpfung von Epidemien unterschiedlicher Infektionen massenhaft vorzunehmen, ich befand mich mitten in Zentren der Pest, in Heilstationen für Aussätzige. Und ich habe darüber für die *Literaturnaja gazeta* geschrieben. Deshalb kam mir so manches, was ich hier in Krankenhäusern und Sanitätsstationen sehen konnte, anfänglich bekannt vor, als ich mit der Spezialistengruppe des Gesundheitsministeriums der Ukrainischen Sowjetrepublik in die Gebiete von Polessk und Iwankowsk fuhr, die unmittelbar an die Dreißigmeterzone der erhöhten Gefahr anrainen: Eine ungewöhnlich große Zahl an medizinischem Personal, viele von ihnen angereist; Höfe, vollgestopft mit Erste-Hilfe-Autos und Sanitätswagen mit Nummernschildern aus der gesamten Ukraine; Räume von Chefärzten, die an Kampfstäbe aus der Zeit des Krieges erinnernden, dieselbe Biwakatmosphäre, Karten und Skizzen, über die sich Ärzte beugen; unaufhörliche Telefonanrufe, tausenderlei große und kleine Dinge, die auf der Stelle zu entscheiden sind... All dies ist mir wohlvertraut. Und zugleich ist alles neu, alles ungewohnt und erstmalig. Wir haben in diesen Ta-

gen gleichsam die eine Epoche – die voratomare – verlassen und sind in die unerforschte Epoche eingetreten, die eine grundlegende Umgestaltung unseres Denkens und unserer Arbeitsmethoden erfordert. Das Schicksal hat uns die Möglichkeit gegeben, in den Bereich der Nacht zu blicken, jener Nacht, die eintreten wird, wenn sich die atomaren Sprengköpfe losreißen ... Wenn es nach meinem Willen ginge, würde ich ins Gebiet von Tschernobyl möglichst viele Politiker heranschaffen, die sich der Entspannung widersetzen – sollen sie selbst hinsehen, nachdenken und ihre Schlüsse ziehen, solange es noch nicht zu spät ist.

Der Tschernobyler Unfall hat der Menschheit eine Reihe neuer, nicht nur wissenschaftlicher oder technischer, sondern auch psychologischer Probleme beschert. Für das menschliche Bewußtsein ist es sehr schwierig, sich mit der absurdnen Situation abzufinden, da die Todesgefahr keinerlei äußerliche Formen hat, weder Geschmack noch Farbe noch Geruch, sondern nur durch Spezialgeräte gemessen wird. Die Gefahr durchsetzt gleichermaßen die gute Frischluft, die weiße und rosaarbene Blüte der Apfelbäume, sie ist im Staub der Wege und Straßen, im Wasser der Dorfbrunnen, in der Milch der Kühe und dem jungen Blattgrün der Gärten, sie ist in der ganzen idyllischen Frühlingsnatur. Die nicht anzufassende Gefahr hat bei den einen das Gefühl der Unsicherheit und Angst verstärkt, bei den anderen dagegen eine übermütige Verachtung. Man berichtete von so einem Draufgänger, der sich dafür entschied, die einfachsten und im übrigen ziemlich effektiven Schutzmaßnahmen zu ignorieren und seine „Kühnheit“ unverzüglich zu bezahlen hatte. Nur das objektive Wissen der realen Lage, durch keinerlei Willen verzerrt und auch nicht hinter sieben Schlössern als Geheimnis versteckt, nur die Beachtung vernünftiger Schutzmaßnahmen und eine ständige Kontrolle der Strahlung, kann denen, die sich in der Gefahrenzone befinden, das nötige Sicherheitsgefühl verleihen.

Man konnte dabei eine merkwürdige Gesetzmäßigkeit beobachten: Je weiter sie sich vom Epizentrum der Ereignisse befanden, um so erschreckter waren die Menschen und um so bereitwilliger glaubten sie Gerüchten. In Kiew gab es davon mehr Leute als in Tschernobyl und den ihm nahegelegenen Gebieten. Weit über Kiews Einzugsgebiet hinaus, in südlichen Regionen, trieben einzelne Raffer, unter Ausnutzung der allgemeinen Unruhe, die Preise der Zimmer in die Höhe, die sie an Kiewer vermieten wollten, und sie rechtfertigten das mit der „erhöhten Gefahr“.

Doch zurück zu den Gebieten um das Atomkraftwerk von Tschernobyl. Was sich dort ereignet hatte, steht in keinem Vergleich zu den Ereignissen in Zeiten vergangener Epidemien: Weder in bezug auf die rasch anwachsende Gefahr für die Bevölkerung noch in bezug auf die komplizierten Aufgaben der Medizin und den Umfang der Umsiedlung riesiger Menschenmassen. Stellen Sie sich eine Kolonne von tausend Bussen mit eingeschalteten Scheinwerfern vor, die sich in einer Zweierreihe auf der Straße fortbewegen und die mehrtausendköpfige Bevölkerung der Stadt Pripjat – Frauen, Alte, Erwachsene und Neugeborene – aus der kontaminierten Zone wegschaffen. Stellen Sie sich all diejenigen vor, die ihre saubere und moderne Stadt verlassen haben, auf die sie stolz waren und wo sie bereits Wurzeln geschlagen hatten – Erbau-

er und Bedienungspersonal des Atomkraftwerkes, ihre Familienangehörigen, alle, die es aus Zufall oder nicht aus Zufall nach Pripjat verschlagen hatte. Zur Abreise war ihnen eine streng begrenzte Frist gesetzt, sie ließen ihre Häuser hinter sich und zogen von dannen, wie sie gerade waren, nur das Allernötigste konnten sie mit sich nehmen. Etliche haben aber in ihrer Fassungslosigkeit auch dies nicht getan. Die Erbauerin des Tschernobyler Atomkraftwerkes, Lilia Michajlowna Galtschenko (ihr Mann ist im AKW als Elektriker tätig), deren Familie im Dorf Blidscha des Iwankowsker Kreises Unterschlupf gefunden hat, erzählte mir, wie sie ihr Haus mit Kindern und Enkelkindern verließ, außer ihren Ausweispapieren nichts mitnahm, in der Annahme, sie würden die Wohnung nur für zwei Tage verlassen. Übereinstimmend bekräftigten Ärzte und Evakuierte, daß unter denen, die man aus Pripjat weggebracht hat, keine Panik vorkam. Die Menschen waren schweigsam und konzentriert, es gab fast keine Tränen und kaum Streit, niemand maßte sich Sonderrechte an. Nur Schmerz und Unruhe standen in ihren Augen.

Es gab einen Tag, an dem die Ärzte des Polessker Kreises mehr als dreitausend Menschen behandelten – eine erstaunliche Zahl, wenn wir an die Schlangen in den Polikliniken zu gewöhnlichen „Friedenszeiten“ denken, an die Belastungsnormen, um die es ständigen Streit gibt. Jeder kam dran, jeder wurde angehört und mit dem Geigerzähler überprüft, schon nach einer Stunde hatte ein jeder die Blutanalyse, und es stand die Zahl der weißen Blutkörperchen fest.

Im Iwankowsker Kreiskrankenhaus fand ich ein eigenartiges Laboratoriumswohnheim vor. Das war eine improvisierte hämatologisch-diagnostische Abteilung, die rund um die Uhr arbeitete, das Blut der Evakuierten und all derer untersuchte, die um ärztliche Hilfe batzen. Hinter Mikroskopen freundliche Frauen aus Kiew, Charkow, Tscherkass und Laborantinnen aus der Umgebung. Die zweite Schicht erholt sich im Nebenraum. Eine jede Frau hat zu Hause Kinder, sie alle haben auch ihre eigenen Sorgen und Ängste, aber diese Menschen wissen: Hier werden sie dringend gebraucht. Und deshalb sind es gerade sie, die hier die vorderste Linie bilden.

Ich halte mich in den Bereichen des äußersten Notstands auf und sehe, welche Riesenarbeit die Ärzte der Ukraine verrichten, und dabei fallen mir häufig unsere literarischen Diskussionen zu Themen unserer Zeit ein, zur „Dorfprosa“ und zur „Stadtprosa“, zum positiven Helden, zur Notwendigkeit, das Leben zu „erforschen“ und zu all den übrigen Weisheiten. Wie scholastisch und weit entfernt vom Leben selbst erscheinen die Diskussionen, wo sich vor deinen Augen ein noch nie gesehenes Drama abspielt, wo sich das Wesen eines Menschen – wie das im Krieg der Fall war – äußerst schnell entblößt: Mit einem Mal fällt jegliche Maskierung von den Menschen ab, wie das Laub von den Bäumen unter der Einwirkung von Entlaubungsmitteln. Die stillen, unscheinbaren, unermüdlichen Arbeitenden stellen sich als die wahren Helden heraus, während sich die lebhaften Schwätzer, die bei Versammlungen zur Beschleunigung und Aktivierung des menschlichen Faktors aufrufen, in ganz gewöhnliche Feiglinge verwandeln. Und auch solches ist vorgekommen.

Auf den Gesichtern der Ärzte und Schwestern liegt der graue Stempel der

Müdigkeit und des Unausgeschlafenseins. Einige von ihnen haben die Spannung nicht ausgehalten.

Doch die Mehrheit hat es durchgestanden. Unmittelbar nach Erhalt der Nachricht vom Unfall im Tschernobyler AKW hat das Gesundheitsministerium der Ukrainischen SSR einen Krisenstab gebildet, der zunächst von A. N. Selinskij, dem Ersten Stellvertreter des Gesundheitsministers, geleitet wurde. Der Minister des Gesundheitswesens, A. E. Romanenko, befand sich zu der Zeit in den USA, und seinen Angaben zufolge hatte er alle Hände voll zu tun, die Attacken amerikanischer Journalisten abzuwehren; erheblich leichter, meint Anatoli Jesimowitsch Romanenko, wäre es für ihn gewesen, in Kiew zu sein... Heimgekehrt stürzte er sich sofort in den Strudel der komplizierten, von Ärzten zu lösenden Vorgänge.

Am ersten Tag des Alarms begaben sich V. M. Kostjuk, Chef der prophylaktischen Hilfe, andere Verantwortliche des Gesundheitsministeriums und A. J. Awramenko, Leiter des Gesundheitswesens für das Kiewer Gebiet, in den Kreis Polessk, um vor Ort die Tätigkeit der medizinischen Einrichtungen unter neuen Bedingungen zu organisieren.

Gerade in den tragischen Tagen haben die Ärzte erstmals Kranke gesehen, die von Strahlungen verletzt worden waren... Sie hatten darüber in Lehrbüchern gelesen, davon in Vorlesungen gehört, doch daß sie in der Weise damit Auge in Auge konfrontiert werden würden, nein, das war ihnen wie ein böser Traum vorgekommen. Aber es war kein Traum. Ins Polessker Krankenhaus brachte man die Kontaminierten schon am ersten Tag nach dem Unfall – Mitarbeiter des Atomkraftwerkes, Feuerwehrmänner, die den Unfall heldenmütig eindämmten, damals, in den ersten kritischen Stunden, nachts. In den Augen meiner Kollegen, die das erzählen, stehen Tränen, obgleich sie als Ärzte schon einiges gewohnt sind. Nicht einfach ist es, die Krankheitsgeschichte derer durchzublättern, die sich ohne Furcht vor Feuer und Strahlung zum Reaktor hinstürzten, um uns alle vor der drohenden Katastrophe zu retten. Diese Kranken blieben nicht lange in Polessk, nur einige Stunden waren es (man brachte sie im Flugzeug zur Behandlung nach Moskau), aber die Ärzte werden sich an sie ein Leben lang erinnern. Auch Ärzte waren von harter Gammastrahlung betroffen, Mitarbeiter der Ersten Hilfe von Pripjat. Siebenmal begab sich der Arzt Pawel Nikolajewitsch Tynjanow, die Gefahr verachtend, in die Reaktorzone, um von dort Verwundete herauszuholen. Er hatte es tun müssen...

Großes Unheil ist über uns gekommen.

Schmerz erfaßt uns, wenn wir an die denken, die ihre Gesundheit und das Leben opferten, um andere Menschen zu retten. Wir verneigen uns vor ihnen. Und in diesen Tagen einer noch voller Spannung verrichteten Arbeit zur Abwendung weiterer Folgen des Unfalls im Tschernobyler AKW, wo in unseren Herzen Unruhe und Hoffnung sind, da ist es noch verfrüh, irgendwelche globalen, verallgemeinernden Schlüsse zu ziehen. Die Analyse dieses Geschehens, das uns so erschütterte, steht noch aus. Nicht den letzten (wenn nicht den allerletzten Platz) werden in dieser Analyse rein menschliche, subjektive, moralische, das Verhalten bestimmende Aspekte einnehmen, das heißt eben die, mit denen es die Literatur unmittelbar zu tun hat. Dennoch ist schon jetzt

klar, nach dem Tschernobyler Unfall werden wir alle, darunter auch die Wissenschaftler und Schriftsteller, fordernder und strenger den widerspruchsvollen dialektischen Entwicklungscharakter der modernen technischen Zivilisation betrachten.

Wir werden darüber nachzudenken haben, wie oft wir uns – auch die Wissenschaftler und Schriftsteller – dem freudvollen Kalb anglichen, das in Verzückung auf ein neues Tor glotzt, anstatt gelassen, abwägend und objektiv die komplizierte und mehrdeutige Erscheinung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts zu analysieren. Ich denke an die flink dahingeschriebenen Romane, an Lieder und Kinofilme einiger Autoren, deren pseudoromantische und aufgeblasen klägliche Helden mit ungewöhnlicher Flottheit alle zu Hinterwäldlern und Konservativen abstempelten, die es gewagt hatten, auch nur den geringsten Zweifel am Nutzen dieser oder jener wissenschaftlich-technischen Neuerung auszusprechen.

Der Tschernobyler Unfall hat noch eine wichtige Seite des Problems hervorgekehrt – die Rolle des menschlichen Faktors, des moralischen Potentials von Menschen, die in ungewohnte, extreme Situationen geraten. Nein, nicht alles war schön und heldenmütig. Und auch davon wird laut und vernehmlich zu reden sein, wenn die Anspannung der Unfallarbeiten nachgelassen hat. Doch bei den meisten, mit denen ich in jenen Tagen zusammentraf, hat der Schmerz nicht Verzweiflung, sondern Mut hervorgebracht.

Aus dem Russischen von Friedrich Hitler

Ausgewogen, unabhängig, überparteilich...



„Ausgewogen, unabhängig, überparteilich“ – das ist der Nebel, den Rundfunk, Presse und Fernsehen verbreiten. Wer den Nebel durchblickt, stellt fest, daß die Medien einseitig, abhängig und parteilich sind.

Die UZ ist anders. Als Zeitung der DKP hat sie einen klaren parteilichen Standpunkt: im Interesse der arbeitenden Menschen und aller demokratischen Kräfte unseres Landes. Gegen Kohl und Kapital. Täglich.



Die UZ können Sie probelesen:
14 Tage kostenlos und
unverbindlich. Anruf genügt:
02101/590321, Kollege Duisberg,
oder Coupon ausfüllen.

04-11-01-KURRIUS-00346

Einsenden an Plambeck & Co,
Postfach 101053, 4040 Neuss 1

Harald Grill WAAckersdorf ist überall

*Die Anzahl der Betroffenen wächst.
Widerstand wie radioaktive Strahlung kennen keine räumlichen Grenzen.*

Was heißt hoffen?

Heißt es, wie viele meinen, Begierden und Wünsche haben? Wenn das stimmte, dann wären die, welche mehr und bessere Autos, Häuser und Geräte haben möchten, Menschen der Hoffnung. Aber sie sind es nicht; sie sind Menschen, die es nach mehr Konsum gelüstet, sie sind keine Menschen der Hoffnung.

Ich tue selbst nichts, ich bleibe untätig, weil ich nichts bin und zu nichts fähig bin; aber die Zukunft, die Projektion der Zeit, wird das vollbringen, was ich nicht erreichen kann. Diese Verehrung der Zukunft, die nur ein anderer Aspekt der Verehrung des Fortschritts ist, ist genau die Entfremdung der Hoffnung.

Nur allzuoft verliert man im Prozeß des Redens über Liebe, Haß oder Hoffnung den Kontakt mit dem, worüber man eigentlich reden sollte. Dichtung, Musik und andere Formen der Kunst sind die bei weitem am besten geeigneten Medien zur Beschreibung menschlicher Erfahrungen, denn sie sind präzis und nicht so abstrakt und vage wie die abgegriffenen Münzen, die man für adäquate Darstellungen menschlicher Erfahrungen nimmt.

Erich Fromm

An dem Abend, als das zweite Hüttdorf im Taxöldener Forst bei Wackersdorf geräumt wurde, einen Tag nach dem Fest der Heiligen Drei Könige, mußte ich eine Szene miterleben, die mich nicht mehr losläßt. Vor dem Hintergrund kreischender Kettensägen und im Beisein von Tausenden Polizisten, die diesen Wald vor den vorwiegend einheimischen Beschützern des Waldes beschützen sollten, fuhr ein Kranwagen auf. Das etwa acht Meter hohe Kruzifix sollte ebenso verschwinden wie die Hütten des Hüttdorfes, das in wenigen Tagen zum Symbol des Widerstands der Gegner der geplanten atomaren Wiederaufbereitungsanlage geworden war. Der Bildhauer Stefan Preißl aus dem nahen Burglengenfeld hatte während der Weihnachtsfeiertage hier mitten im Dorf aus einem Baumstamm einen überlebensgroßen, schmerzverkrümmten Christus geschnitzt. Die *Bayerische Staatszeitung* fand es „immerhin bemerkenswert . . ., daß in der Hektik der Bauplatzbesetzung, bei klirrender Kälte draußen im Wald, ein Werk von eindringlicher künstlerischer Aussage entstehen konnte, in dem sich bodenständige bayerische Schnitztradition mit moderner Expressivität verbindet“. Für jene, die die Figur nicht mit eigenen Augen gesehen hatten, wurde sie in der gleichen Zeitung folgendermaßen beschrieben: „Aus der Not, die Figur in einem Stück arbeiten zu müssen, den Gekreuzigten also nicht mit ausgebreiteten Armen darstellen zu können, wurde eine überaus ausdrucksstarke Gebärde. Herb und kantig sind das geneigte Haupt und der tiefgefurchte Brustkorb geformt: Der Ausdruck bittern Schmerzes ergibt sich unmittelbar aus handwerklicher Ehrlichkeit. Den

Geist kämpferischer Agitation atmet dieser Christus jedenfalls nicht; es ist ein leidender Christus, ein Christus der Hingabe. Wie immer man die künstlerische Bedeutung einschätzen mag – dieser Christus ist auf jeden Fall ein bewegendes Dokument der geistigen Krise unserer Zeit, mit dem nicht achtsam umgegangen werden sollte.“

Ein katholischer Pfarrer hatte die Weihe nach streng römisch-katholischem Ritual vorgenommen und in einem Gebet zum Ausdruck gebracht, daß der Gekreuzigte alle Brutalität von diesem Platz verbannen möge. Das Kreuz wurde von Polizisten wie ein Baum abgesägt und unter Beisein des ebenfalls katholischen Polizeipfarrers in Stücke geschnitten. Die Christusfigur wurde verschmutzt und beschädigt dem Bildhauer zurückgegeben. Während der Besitzungsaktion improvisierte der Geistliche Leo Feichtmeier aus Nittenau außerhalb der Absperrung eine Andacht und verlas über Megaphon das Evangelium der Kreuzabnahme: „Da kamen die Soldaten und zerschlugen die Gebeine des einen wie des anderen mit ihm Gekreuzigten. Als sie aber zu Jesus kamen und sahen, daß er schon gestorben war, zerschlugen sie ihm die Gebeine nicht . . . Der dies gesehen, legte Zeugnis dafür ab, und sein Zeugnis ist wahr . . .“ (Joh. 19,32–36).

Eine große Menschenmenge murmelte das Vaterunser – Teublitzer Handwerker, Lehrerinnen und einen Richter aus Amberg erkannte ich, einen Bauern aus Alten Schwand, das jüngere Ehepaar aus Wackersdorf und den netten Herrn mit dem Trachtenhut . . . Wir kennen uns alle, seit wir hier immer wieder unsere „Waldspaziergänge“ unternommen haben. Die Angst hat uns zusammengeführt und der gemeinsame Wille, uns nicht einfach von geldgierigen Machern einer übermächtigen Obrigkeit die Heimat zerstören zu lassen. Die Fröhlichkeit, die die Gesichter in den Tagen vor der Räumung des Hüttdorfes bestimmt hatte, war verschwunden. Das gespenstische Dämmerlicht des nahenden Abends verstärkte das Gefühl der Beklemmung, der Betroffenheit.

Kurze Zeit später fand das Kruzifix einen neuen Standplatz am Franziskusmarterl, draußen am Waldrand, dort wo heute noch jeden Sonntag um 14 Uhr ökumenische Andachten stattfinden. Sie werden allwöchentlich von 500 bis 1000 besorgten Bürgern besucht. Viele von ihnen haben nie zuvor im Traum daran gedacht, an Demonstrationen teilzunehmen . . .

Wiederum kurze Zeit später brachen unbekannte Täter in einer Nacht- und Nebel-Aktion die Christusfigur vom Baum. Sie ist bis heute nicht gefunden worden. Nur die abgebrochenen Hände hängen hoch oben am Holz. 500 Polizisten und Grenzsoldaten, die das Gelände bewachten, hatten nichts bemerkt.

Inzwischen erstellte der gleiche Bildhauer ein neues Kruzifix. Es steht neben dem gemauerten Bildstock des Franziskusmarterl. Ein anderer Künstler schuf einen vielarmigen schmiedeeisernen Leuchter, einen eisernen Dornbusch, dessen Lichterblüten Tag und Nacht nicht verlöschen. Mir scheint es, daß nun jeden Sonntag mehr Menschen heranpilgern. Nach der Andacht machen sie sich auf den Weg zum Bauzaun. Das Wort Zaun jedoch ist eine Verharmlosung – keine Ritterburg war wohl stärker befestigt. Viele der Spaziergänger fühlen sich an KZ-Anlagen erinnert. Immer wieder ziehen sie beim

Anblick der Wasserwerfer und der bewaffneten Polizeitruppen vergleiche zum NS-Regime. „San denn mir Verbrecher?“ fragen oft genug ältere Menschen die Polizisten hinter dem Eisenverhau.

„Ihr bekämpft euer eigene Bevölkerung, und mir, die Steuerzahler, mir zahlt des alles! Schämt euch net?“

Die Polizisten zucken mit den Achseln. Auf die Frage, ob er denn auch schießen würde, antwortete ein junger Bereitschaftspolizist lakonisch: „Logisch, wenns notwendig is . . .“ Ein anderer Polizist reagierte auf Beschimpfungen zornig: „Beim Hitler waarts ihr alle nimmer da, des sag i eich!“ Trotzdem weiß wohl die Mehrheit der WAA-Gegner, daß die Polizei nicht ihr eigentlicher Gegner ist. Sie muß hier den Kopf hinhalten für die Entscheidungen profitorientierter Machtpolitiker und verliert dabei jeglichen Vertrauensspielraum bei der Bevölkerung. Die meisten der jungen Polizisten wissen wohl auch nicht, warum sie hier stehen. Sie wissen wenig über die geplante Atomfabrik. Außer den Hochglanzbroschüren der Betreiberfirma DWK und des bayerischen Umweltministeriums verfügen sie kaum über Informationen. Manchen der Beamten merkt man es an, daß sie sich schämen; sie weichen den Blicken der Menschen aus. Vielleicht würden sie am liebsten im Erdboden versinken. Es ist schwer, die Beschimpfungen gerade der älteren Frauen und Männer auszuhalten, die kein bißchen ins Klischee von Chaoten und Krawallmachern passen und die ohne weiteres die Eltern oder die Großeltern der jungen Polizisten sein könnten. Allein der Zaun um das Baugelände (Kaufpreis: 2 Millionen DM) kostet 12 Millionen DM. Im NATO-Draht hängen Kleidungsstücke, Lebenszeichen, an den Gitterstäben festgebunden Babyschuhe. Das wird von seiten der Obrigkeit nicht gerne gesehen – es finden immer wieder Säuberungsaktionen statt.

Immer wieder gibt es auch Versuche, ohnmächtige Versuche von einigen wenigen, Löcher in den Zaun zu sägen. Manchmal gelingt es. Meist verhindern die Wasserwerfer diese Vorhaben. Ihr CS- und CN-Kampfgas zeigt Wirkung. Zunächst auf den Gesundheitszustand aller, die sich bis auf 50–80 m diesem Zaun nähern. Hierzu der Münchner Giftexperte Dr. med. Max Daunderer: „Starker, brennender Schmerz in den Augen, der zum Augenreiben veranlaßt, rasch einsetzende tränenerizende Wirkung; weiterhin Brenngefühle in allen Schleimhäuten des Nasen-Rachen-Raums sowie Brennen und Stechen an der Haut, vor allem im Bereich von Schürfwunden, bei höheren Dosen Blasenbildung wie beim Sonnenbrand. Im Brustraum entsteht Engegefühl, daraus Panikgefühl. Bei hohen Dosen drohen bleibende Hornhautschäden und toxisches Lungenödem. CS gilt als zehnmal gefährlicher, verglichen mit CN. CN wiederum ist zehnmal giftiger als Blausäure.“ (Aus: „Ärztliche Praxis“, 19. April 1986.)

Das erste Mal wurden diese Stoffe in der Bundesrepublik im Rahmen der Demonstrationen am Ostermontag 1986 eingesetzt.

Da stand ich in einer langen Kette von Bürgern, die Angriffe auf Polizisten und Zaun verhinderten. Vom Zaun standen wir etwa 2–3 m entfernt, er war nicht einmal andeutungsweise gefährdet. Trotzdem spritzten zwei große „Startbahn-West-Wasserwerfer“ ihr Kampfgaswasser mit hohem Druck direkt in die Menschenkette. Ich sah die Polizisten in ihren Mannschaftskabi-

nen grinsen. Sie sahen uns. Wir hatten uns die Hände gereicht und diese hochgehoben zum Zeichen, daß wir keinerlei Gewalttätigkeit im Sinn hatten. Selbst als niemand mehr in der Nähe des Zaunes stand, ging der Terror weiter. Wasserwerfer spritzten in Richtung der Menschenmenge. Fein zerstäubt lag das Gas in der Luft. Am Ende setzte die Polizei gar Rauchgranaten ein: Giftgas ohne Rücksicht auf Kinder oder ältere Leute. 80 m weit flogen die Granaten ungezielt . . .

Bundesgrenzschutz beschlagnahmte den helfenden Ärzten und Sanitätern die Augenschutzlösung, die sie dringend zur Behandlung Verletzter gebraucht hätten. Dr. Daunderer weist auch darauf hin, daß CN-Gas krebserregend ist. Neben diesen körperlichen Wirkungen kann man aber auch seelische ausmachen. Die harte „Bayerische Linie“ stärkt den Widerstand. CSU-Politiker, die die Gegend besuchen, wagen dies nur noch mit Polizeischutz. Die Bevölkerung ist aufgebracht. Im Volksmund heißt der CS-Kampfstoff „Christlich-Soziales“ Gas. Viele „gstandne“ Einheimische, vor allem der älteren Generation, denken halblaut über „Gewalt gegen Sachen“ nach. Sie werden immer wütender. Sie wollen ihre Heimat nicht vor die Hunde gehen lassen. Sie haben kein Vertrauen mehr zu Politikern wie dem bayerischen Innenminister Hillermeier (Volksmund: „Hitler-Meier“) und dem bayerischen Justizminister Lang, der verbreiten ließ, daß jeder Demonstrationsteilnehmer 80 DM Tagegeld von irgendwelchen dunklen Mächten bekäme. Offensichtlich kann er sich nicht vorstellen, daß es Menschen gibt, die Angst haben, Menschen, die Ideale haben, Menschen, die bereit sind, konsequent zu handeln, ganz ohne Bezahlung. „Vielleicht geht der Minister von sich aus“, meinte einer unserer Nachbarn.

Erst als ihn die Briefe vieler Betroffener mit der ironischen Anfrage, wo denn das Tagegeld ausbezahlt würde, und eine Anzeige erreichten, räumte der Minister ein, daß er mit dieser frei erfundenen Behauptung nur eine Diskussion anstoßen hatte wollen. Einige pfiffige Bürger aus Weiden (dem Wahlkreis Langs) meinten daraufhin: „Dann behaupten wir einfach, daß der Minister Geld von der Industrie bekommt, damit er den Bau der Anlage unterstützt; natürlich nur als Diskussionsanstoß . . .“ Gegenfrage: Müssen wir das wirklich behaupten? Weiß nicht jeder, wie der Laden läuft . . .?

Innenminister Hillermeier muß sich ebenfalls den Vorwurf der Lüge gefallen lassen. Ihm werfen die Oberpfälzer, die bei der Räumung des zweiten Hütendorfes festgenommen und ohne Feststellung der Personalien freigelassen wurden, eine bewußte Fälschung der Statistik vor. Hillermeier ließ nämlich nach der Räumung Zahlen verbreiten, die besagten, daß nur eine winzige Minderheit Einheimischer im Hütendorf gewesen sei. Da aber die Einheimischen beobachtet hatten, daß die Polizisten Festgenommene einfach gehen ließen, wenn diese Oberpfälzer Dialekt sprachen, bot man Dialektunkunden im Hinblick auf die nächsten Aktionen Sprachkurse an.

Einer der wenigen Politiker, denen die Bevölkerung im Oberpfälzer Raum vertraut, ist der Landrat von Schwandorf, Hans Schuierer. Das Vertrauen der Bevölkerung brachte ihm das Mißtrauen der Regierung ein. Es wird ein Disziplinarverfahren gegen ihn vorbereitet. Man will ihn aus dem Weg schaffen. Die bayerische Regierung wird alle Gesetze bis an die Grenzen ausnützen,

um ihr Vorhaben (das eigentlich das der DWK wäre) durchzudrücken. Wo ihr diese Gesetze Grenzen setzen, wird sie versuchen, sie zu ändern. Auch dies prangert Landrat Schuierer immer wieder an. Kaum ein Sonntag, wo man ihn nicht auf dem WAA-Gelände antrifft. Er erlebt das überzogene Verhalten der Polizei mit und weist auch immer wieder auf die Überstrapazierung des Polizeiaufgabengesetzes hin – Festnahmen en masse ohne Haftbefehl, Hausdurchsuchungen ohne Durchsuchungsbefehl usw.

Die Pflicht zum Widerstand leitet Schuierer wohl auch aus seiner persönlichen Lebensgeschichte ab. Sein Vater war im KZ Flossenbürg inhaftiert. Er weiß, wieviel unsere Demokratie zu verlieren hat. Bei vielen Vorträgen im ganzen Land geht er darauf ein.

Wir haben eines der besten Grundgesetze der Welt. Es hat lange gedauert, bis unser Volk diese Verfassung bekam. Viele Menschen mußten dafür ihr Leben lassen. Deshalb müssen wir uns wehren gegen Minister, die lügen, müssen uns wehren gegen Politiker, die Polizei-sondertrupps für Terroranschläge abkommandieren. Die Ereignisse am Gefängnis von Celle sind kein Einzelfall. Ich habe es in Wackersdorf selbst miterlebt, wie die aufgebrachte Menge sich gegen einen Zivilbeamten der Polizei wandte, der sich eingeschlichen und seine Kollegen eigenhändig mit Schlamm beworfen hatte. Ein ähnlicher Vorfall wird aus der Aufarbeitung der „Haidhauser Krawalle“ vom Herbst 1985 erkennbar: Dort warf einer eine Flasche gegen einen Polizeiwagen.

Nicht nur Zäune von Atomanlagen bedürfen des Schutzes der Polizei, sondern auch Menschen, die ihre Grundrechte wahrnehmen. Chemische Kampfstoffe passen vielleicht zur CSU – einer Demokratie sind sie unwürdig. Hierzu ein Zitat aus der Entscheidung des I. Senats des Bundesverfassungsgerichtes vom vergangenen Jahr: „Das Recht des Bürgers, durch Ausübung der Versammlungsfreiheit aktiv am politischen Willensbildungsprozeß teilzunehmen, gehört, ebenso wie die Freiheit der Meinung, zu den unentbehrlichen Funktionselementen eines demokratischen Gemeinwesens. Steht nicht zu befürchten, daß eine Demonstration im ganzen einen unfriedlichen Verlauf nimmt und daß der Veranstalter und sein Anhang einen solchen Verlauf anstreben oder zumindest billigen, bleibt für die friedlichen Teilnehmer der von der Verfassung jedem Staatsbürger garantierte Schutz der Versammlungsfreiheit auch dann erhalten, wenn mit Ausschreitungen durch einzelne oder einer Minderheit zu rechnen ist.“

Indessen ist nun viel geschehen. Die Rodungsarbeiten im umzäunten Gelände sind beendet, die ersten Baumaßnahmen sind in Sicht, und neben den GRÜNEN und der ÖDP, der „Bayernpartei“ und der DKP steht nun auch die SPD mehr und mehr geschlossen hinter dem Widerstand gegen die Atomfabrik. Die Rechnung der CSU und der DWK, über polemische Steuergeldanzeigen Stimmung für den Bau der atomaren Wiederaufbereitungsanlage zu machen, wendet sich zunehmend gegen sie selbst. Die Katastrophe im ukrainischen Tschernobyl zeigt Wirkung. In den ersten Tagen der ministeriellen Beschwichtigungskampagnen stellte die Ortsgruppe des Bundes Naturschutz aus Kemnath in einer Kleinanzeige der Weidener Tageszeitung *Der neue Tag* lapidar fest: „Wir vermissen seit einigen Tagen die Anzeigen der bayerischen Staatsregierung.“ Plötzlich ist sie sparsam und wortkarg, diese bayerische

Staatsregierung. Mehr einzelne und mehr Organisationen als je zuvor fordern den Ausstieg aus der Kernenergie. Hautnah haben viele erfahren, welche Dimensionen Unfälle in Atomanlagen haben können. Der Widerstand wächst aus den Oberpfälzer Schuhen heraus. Doch sollten wir uns nichts vormachen. Die Notwendigkeit des Handelns zu erkennen, heißt noch lange nicht handeln. Widerstand darf sich nicht erschöpfen in verbalen Akten des Verlangens und Proklamierens. Hubert Weinzierls Forderung nach ‚persönlicher Abrüstung‘, ‚kreativem Widerstand‘ und der ‚Fröhlichkeit der Habenichtse‘ hat mehr Gültigkeit als je zuvor. Man kann sie anerkennen als Grundlinie eines wertkonservativen Widerstands, der wiederum Ausgangspunkt sein muß für politisches Handeln aller Gruppierungen, ganz gleich, welcher parteipolitischen Farbschattierung sie zuzurechnen sind.

Soll unser Vorgehen Wirkung zeigen, dann muß es seine Wurzeln im Nahraum und in den einzelnen Regionen haben. So wie in der Oberpfalz die ganze Bandbreite der Bevölkerung begann, die Aktionen zu tragen, so muß dies auch in anderen Regionen geschehen – kreativer Widerstand muß überall von immer größeren Gruppen getragen werden. Und diese Gruppen müssen miteinander Verbindung aufnehmen. Wie dies in der Praxis aussehen kann, zeigt das Beispiel der Ortspatenschaften:

Einzelne Ortsgruppen eines Verbandes, einer Partei, einer Bürgerinitiative nehmen Kontakt auf zu einer anderen Gruppe, die in einem weiter entfernten Ort angesiedelt ist. Zum Beispiel die Ortsgruppe des Bundes Naturschutz des Oberpfälz-Dorfes *Wald* zu der Ortsgruppe des Bundes Naturschutz *Hinterhuglhafing*. In Anlehnung an den bayerischen Vereinsbrauch des „Patenbitens“ mietet man einen Bus an, packt ein Faßl Bier ein und besucht die zukünftige Patengemeinde mit Kind und Kegel. Dort bestreitet man ein Abendprogramm mit Musik, Dichterlesung, Diavortrag, Filmvorführung mit anschließendem geselligen Beisammensein, organisiert eventuell private Übernachtungen, informiert sich über die Probleme dieses Ortes ...

Private Bindungen entstehen dann sehr schnell. Und damit ergeben sich auch private Informationsschienen. Die allgemeine Übermittlung von Nachrichten der Massenmedien wird so ergänzt und angereichert durch direkte Erlebnisberichte. Der ferne Ort Wackersdorf wird für den fernen Ort Hinterhuglhafing erfahrbar. Der Gegenbesuch der Patengemeinde vertieft dies.

Wäre es möglich, Hunderte dieser Patenschaften zu gründen, so würde wohl sehr schnell eine Breitenwirkung erkennbar.

Eine Vielzahl von Informationsveranstaltungen werden von Insidern für Insider organisiert. Schade um die Zeit! Oft genug reiben sich einige wenige tätige Organisatoren in kürzester Zeit auf – es bleibt ihnen nichts als Frust und die Meinung: es hat ja doch keinen Sinn.

Ich glaube, daß unsere Veranstaltungen daran kranken, daß sie zu belehrend von oben herab wirken. Die Bevölkerung des Dorfes, in dem wir wohnen, ist sehr allergisch dagegen – lieber kaufen sie noch eine Heizdecke bei einer Werbeinformationsfahrt als eine fremde Meinung. Wir sind keine Staubsaugervertreter, und unsere Erfolge als „Weltverbesserer“ lassen sich nicht mit wirtschaftlichen Kategorien messen. Die Meßlatte des Wirtschaftswachstums eignet sich nicht für uns.

Der Versuch der Ortspatenschaften führt hin zur horizontalen Vernetzung. Auch die Form einzelner Veranstaltungen sollte immer wieder neu durchdacht werden. Am besten scheinen mir altbewährte Strukturen: man denke an den „Heimatabend“! Musikgruppen wie die „Mehlprimeln“, die „Biermösl-Blosn“ oder die „Guglhupfa“ oder die oberpfälzischen „Nußgackln“ sind richtungsweisend, solange sie nicht nur von einer linken Kulturschickezia als Konsum-I-Tipferl gebraucht werden. Das war schon ein Erlebnis, das Mut machte, als die „Mehlprimeln“ im Freundschaftshaus des WAckerlands aufspielten, oder als die „Guglhupfa“ im dampfigen Wirtssaal unseres Dorfes den ewigen CSU-Wählern Aussagen entlockten wie „So zwider san de eigentlich goar net!“

Ja, und als der Well-Hansi bei der Hüttendorfräumung das Lied anstimmte „Drei Tog, drei Tog geh ma nimmer hoam“! Da war die Kraft der Volkskultur spürbar. Zu lange haben wir sie den CSU-Funktionären überlassen, die ihr sämtliche Zähne gezogen haben und am liebsten ein Volk von lauter zahnlos lallenden Heinos vor sich sähen.

„Do samma dahoam“, sagte ein etwa siebzigjähriger Mann zu seiner Frau, als die „Nußgackln“ im Taxöldener Forst ihre Instrumente mit Zwiefachen heißspielten. Kultur lässt sich auf Dauer nicht kaufen, auch nicht die Rockmusik und auch nicht die Literatur. Nicht einmal die Bayernhymne gehört der CSU.

Welche kulturelle Kraft den Widerstand gegen die WAA mittlerweile trägt, zeigte die Veranstaltung am Aschermittwoch in der Oberpfalzhalle von Schwandorf. Der Schwandorfer Aschermittwoch stellte sich dar als eine Kontrastveranstaltung zu Straußens Politpektakel in Passau. Ein Kontrast, der wohltut, weist er doch der CSU und ihrem schwitzenden, schimpfenden, kallauernden Vorsitzenden die wahren Größenverhältnisse zu. Dort sind armelige Angstmacher am Werk, die kaum noch die Kraft für positive Lebensentwürfe haben – sie haben keine Leute vom Format eines Carl Amery oder eines Robert Jungk in ihren Reihen. Und wo die Köpfe klein sind, da muß man die Muskeln spielen lassen – und wenn's bloß die Kaumuskeln sind...

Das Wort „Heimatliebe“ hat für die Bewohner der Oberpfalz wieder an Inhalt gewonnen. Sie wehren sich gegen das Etikett „Gegner“ und betonen, wie zum Beispiel ein Nittenauer Lehrer: „Wir tun etwas *für* unsere Heimat und *für* unsere Kinder!“ Gegner, das sind die, die diese lebensbedrohliche und zukunftsverachtende Technik in unserem Land installieren wollen: Positiv handelt nicht derjenige, der schweigt und zu allem ja und amen sagt und auch nicht der, der sich ausschließlich am Wirtschaftswachstum orientiert.

Wer sich nicht von anderen leben läßt und sein Leben selber in die Hand nimmt, der wird politische Entscheidungen hinterfragen. Doch wer fragt, der muß sich der Sprache bedienen. Und wer kann das?

Zum Beispiel ein Bauer aus Bruck. Er prägte in Anspielung auf die Uneinigkeit der Wissenschaftler das „Schwammerlgleichnis“, das in seiner Einfachheit selbst Intellektuelle verblüffen kann: „Wennst an Schwammerl hast, und woäßt net, ob a giftig is, dann legstn zwoa Fachleit hi. Oana sagt, da gehst drauf, da anda sagt, den kannst ruhig fressen. Was machst etz dann, ha?“ Ein evangelischer Pfarrer aus Schwandorf formuliert seine Haltung so: „Ihr

macht die Rechnung ohne den Menschen. Wir sind fehlbar. Ihr und wir. Wir können uns irren mit unseren Sorgen, aber auch ihr. Nur, wenn ihr euch irrt – was dann?“

Der Widerstand gegen die geplante Wiederaufbereitungsanlage bei Wackersdorf erstreckt sich über alle Teile der Bevölkerung und alle Äußerungen des menschlichen Zusammenlebens bis hinein in die Rechtschreibung der Flugblätter: SchWAandorf, WAckersdorf, WAld, WAAhnsinn...

Die wahre Macht dieses Widerstands wird sich allerdings erst bei der bayerischen Landtagswahl im Herbst 1986 und bei der Bundestagswahl im Januar 1987 erweisen. Hubert Weinzierl dazu: „Unser Kreuz im Taxöldener Forst haben sie zwar abgerissen, aber es werden ihnen viele Kreuze auf den Stimmzetteln fehlen!“ Womit wir wieder beim Kreuz wären...

Das Kreuz als Ärgernis für die Kirche. Der Bischof Manfred Müller (Volksmund: „Atombischof“) und die bayerische Staatsregierung fordern immer wieder sachliche Diskussionen. Gleichzeitig geben sie zu verstehen: die Entscheidung ist gefallen.

Dazu ein katholischer Pfarrer: „Die Kirche lobt die Mündigkeit nur bei ihren toten Heiligen!“ Er wies darauf hin, daß erstmalig in der Bundesrepublik viele katholische Priester der Kirche den Gehorsam verweigern.

Freilich betonte Bischof Müller schon mehrfach, daß er für alle Christen da sei. Doch auf dem Baugelände der Wiederaufbereitungsanlage war er noch nie zu sehen. Keine der Andachten der besorgten Menschen hat er bisher besucht...

Das Regensburger Bistumsblatt entwickelte sich unter der Herausgeberschaft des Bischoflichen Stuhles in Regensburg in Sachen WAA mehr und mehr zu einem Hetzblatt – hier ein kurzes Zitat des Chefredakteurs Heinrich Wurstbauer (20. 4. 86) aus einem Artikel über die Gefahr des „Rotgrünen Bündnisses“ im Bundestag 1987 (Überschrift: „Rau nicht Kanzler?“): „Wackersdorf sichert unsere Energieversorgung auf Jahrzehnte hinaus. Ohne Kernenergie verödet die Republik zum Morgenthau-Modell: Kartoffeln und Kraut, Soja und Mais. Daraus wächst keine Kirchensteuer.... Zum anderen fragen beim Geschäftsführer des Diözesanrats und bei mir und in den Bildungshäusern samstags immer mehr Eltern an, ob es denn gar keine Möglichkeit gäbe, die Verführung ihrer Kinder und Jugendlichen, wegen Wackersdorf einen Regel vorzuschieben. Selbst der Sohn eines bekannten Oberpfälzer CSU-Bürgermeisters und stellvertretenden Landrats wird inzwischen wöchentlich von einem Kaplan aus der Regengegend, jüngst wieder aus dem Kloster gewandert, und einem Referenten des Bischoflichen Ordinariats nach Wackersdorf abgeholt – zum großen Kummer seines Vaters.“

Das spricht für sich und für den wachsenden Widerstand. Der Bischof Müller freilich fühlt sich unterdessen eher zum Fürstenhaus Thurn und Taxis hingezogen. Zum Geburtstag des Fürsten zeibriert er eine feierliche Messe.

In der evangelischen Kirche dagegen wird man immer nachdenklicher. Landesbischof Hanselmann besuchte das Baugelände ausgerechnet nach einem CS-Wasserwerfereinsatz. Auch er wird wohl nicht ganz glauben, was die bayerische Staatsregierung in einer Großanzeige und auf Plakaten verbreitet: „... in der Oberpfalz sind auch Hintermänner am Werk, die bewußt mit

Schreckensmeldungen die Bevölkerung gegen die WAA aufwiegeln. Ziel dieser Leute ist es, mit der Verhinderung der WAA die gesamte Stromversorgung in Deutschland zu stören – und damit unserem Staat zu schaden.“ Der Ministerpräsident hat angekündigt, daß er jetzt die „vornehme Zurückhaltung“ gegenüber den WAA-Gegnern aufgeben werde; statt der „Glacéhandschuhe“ wolle er künftig die „Boxhandschuhe anziehen ...“ Was heißt das?

Nach Polizeigroßeinsätzen, nach CS- und CN-Gaseinsatz... Sollen nun Maschinengewehre folgen?

Wir machen einen Spaziergang, gehen durch den Wald nahe bei unserem Dorf. Der Frühling macht sich breit. Schön wär's hier. Wie stark ist nun alles vergiftet. Warum verschweigen die Nachrichten so viele Meßergebnisse? Tschernobyl greift mit seinen langen Armen bis nach Wackersdorf. Im Landkreis Cham wurden bisher keine amtlichen Messungen vorgenommen. Auch nicht im Landkreis Schwandorf. Der Mann im Landratsamt Cham gab uns zur Auskunft, daß das Ministerium Messungen nicht für nötig halte. Überhaupt könne man keine Meßstationen entsenden. Und das bräuchte es auch nicht, denn es bestünde keinerlei Gefahr. Die Luft sei rein, schriftlich dürfe er uns diese Auskunft nicht geben. Ich führe die Kinder an der Hand über den Waldweg.

Seit Weihnachten waren wir nicht mehr hier in „unserem“ Wald, immer nur im Wald um das Baugelände bei Wackersdorf. Da meint mein achtjähriger Sohn Martin: „Du Papa, komisch, nirgends Polizei...“ Wirklich wahr. Aber mir ist, als müsse jeden Augenblick eine Hundertschaft mit Schilden, Helmen und Knüppeln hinter den Büschen auftauchen.

Nach der Räumung des zweiten Hütendorfes hatte ich Grenzschutzbeamte getroffen, die einige Transparente zusammenrollten, die sie von den Hüttendächern geholt hatten. Auf einem hatte gestanden: „Unsere Kinder wollen leben.“ Auf die Frage, ob sie nun daheim selbst demonstrieren wollten, meinte einer mit einem verstohlenen Blick zur Seite: „Klar, Mann, die brauchen wir bei Gorleben – das ist unser Wackersdorf!“

Wenn wir Wackersdorf verhindert haben, werden wir einen Bus mieten, ein Faß Bier einladen und mit Kind und Kegel denen droben in Gorleben helfen...

Wir haben viel gelernt im vergangenen Jahr. Wackersdorf war eine Chance, die wir nutzen mußten. Tschernobyl ist auch eine Chance. Viel mehr Denkanstöße wird es nicht geben für uns. Wir wissen es jetzt genau: Wackersdorf ist überall. Die werden schaun, droben in Gorleben, wenn wir mit unseren Freunden kommen, im Trachtengwand mit de Kinder und mim Dackel.

Probeleser

Probleme
des Friedens
und des
Sozialismus



4

Discussionsforum der
kommunistischen und
Arbeiterparteien aus aller Welt.
Informationen, Rezensionen,
Dokumentationen.



Wir halten für Sie ein
kostenloses Probe-
exemplar bereit, damit
Sie unser Zeitschriften-
programm in aller
Ruhe prüfen können.



Die Zeitschrift von Frauen für
Frauen. Gesellschaftspolitisch
engagiert in frauenspezifischen
Frage und Problemen.



Die Zeitschrift über die rote
Insel der Karibik. Neues und
Wissenswertes aus Politik und
Gesellschaft.



Das bunte Monatsmagazin aus
der Sowjetunion. Reportagen,
Erzählungen, Informationen und
Berichte aus erster Hand.



plambeck & co
Druck und Verlag GmbH
Zeitschriftenprogramm
Postfach 101053
4040 Neuss 1
Telefon (02101) 5903-0

kostenlos

Schicken Sie mir
bitte von folgenden Zeit-
schriften ein kostenloses Probeexemplar:

Meine Anschrift:

Coupen
ausschneiden und
erschicken an
Plambeck & Co
Postfach 101053
4040 Neuss 1

Wird man durch Schaden klug?

Günter Herburger im Gespräch mit Friedrich Hitler und Klaus Konjetzky

Du bist einer der wenigen, der sich intensiv mit naturwissenschaftlichen Problemen beschäftigt, mit Problemen der angewandten Wissenschaft, mit Technik und vor allem mit der Frage, wie der Mensch damit umgeht. Aus den großen Romanen, etwa „Flug ins Herz“, aber auch schon zuvor in Novellen kann das der aufmerksame Leser leicht feststellen.

Ich bin sicher nicht der einzige Schriftsteller, der sich dilettantisch in den Naturwissenschaften umtut. Dorthin geraten noch ein paar – hoffe ich. Allerdings kenne ich sie nicht. Andersherum sieht es interessanter aus. Es gibt sicher, in diesem etwas öden Westdeutschland, mindestens tausend, wenn nicht zweitausend Naturwissenschaftlerinnen und Naturwissenschaftler, die sich mit Literatur beschäftigen. Nur kommen wir mit ihnen nie zusammen. Gegenseitig gibt es die Vernetzung nicht, obwohl die Möglichkeit bestünde. Sehr schade. Ich bin befreundet mit einem Astrophysiker, der sehr gut über Literatur Bescheid weiß und außerdem noch Cembalo- und Pingpong-Spieler ist. Ein Glücksfall. Zwischen uns läuft ein ständiges, nein, nicht Gespräch, sondern eine Bavardage, ein Geschwätz. Wenn wir uns treffen, wird es immer sehr gedrängt und dreist, auch nervös. Es beginnt, was wir das vorteilhafte Spinnen nennen. Nur dann kommt etwas heraus. Es ergeben sich auch jeweils gegenseitige Möglichkeiten intellektueller Bestätigung, die ich in der derzeitigen westdeutschen Literatur kaum finde.

Meinst du den Literaturbetrieb oder einen Mangel an Sensibilität und Interesse auf Seiten der Literatur? So etwas klang durch, als du sagtest, es gibt sicher mehr Autoren als Günter Herburger, die das fesselt, aber du kennst sie nicht. Ist das Koketterie?

Ich kenne sie nicht, würde sie aber gern kennenlernen, denn fünf denken mehr als einer. Es hängt vielleicht mit dem Literaturbetrieb zusammen. Kann ich nicht abschätzen, weil ich daran nicht teilnehme. Was ich davon weiß, sind die üblichen, fetzenhaften Echos aus Zeitungen. Dieses Gestöber ist uninteressant. Und wenn ich meine, ich erfahre auch nichts aus der schönen Literatur, so bin ich nicht informiert, ich lese fast nichts davon. Aber es gibt andere Möglichkeiten. Man kann Zeitschriften lesen, keine literarischen, sondern wissenschaftliche, in denen manchmal ästhetische, ja moralische Gedanken auftauchen – nicht von ungefähr. Aber ich beschäftige mich seit Jahren mit italienischer Literatur. Dort ist, was man im Französischen Discours nennt, heftig unterwegs. Er erreicht zum Teil einen Grad feuilletonhafter Leichtigkeit, besonders bei einem Großmeister der schwierigen Gedanken wie Manganelli, der selber zum Feuilleton wird; gefährlich, doch angenehm.

Ist das eine andere Bezeichnung dafür, was du das Dilettantische genannt hast? Ist das eine Erweiterung der Allgemeinbildung, verlangt das also „Bild der Wis-

senschaft“ lesen?

Zum Schreiben ist zunächst gar nichts vonnöten. Sucht man sich Spezialgebiete aus, muß man freilich tiefer einsteigen, aber das kostet viel Zeit. Ich kann das nicht gehabte Mathematik- und Physikstudium nicht nachholen. Leider. Aber vielleicht liegt darin auch ein Vorteil. Das Ideal des umfassenden Dilettierens läßt viele Lücken frei, in denen dann der Spinner sich tummelt.

Ist das nicht vielleicht der Unterschied zwischen ganz verschiedenen Typen von Schriftstellern? Da ist der eine, der sich in der Nacht seine Welt zusammenschreibt, und tagsüber ist er Jurist in der Versicherungsgesellschaft, etwa Kafka. Und der andere muß, wenn der Neffe des Helden einen Ausflug in den Tierpark macht, ein Gespäch mit dem Tierparkdirektor führen, um etwas an die Hand zu bekommen. Der recherchiert. Ist das also der Unterschied zwischen dem recherchierenden und dem phantasierenden Autor?

Die bürgerliche Gegenwelt des Bürgers, jenes anfangs genannten Schriftstellers, gibt es fast nicht mehr. Sie ist nach zwei Weltkriegen verschwunden, wenigstens in Mitteleuropa, besonders in Deutschland. Diejenigen, die recherchieren, sind Journalisten. Es hat nichts mit Poesie zu tun. Wer recherchiert, hat nur Fakten und muß alles wieder vergessen, um überhaupt mit dem Schreiben beginnen zu können. Die gedanklichen, emotionalen und sinnlichen Gegenwelten aus der vorhandenen, riesigen realen Welt aufzubauen, hat nichts mit bürgerlich oder nicht-bürgerlich-sein zu tun. Es sind im Grund politische Konsequenzen – aus Ohnmacht.

Du recherchierst nicht? Suchst du nicht überprüfend Kenntnisse und Zusammenhänge? Du bedauerst, daß du das Studium der Mathematik und Physik nicht nachholen kannst, siehst darin aber auch einen Vorteil. Du weißt zu wenig, bist aber neugierig, dann suchst du doch, du recherchierst also. Haben wir es nicht mit einem Scheinwiderspruch zu tun? Oder was soll die Unterscheidung zwischen dem Recherchierenden und dem Deutenden?

Ich arbeite nie gezielt innerhalb eines Buches oder auf ein Buch hin. Ein Beispiel: Wenn man etwas über Geleitzüge bei höheren Primzahlen wissen möchte und sich darüber kundig macht, kann es später in einem Buch auftauchen, wahrscheinlich aber nicht. Ich befasse mich damit. Aus dem Wort Geleitzüge, das ich erfunden habe, daß es nämlich Perioden gibt, die aussehen wie Geleitzüge, daraus wird später etwas ganz anderes entstehen. Es beginnt nie bezüglich eines Themas oder eines Buches.

Halten wir das fest, es ist ja nicht so gedacht, auf Seite soundso im Roman „Flug ins Herz“ steht der Geleitzug, woher hast du das?

Es stammt aus einem gedanklichen Netz, das viele Jahre zurückliegt.

Heißt das, du suchst zunächst zwecklos?

Zum Beispiel interessieren mich jetzt Arten des Essens. Und zwar im frühen Mittelalter. Doch nicht gezielt für ein Buch. Ich ahne, daß ich es irgendwann

brauchen könnte. Andersherum gesagt: Ich muß zehnmal mehr wissen als das, an dem ich schreibe. Ich muß innerlich sicher sein, damit ich etwas ganz anderes zu schreiben vermag.

Ist das nicht zu bescheiden? So wie du das jetzt darstellst, tust du nichts anderes, als was jeder Mensch macht. Für irgend etwas interessiert sich jeder.

Es ist ein pausenloser Prozeß der Erkenntnis und der Täuschung. Wenn man schreibt, denkt man von morgens bis abends daran und auch noch im Traum. Alles scheint sich aufeinander zu beziehen.

Aber läßt sich die Beschäftigung mit Wissenschaft auf dieser Ebene handhaben? Ich kann ein allgemeines Interesse für alles haben, das ist doch nicht die Frage. Mit welchen Mitteln bin ich in der Lage, mit Erkenntnissen der Wissenschaft literarisch zu arbeiten, mit Erkenntnissen also, deren Weg ich nicht im einzelnen kenne, deren Sprache ich auch nicht verstehe und deren komplexe Zusammensetzung von unterschiedlichem Wissen mir unzugänglich ist? Wie kann ich mir sie aneignen? Du sagst selbst, nachholen kann man bestimmte Dinge nicht mehr. Wenn ich die Bedrohung der Welt durch Waffen sehe und frage, wie funktionieren diese Waffen, und gerate dabei in die Atomphysik, wie steht es da mit meinen Voraussetzungen?

Die Atomphysik ist für mich ein Kosmos im Kleinen, der mit dem Kosmos des Großen korrespondiert. Wir hätten gern, daß beide im Gleichgewicht wären. Gefunden ist die Formel dafür noch nicht. Jetzt sind wir schon bei der Frage der Symmetrie. Ist Symmetrie etwas, was Menschen erfunden haben, oder ist sie tatsächlich vorgegeben? Wenn das Symmetrieverlangen bei uns vorhanden ist – es scheint so zu sein: wir haben zwei Augen, schauen perspektivisch, es gibt aber andere Möglichkeiten, Beispiel Insektenaugen –, stößt man sofort auf die Sinnfrage: Ist es vorteilhaft, daß wir so sind? Oder gehört es nur der Blaupause der Genetik an? Wenn es so ist, warum? Es sind simple Vorgänge, die beim Schreiben unbewußt ablaufen. Und zurück zur Kleinteilchenphysik: Wieso heißt dort der Spin – Drehung? Wenn ich mir die phantastischen Namen anhöre, daß es außerdem noch Charme gibt und Farbe, andere Sinnlichkeiten, und wenn ich mit einem Physiker darüber spreche und frage, wieso diese Erfindungen, dann antwortet er: eben aus dem Sinnbedürfnis, daß etwas vorstellbar wird, das nicht gesehen werden kann. Und schon sind wir in einem raumzeitlichen Denken.

Nimmt dich der Astrophysiker dann als einen verhinderten Studierenden seines Faches oder bist du für ihn ein exotischer Widerstand? Akzeptiert der Spezialist den Dilettanten, der das alles für eine andere Sache verwenden will, der mit Sprache Erkenntnis, Erfahrung und Bedeutung dieser so abstrakten Wissenschaftssprache einbringen möchte? Nimmt dich dein Astrophysiker ernst?

Er nimmt mich nicht ernst, ich bleibe der ewige Student. Doch wenn ich zünftig anfange, zu spinnen, wird es auch für ihn ernst. Dann fängt die Sprache zu galoppieren an. Daraus entstehen andere Sinnbezüge.

Reagiert er auf die Arbeiten, auf die Bücher, in denen das verarbeitet ist? Gibt es

da ein feedback?

Er ist mein Zensor. Naturwissenschaftliches in meinen Büchern hat er gutgeheißen.

Findet er diese Komponente deiner Literatur anregend? Für manch andere erscheint sie ja gerade deshalb schwer zugänglich, die meinen, da seien so viele Assoziationen auf allen möglichen Ebenen, das strenge zu sehr an, Herburger zu lesen.

So wird immer kolportiert. Zu anstrengend und zu schwierig. Finde ich überhaupt nicht. Und der Astrophysiker? Er lacht, da die schriftstellerische Sprache noch zu achtzig Prozent mit der Handwerker- und Bauernsprache zusammenhängt. Aber diese Art Leben führen wir längst nicht mehr. Die Sprache schlepppt sich also hinter einem Zivilisationsgrad her. Sie wird durch eine Mischsprache umgangen, die sich mit amerikanischen Floskeln müht. Früher hatten wir dafür Latein, heute gibt die Expertensprachen der jeweiligen Wissenschaften. Rückübersetzt und nachgefragt ergeben sich Lücken, in denen das Zeitgefühl und die Begehrlichkeit des Schreibens anfangen mitzuerfinden, Verbindungen zu schaffen zwischen Detailkenntnissen und allgemeiner Erfahrung, der Neugierde und dem Leiden. Wie sieht die Welt aus? Nicht etwa: Wohin steuert das Leben? Sondern, wie leben wir? Es muß nicht alles, was geschrieben wird, aus dem Leiden entstehen. Es ist zwar das kräftigste Aggregat, aber Schreiben kann auch aus einer Art Glücksgefühl sich entwickeln, das sicherlich nicht lang anhält.

Ist das ein Gefühl des Glücks, mit dieser, für sehr viele Menschen als feindselig erscheinenden Fachwelt der Wissenschaft und Technik umzugehen? Hast du darüber nachgedacht, warum es so wenige gibt, die furchtlos und mit naiver dilettantischer Freude an höchst komplizierten Erkenntnisprozessen teilnehmen? Ein nicht geringer Teil der jungen Generation hat doch eher Angst vor diesen Vorgängen? Vor der Atomphysik. Vor der Gentechnologie. Hast du davor überhaupt keine Angst?

Was die Waffentechnik anlangt, so ist sie jenseits meiner Erkenntnissfähigkeit. Ich lese zwar darüber, was sein könnte, ich kann dazu nicken, doch die in jedem Menschen angelegte Schamschranke hemmt, verdrängt ins Unterbewußte, damit überhaupt noch Lebensfähigkeit vorhanden bleibt, obgleich Angst mit Unkenntnis zu tun hat, je mehr ich kenne, desto angstfreier werde ich. Beispiel: Das Kind, das im Widerschein der Sonne, also im Schatten, eine Tür zuklappen sieht, kann davor große Angst haben, als käme aus dieser Schwärze, die außerdem noch mit einem Ton ausgestattet ist, Unheil, etwas Unbekanntes. Der Physiker sieht anders. Der Lyriker kann es metaphorisch begreifen, ausnützen als Allegorie. Ein Schriftsteller könnte zugleich daraus auch eine realistische Beschreibung im Stil des nouveau roman säbeln, auf etwa 45 Seiten. – Was geschieht in diesen anderthalb Sekunden, wenn die Tür zufällt? Alles zusammenzubringen, wäre vorteilhaft. Große Schwierigkeiten beginnen, weil wir der Linearität des Schreibens verhaftet sind. Im Grunde kann man darüber nur sprechen, zu zweit, zu dritt, um Aspekte dieses Vor-

gangs, auch der Assoziationsketten, die daran hängen, zu schildern. Hier wird es für mich spannend. Vorleben, just der Augenblick, Geschichtsverständnis, Hypostasierung? Was insgesamt Geschichte ist, wissen wir nicht. In diesen Klüften bewegen wir uns.

Aber was du jetzt beschreibst, klingt so, daß man Mühe hätte, einen Schriftsteller zu nennen, der nicht aus diesen Zusammenhängen heraus schreibt. Natürlich scheint dein Interesse an Naturwissenschaft größer und intensiver zu sein als bei anderen Zeitgenossen, die Zeitungen und Bücher lesen. Wo ist aber das Mehr an Beziehungen zu wissenschaftlichen Erkenntnissen, die Phantasie in Gang setzen? Könnte das nicht damit zusammenhängen, daß das mit einem bestimmten politischen Bewußtsein zu tun hat? Daß du mit der wissenschaftlichen oder quasi-wissenschaftlichen Beschäftigung mit Dingen ein wenig das schlechte Gewissen beruhigst? Weil es schwer ist, gegen etwas zu sein, was man nicht kennt?

Dann könnte ich nicht so lange an einem nicht enden wollenden Buch schreiben. Es wäre saisonal gedacht, wenn ich wie mein eigener Kampfhirsch auftrate. Parolen oder Agitprop schreibe ich nicht. Es beginnt nicht nur mit der Frage, wie funktioniert etwas, wie arbeitet eine Maschine? Mich interessiert auch, wenn die Maschine so entstanden ist, wo war der zündende Funke, daß sie überhaupt erfunden wurde? Es hatte geschichtliche Folgen. Der wunderbare Apparat ist a priori weder gut noch böse. Was haben wir daraus gemacht? Welche Konsequenz zieht es nach sich? Wir bewegen uns in einem riesigen Beziehungsgeflecht der Menschen in Industriewelten, sind umgeben von vielfältiger, aberwitziger Arbeit, hinter der Ungeheuer an Phantasie sich verbergen. Allerdings sagt das Produkt nichts mehr darüber aus, wer was wann erfunden hat. Leute, die damit umgehen wie früher der Schuster mit Hammer, Pfriem und Nadel, gibt es kaum mehr. Jeder arbeitet nur noch an einem Detail. Jene, die das Produkt herstellen, wissen zum größten Teil überhaupt nichts mehr über ihre Geräte. Sinnenschwund, wohin man schaut.

Das wäre nach Marx die Entfremdung. Weil du aber das ohne diesen Begriff umschrieben hast ...

Oberbegriffe tauchen bei mir nicht auf. Das wäre zu einfach. Ich bin Schriftsteller. Ich muß darstellen und dem Leser imaginieren, daß er Schlüsse zieht. Dafür ist Sprache vorhanden. Ich benütze die Phantasie des Lesers. Ich kopiere nicht voraus.

Wir sind jetzt deine Leser beziehungsweise Hörer und Gesprächspartner und finden es anschaulich, wie du die aberwitzige Vielfalt von Arbeit und Phantasie umreißt und dabei feststellst, daß fast kaum einer den Zusammenhang und die Herkunft dessen, mit dem er selbst umgeht, kennt. Deine Neugierde treibt dich an, herauszufinden, wie funktioniert, woher kommt dieses und jenes. Du gehst auf Leute zu, die dir Auskunft geben, du liest nach, du willst dich nicht der Angst vor dem Unbekannten aussetzen und willst es dir vertraut machen. Du suchst die Information und läßt sie in dir weiterwirken. Interessieren dich tatsächlich die Folgen, wie du das angedeutet hast? Zu einer dieser Konsequenzen – die der Hochrüstung – sagtest du, ich kann sie nicht verstehen, ich kann nur nicken ...

Ist nicht gerade an diesem Beispiel sichtbar, wie Erkenntnis zum Destruktiven, zur Zerstörung eingesetzt wird? Und ist nicht die Tendenz des Zerstörerischen in nahezu jedem Vorgang der wissenschaftlich-technischen Umwälzung anzutreffen?

Das weiß ich nicht, behaupte ich. Ich betrachte zunächst, als wüßte ich nichts.

Interessiert dich diese Frage? Steht es nicht außer jedem Zweifel, daß gerade in unserer Zeit jede wissenschaftlich-technische Entwicklung menschenfeindlich wird, wenn ihr nicht die öffentliche Diskussion, wenn ihr nicht humanistische Grundsätze beigestellt sind? Beunruhigt dich das nicht? Oder fragst du nur: Mal sehen, was dabei rauskommt? Reizt dich nur das Experimentelle?

Es gibt immer wieder Phasen der Entrüstung, die das Schreiben vorwärtsdrängen. Aber sie halten nicht an. Ich schreibe im Grunde nicht aus moralischem Protest, ich schreibe auch nicht aus Enttäuschung am Leben, wegen nicht gehabten Liebesmöglichkeiten. Was mich betrifft, fürchte ich, weiß ich ziemlich genau, weshalb ich schreibe. Es klingt zu einfach. Auf jeden Fall wird angesprochen, daß gegenwärtig alle Technik, also angewandte Wissenschaften, destruktiv seien ...

... wenn nicht durch die Öffentlichkeit Kontrolle ausgeübt wird, wenn nicht die Bedürfnisse der Menschen und der Natur berücksichtigt werden ... Und was soll da die Literatur?

Sie soll nicht veredeln. Die Literatur kann Mahner sein, sogar mithelfen, bestimmte Entwicklungen aufzuhalten. Aber sie ist machtlos, was einen Vorteil bedeutet. Man muß auch sehen, daß die Literatur selbst destruktiv sein muß. Daraus bezieht sie viel Kraft. Sie ist nicht nur ironisch, sie ist auch häßlich, terrible und boshaft. Sie will das Leben nicht beschützen, sie möchte es zumindest zur Hälfte auch zerstören. Das Zeichenhafte koppelt sich mit Gedanken und Gefühlen, die die vielen Ichs darstellen – das riesige Buch der Ichs. Was denken, was fühlen wir? Zu was sind wir fähig? Soziologie spricht nur teilweise darüber, Naturwissenschaft noch weniger. Literatur kann Leben schützend begleiten, sie kann auch völlig in Frage stellen.

Und was bewegt Günter Herburger, auch mit seinem politischen Bewußtsein, der sagt, er habe vor den Entwicklungen der Wissenschaften keine Angst? Auch gerade vor dem Hintergrund, daß schon seit geraumer Zeit die Trennung von wissenschaftlicher Erkenntnis und ihrer Anwendung kaum nachzuvollziehen ist – es ist ein paralleler, wechselseitiger Prozeß von Wissenschaft und Technik, der dabei ist, das Gleichgewicht der Natur empfindlich zu stören, wenn nicht gar zu zerstören.

Natürlich gibt es wissenschaftliche Erkenntnis, die nicht notwendig technische Anwendung nach sich zieht. Die Plasmaphysik zielt ab, daß eines Tages die Prozesse mit Helium, die in der Sonne stattfinden, auch auf der Erde genutzt werden, das ist jedoch bisher rechnerisch unmöglich. Da ist pure Erkenntnisgier am Werk. Dafür werden Milliarden bezahlt. Es mag als Luxus

erscheinen, aber er ist nötig, genauso wie der Luxus der Lyrik. Ich kann es negativ beantworten, weshalb ich wenig Angst vor Technik habe. Ich hatte vor vielem Angst, tatsächliche Sterbensangst über viele Jahre, daß mir mein einziger Zustand, zu schreiben und mich in Phantasiewelten vorzuwagen, mir eine andere Welt aufzubauen, eben meine, eine Welt, in der ich mich wohl fühle, in der ich gerne wohnte, daß mir diese Arbeit Angst nimmt. In ihren Einzelheiten ist diese andere Welt aus unserer realen Welt zusammengesetzt. Würde mir das Phantasieren verwehrt werden, wäre ich zumindest kriminell geworden. Wie ich früher gelebt habe, kann ich nicht mehr leben, es wäre tödlich. Für mich gibt es nur noch eine Möglichkeit. Ich habe mich dafür trainiert.

Jetzt hast du doch beantwortet, warum du schreibst.

Ich könnte vielleicht noch Telefonbücher lesen, unter Umständen Edelsoftware für Computer komponieren, nebenher übersetzen, letztlich wären es Handlangerdienste. Ich habe keinen Spezialberuf, wie man ihn heutzutage braucht. Mein Ideal, wie ich mir vorstelle, daß Menschen sein sollten, um überleben zu können, sind die „gebildeten Müllmänner“.

Du hast wieder das Wort nicht gewählt, aber umschrieben, was gemeint ist – Utopie. Die Interpreten des großen Werkes, das nicht aufhören will, geschrieben zu werden, was mit dem „Flug ins Herz“ begonnen hat, sehen darin ja vor allem das Utopische. Regt den Schriftsteller und Menschen Günter Herburger gerade das auf: Ich baue gerade aus den Teilen unserer Welt, die für viele geheimnisvoll und bedrohlich geworden ist, den Entwurf einer lebenswerten, angstfreien Welt.

Ich sehe darin eine der vielen möglichen Welten, wenigstens für mich, wie reserviert. Diese Welt entwerfe ich. Wie sie am Schluß aussieht, kann ich noch nicht sagen. Das Projekt ist offen. Ich steuere erst, doch meine Lust daran ist zum Teil auch destruktiv. Es wird möglich, mit dieser anderen Welt zu scheitern, sonst würde ich nur eine Art Betrieb aufrechterhalten.

Könnte man sagen, deine Werkstatt ist so eine Art Laboratorium, durchaus im Sinne eines Experimentierfeldes?

Eine Versuchskammer.

Ist Günter Herburger nicht selbst eine Versuchsstation?

Ich selbst bin das Aggregat. Mein Ich ist mir nicht wichtig, aber ich benütze es. Diese Bereitschaft muß vorhanden sein. Es stellt sich die Mutfrage. Überspitzt gesagt, habe ich mich zum Schreiben und nicht zum Leben entschlossen. Doch ich lebe intensiv mit meinem Kind, das mich permanent auf eine naive Welt hinweist. Dabei bin ich nicht nur Vater, sondern auch Beschreiber vieler Möglichkeiten. Es geht also nicht um Schuld oder Nichtschuld.

Laboriert aber Günter Herburger nicht doch auch mit sich persönlich? Zur intensiven Erfahrung mit dem Kind, das eine extrem andere Ebene des Erlebens aufzeigt . . .

... die wir alle kennen, die wir auch alle benützt haben, aber sie versinkt. Wir

bewegen uns in der Mehrheit sehr einseitig in einer Welt, obwohl wir uns vorher in einer ganz anderen bewegt haben. Schreiben ist der ständige Prozeß, die verschiedenen Welten zu entschlüsseln und wahrscheinlich wieder zusammenbringen zu wollen. Wenn Kafka als Käfer auf dem Rücken liegt, so ist es ein umfassendes Sinnbild für Angst. Wo ist der Vater, wo ist Gott, gibt es nur einen männlichen Gott, gibt es keine Göttinnen? Die Tür fällt zu. Jeder wird einen anderen Zugang zu solchen Sinnbildern und Fragen haben.

Zum Experimentieren gehört wohl auch der Marathonläufer. In einem Film über den Marathonläufer hast du einmal von einer Sucht gesprochen, bestimmte Grenzwerte zu erleben. Ist der Marathonläufer ein extremes Gegengewicht zur geistig-literarischen Versuchskammer? Ist das ein Ausgleich, oder willst du dich auch hier testen?

Es ist schiere Abenteuerlust. Mir bedeutet es zu wenig, nur am Schreibtisch zu sitzen. Der Langstreckenschreiber erfährt in seinem Körper, wie es ist, Langstreckenläufer zu sein. Außerdem hängen damit ästhetische Probleme und Zeitempfindungen zusammen! Dramaturgien des Denkens haben mit Krisen, auch der Ruhe des Langstreckenläufers zu tun. Und da Wissen und Erfahren zweierlei Dinge sind, wollte ich es nicht beim Wissen belassen. Das Üben muß fortwährend geschehen, genauso wie man Schreiben immer tun muß. Die inneren Zustände des Läufers und des Schriftstellers ergänzen sich. Beide sind Boten, Spione, Berichterstatter, Erinnerer und Erzähler. Ihre Märchen werden zur Wissenschaft und umgekehrt. In meiner Nebelkammer wird nicht nur lang geschrieben, sondern auch der Leib bewegt.

Du hast einmal beschrieben, wie beim Marathon ein Schwebezustand eintritt, daß das Glykogen weg ist und das Fettverbrennen einsetzt . . .

Man weiß längst, daß der Verbrennungsvorgang zwei Äste benutzt, wenn man geübter wird. Ich erfahre es zur Zeit, die sogenannte Schwelle findet kaum mehr in mir statt. Das Peinvolle hat an Lust verloren.

Ist das ein Ausdruck dessen, was in deiner dir gemäßen Art zu experimentieren zur Suche nach einer neuen Lebensweise gehört?

Das Experiment dauert bis zum Tod. Ich vermittele, zunächst durch Abschweifungen, dennoch bin ich Zeitgenosse. Konflikte werden ausgetragen, gotische Reinheit wäre töricht. Die Nebelkammer schluckt alles und wirft die zerstäubenden Spuren des Teilchenzirkusses auf die Photoplatte, die der Fertigkeiten oder des Lärms, der falschen oder richtigen Ernährung, von Wolle oder Aluminium, usf. In der technisierten Welt gibt es immer noch extreme Wetterwechsel. Wir sind für größte Strapazen eingerichtet. Kein Tier hielt soviel aus.

Liegt in dem, was du geschildert hast, ein Schlüssel für die Neugierde des Günter Herburger? Nämlich in eine Welt hineinzuleuchten, in der diese Disproportion zwischen Leben und Verhältnissen herrscht, zwischen Denken und Denkmöglichkeiten . . .

Auch der Gefühlshaushalt hat sich notgedrungen verändert. Es sind Welten

vorhanden gewesen, die mich neugierig machen und denen ich nachspüre. Wir benutzen sie nicht mehr.

Das kann man bezweifeln. Auf dem Gebiet der Massenvernichtungsmittel herrschen doch Gefühlshaushalte vor – etwa in der Gestalt der Theorie von der Abschreckung –, die eher für die Psychologie des Steinzeitmenschen sprechen.

Das Verrückte ist, es stimmt, doch wird von jenen geleugnet, die sich durchsetzen wollen. Die eine Horde in ihrem Stammgebiet sieht sich bedroht durch eine andere Horde, die ihr Stammgebiet über fünfzehn Kilometer hinaus – so war es früher – erweitert hat. Die Jagdgebiete kollidieren. Es revolutioniert sich etwas, Grenzen werden gezogen, gar verschoben, sofort lautet der genetische Befehl: Die anderen vernichten. Das ist der Gefühlshaushalt, der unterschiedlich noch immer regiert. Gebaut darüber ist heute eine ungeheuerliche Apparatewelt. Sie darf nicht todbringend benutzt werden.

Und wie stellst du dir vor, diesen Teufelskreis zu durchbrechen?

Vielleicht durch Aufklärung, ein übergeordnetes Wort, das bei mir verboten ist, wenn ich schreibe. Wann setzt der Effekt Aufklärung nicht nur bei einzelnen ein – die Erkenntnis ist längst da, sie ist nicht neu, ist massenhaft in Bibliotheken und Gehirnen niedergelegt –, aber wie kommt Aufklärung, ich sage nicht Vernunft, dann hakten wir schon wieder vorschnell ab, wie setzt sich andere Erkenntnis im Gefühlshaushalt fest?

Nun gibt es außer dem Schriftsteller Herburger auch den politischen Zeitgenossen, der den Sozialismus für ein Regelsystem menschlicher Beziehungen hält ...

... in dem Zukunft eher möglich wird als im permanent Gegenwart anhängenden Kapitalismus. Natürlich sind in die Welt des Sozialismus viele Fehler eingebaut, und ob beider Ausgang nicht möglich ist, wissen wir nicht. Mein rettungsfähiges Gefühlsdenken behauptet: nicht tödlich. Das kann aber eine befohlen notwendige Naivität sein. Es hängt mit meiner Biographie zusammen. Das Destruktive in mir, das ich auch gern benütze, meint gleich dem Sprichwort aus dem alemannischen Schatzkästlein: Nur durch Schaden wird man klug. Und schon fange ich beziehungsreich zu rechnen an. Wenn ich vernünftig und logisch denke, bin ich tatsächlich der Meinung – ohne Tote kein Erwachen. Es fängt bei Kleinigkeiten an wie die Höhe der Schornsteine bezüglich des Ausstoßes. Sie werden die Schornsteine nicht niedriger bauen und unter Millionen Tonnen Gips aus den Entschwefelungsanlagen ächzen, bevor nicht wenigstens drei Viertel aller Wälder von den Hängen rutschen.

Das heißt, der Steinzeitmensch ist in uns immer noch viel stärker, als wir es wahrhaben wollen? Und dies trotz der phantastischen Mittel und Möglichkeiten eines besseren Lebens?

Beispiel: Der niedrige Ölpreis ist ein Antrieb für die kapitalistische Wirtschaft, die Konjunktur wird angeheizt. Völliger Unsinn! Es ist allgemein bekannt, daß alles Erdöl der Welt noch vierzig, höchstens fünfzig Jahre reicht. Der Preis müßte schwindelerregend hoch sein. Künstlich! Kapitalismus wie Sozialismus leiden unter dem gegenwärtigen Barrel-Dumping. Es wird nichts-

Neues erfunden, es wird nur verschwendet. Der Steinzeitmensch in uns lärmst froh – fröhlich, solange du hast, erst übermorgen ist nichts mehr da. Das war die Konsequenz früher. Die Zeiten sind aber andere, doch unser Gefühl reagiert noch auf alte Weise.

Ausschreibung

Der Landesverband Bayern der „Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) – Bund der Antifaschisten“ stiftet aus Anlaß seines 40jährigen Bestehens im Jahre 1987 einen

„Jörg-Scherkamp-Preis“ für antifaschistische bildende Kunst und Literatur

Mit dem Preis soll an den Augsburger Maler, Grafiker und Dichter Jörg Scherkamp erinnert werden, den engagierten Künstler und Antifaschisten, der im Februar viel zu jung verstarb.

Der Preis ist mit 5 000 DM dotiert. Er wird je zur Hälfte verliehen für ein literarisches und ein grafisches oder malerisches Werk.

Eingereicht werden können für den Bereich Literatur je ein Gedicht oder eine Kurzgeschichte (bis zu 12 Seiten; keine Theaterstücke oder Drehbücher), für den Bereich bildende Kunst je ein Gemälde oder eine Grafik (keine Plastiken oder Fotografien) zum Thema „Antifaschismus in Vergangenheit und Gegenwart“. Die Interpretation dieses Themas, die keineswegs auf die Illustration historisch und politisch Fakten beschränkt sein muß, steht den Teilnehmern frei.

Teilnahmebedingungen:

Die Autorinnen und Autoren, Künstlerinnen und Künstler müssen in Bayern leben. Eingereichte literarische Werke dürfen noch nicht veröffentlicht, Gemälde und Grafiken noch nicht verkauft sein.

Die Arbeiten müssen bis spätestens 15. Dezember 1986 eingereicht werden bei:

VVN – Bund der Antifaschisten, Landesverband Bayern,
Frauenlobstr. 24, 8000 München 2.

Gedichte und Kurzgeschichten sind in einem geschlossenen, unbeschrifteten Umschlag mit angeheftetem Namen des/der Einsenders/Einsenderin einzureichen, bei Gemälden und Grafiken muß unbedingt angegeben werden: Titel, Entstehungsjahr, Technik, Format.

Es entscheiden zwei unabhängige Jurys. Die Entscheidungen der Jurys werden am 28. Februar 1987 bekanntgegeben. Die öffentliche Auszeichnung der Preisträger/innen erfolgt am 15. März 1987 im Rahmen der Landesdelegiertenkonferenz der VVN – Bund der Antifaschisten in Augsburg.

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Geplant sind im Laufe des Jahres 1987 eine Ausstellung eingereichter Bilder mit Verkaufsmöglichkeit und Veröffentlichungen von eingesandten Texten.

Michael Springer Natur/Literatur/Wissenschaft

Zu Beginn einige Zitate. Sie stammen von zwei großen Schriftstellern der Goethezeit, die beide auch Naturwissenschaftler gewesen sind. Georg Büchner schrieb seine Dissertation über das Nervensystem der Barben und hielt in Zürich eine Probevorlesung *Über Schädelnerven*.

„Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehn konnte.“

„Es war ihm alles so klein, so nahe, so naß; er hätte die Erde hinter den Ofen setzen mögen. Er begriff nicht, daß er so viel Zeit brauchte, um einen Abhang hinunter zu klimmen, einen fernen Punkt zu erreichen; er meinte, er müsse alles mit ein paar Schritten ausmessen können.“ (Büchner, Lenz)

„O wer sich einmal auf den Kopf sehen könnte! Das ist eins von meinen Idealen.“

„Es muß ein bezauberter Tag sein, die Sonne geht nicht unter, und es ist so unendlich lang seit unsrer Flucht.“

„Die Erde und das Wasser da unten sind wie ein Tisch auf dem Wein verschüttet ist und wir liegen darauf wie Spielkarten, mit denen Gott und der Teufel aus Langeweile eine Partie machen und Ihr seid der Kartenkönig und ich bin ein Kartenbube, es fehlt nur noch eine Dame, eine schöne Dame, mit einem großen Lebkuchenherz auf der Brust und einer mächtigen Tulpe, worin die lange Nase sentimental versinkt . . .“ (Büchner, *Leonce und Lena*)

„Wenn die Natur aus ist, das ist, wenn die Natur aus ist! Wenn die Welt so finster wird, daß man mit den Händen an ihr herumtappen muß, daß man meint sie verrinnt zu Spinnweb! Das ist, so wie wenn etwas ist und doch nicht ist. Wenn alles dunkel ist und nur noch ein roter Schein im Westen, wie von einer Esse . . . Haben Sie noch die Ringe von den Schwämmen auf dem Boden gesehen? lange Linien, krumme Kreise, Figuren, da steckt's! da! Wer das lesen könnte.“ (Büchner, *Woyzeck*, erste Fassung)

Georg Christoph Lichtenberg lehrte Mathematik und Physik. Nach ihm heißen die Lichtenbergschen Figuren, die auch heute von Physiklehrern mit Sägemehl und einem Geigenbogen auf dünnen Metallblättchen gern erzeugt werden.

„Euler sagt in seinen Briefen über verschiedene Gegenstände aus der Naturlehre, es würde eben so gut donnern und blitzen, wenn auch kein Mensch vorhanden wäre, den der Blitz erschlagen könnte. Es ist ein gar gewöhnlicher Ausdruck, ich muß aber gestehen, daß es mir nie leicht gewesen ist, ihn ganz zu fassen. Mir kommt es immer vor, als wenn der Begriff ‚Sein‘ etwas von unserem Denken erborgtes wäre, und wenn es keine empfindenden und denkenden Geschöpfe mehr gibt, so ist auch nichts mehr. So einfältig dieses klingt, und so sehr ich verlacht werden würde, wenn ich so etwas öffentlich sagte, so halte ich doch *so etwas mutmaßen zu können* für einen der größten Vorzüge, eigentlich für eine der sonderbarsten Einrichtungen des menschlichen Geistes. Dieses hängt wieder mit meiner Seelenwanderung zusammen. Ich denke, oder eigentlich, ich empfinde hierbei sehr viel, das ich nicht auszudrücken im Stande bin, weil es nicht *gewöhnlich menschlich* ist, und daher unsere Sprache nicht dafür gemacht

ist. Gott gebe, daß es mich nicht einmal verrückt macht. So viel merke ich, wenn ich darüber schreiben wollte, so würde mich die Welt für einen Narren halten, und deswegen schweige ich. Es ist auch nicht zum Sprechen, so wenig als die Flecken auf meinem Tisch zum Abspielen auf der Geige.

Nichts schmerzt mich mehr, bei allem meinem Thun und Lassen, als daß ich die Welt so ansehen muß, wie der gemeine Mann, da ich doch scientistisch weiß, daß er sie falsch ansieht.“ (Lichtenberg)

Ein gemeinsamer Zug dieser eher zufällig ausgesuchten Zitate scheint mir ihre Modernität, die von einer darin zur Sprache kommenden neuen Erfahrung herrührt: Es geht um das Auseinanderklaffen der Sinne und der Wirklichkeit – ein Thema, das die Moderne, ob in Hoffmannsthals *Lord Chandos-Brief*, in Rilkes *Malte Laurids Brigge*, in Sartres *Ekel* immer wieder beschäftigt. Etwas hat beider Verhältnis verrückt, und Lichtenberg benennt als Ursache die Kluft zwischen unseren Sinnen und einer durch mathematisch-naturwissenschaftliche Methoden definierten Wirklichkeit. Büchner arbeitet in seinen Metaphern ständig mit geradezu psychedelischen Verzerrungen von Raum und Zeit, mit Wahrnehmungsdeformationen, hinter denen die verrückte Wirklichkeit sich zu entziehen droht; einem Erforscher des Nervensystems mußte sich ja auch die mißtrauische Frage aufdrängen, wieviel die durch Nerven ins Hirn projizierten Weltbildchen mit der Wirklichkeit außerhalb des Nervensystems zu tun haben.

Die Un-Wirklichkeit der sinnlichen Erfahrung, die nur das beschränkte Abbild einer sinnlichen unerfahrbaren, jedoch wissenschaftlich erschließbaren Wirklichkeit ist – das ist ein in der Literatur neues Thema. Goethe etwa war dieser Gedanke fremd, und als er ihm in Gestalt der Newtonschen Optik zugemutet wurde, hat er ihn von sich gewiesen.

Doch bei Büchner wird die Sinnenwelt unwirklich, bei Lichtenberg die Wirklichkeit unsinnlich. Die sinnliche Erfahrung des Individuums erfährt längst nicht mehr alles, was der Fall ist. Oder gibt es jenseits meiner privaten Erfahrung am Ende keine Wirklichkeit? Das Zitat bei Lichtenberg spielt erschrocken mit dieser Konsequenz: mit dem Solipsismus.



Die Naturforschung verändert sich in der Goethezeit von der liebevollen Beobachtung, Taxonomie, Physiognomik zur mathematischen Naturwissenschaft, zur praktisch in die Natur eingreifenden Technik. Ja, der praktische Eingriff liefert die theoretischen Erklärungsmodelle:

- Die Monde umkreisen die Planeten, „weil“ bei einem immer weiteren Wurf oder Kanonenschuß die parabolische Wurfbahn in die Ellipse der umkreisenden Satellitenbahn übergeht.
 - Das weiße Sonnenlicht ist zusammengesetzt, „weil“ durch Prismen spaltbar.
 - Später: Die Arten gehen im Struggle for Life auseinander hervor, „weil“ der Mensch die Arten durch Züchtung verändern kann.
- Mit solchen Umwälzungen im Naturbegriff ändert sich auch das Naturbild als Gegenstand der Poesie.

Aber die Konsequenz von Lichtenberg und Büchner, das fremde, spukhafte „Frei-Feiern“ der Sinne angesichts einer Wirklichkeit, die nicht mehr unmittelbar den Sinnen zugänglich ist, sondern nur noch mittelbar den Werkzeugen, Experimenten der technischen Naturwissenschaften – diese Konsequenz haben die frühen deutschen Romantiker, z. B. Novalis, nicht hingenommen. Sie haben sich damit aufgelehnt gegen die bürgerliche Prosa einer Naturbeherrschung, der immer offensichtlicher nicht das Verständnis des Naturzusammenhangs am Herzen lag, sondern die nur dem Zwecke des Geschäfts, der bürgerlichen Bereicherung diente. Die Frühromantiker haben den heroischen Versuch unternommen, die „Poesie“ gegen die Wissenschaft ins Tref-fen zu führen; sie haben die Utopie einer Versöhnung der Sinne und der Wirklichkeit, des Menschen und der Natur gezeichnet, die Utopie also einer poetischen Wissenschaft (Vgl. J. Haslinger, *Die Ästhetik des Novalis*).

Es ist vielleicht kein Zufall, daß gerade die Geologie jene Naturwissenschaft ist, mit der der Dichter Novalis als Salinenassessor beruflich befaßt war. Die Geologie ist als anschauliche Natur-Geschichte von der modernen Kluft noch am weitesten weg. Es macht einen Unterschied, ob man geologische Aufschlüsse studiert oder die Natur dessen, was als Farbe unsere Netzhaut erregt oder gar, wie Büchner, die Natur unserer Nerven und unseres Gehirns.

So zeichnen sich früh zwei Linien ab: Eine Büchner-Linie und eine Novalis-Linie.

Die Büchner-Linie schreibt die Poesie des durch die Technik depravierten, durch die Arbeitsteilung deformierten Individuums; diese Linie setzt nicht auf Harmonisierung der entstandenen Kluft, sie arbeitet die Widersprüche mit größter Schärfe heraus. Sie zeigt das vereinzelte, solipsistische Individuum in einer Welt, zu der kein Königsweg der Sinnlichkeit mehr führt. Franz Kafka habe ich immer als einen unüberbietbaren Höhepunkt dieser Linie gelesen, Beckett, den Nouveau Roman (der sich gelegentlich aus der modernen Physik mit neuen Gründen für die Unzulänglichkeit der Wirklichkeit bedient) als ihre Fortschreibung, bis zu den aktuellen Ausformungen bei Thomas Bernhard und beim früheren Peter Handke des *Hausierer* und des *Kaspar*. Das Stichwort Handke macht aber darauf aufmerksam, daß neben dieser „modernen“ Traditionslinie eine zweite fortläuft, denn zu dieser zweiten, zur Novalis-Linie, ist ja gerade Handke, der spätere und gegenwärtige, überge-wechselt.

Diese Linie behauptet gegen die technische Welt eine poetische Provinz, in der das arbeitsteilig zerspaltene, wissenschaftlich entsinnlichte Individuum sich erholen, ergänzen, d. h. imaginär retotalisieren kann. Dies geschieht durch eine poetische Anrufung, durch die trotzige Behauptung eines Bezirks des Intakten – auch wenn dieser Bezirk inzwischen kaum noch Wirklichkeit beansprucht, weder jetzt noch in der Zukunft einer Utopie; er hat eher den Charakter eines Fluchtpunkts, eines imaginären Ordnungspunkts, einer Orientierung der Wahrnehmung.

Die imaginäre Versöhnung von Mensch, Natur und Wissenschaft wird von Handke mit Hilfe einer poetisch verstandenen Geologie ausgemalt, einer Geologie der Stifter-Zeit: Diese Geologie betrachtet die Naturgeschichte, um

den ruhenden Betrachter wieder in die Natur zu fügen; diese Geologie greift nicht, wie sogar schon bei Goethe und Novalis, in die Erdgeschichte ein, um sie umzuwälzen und dadurch etwas Wasser, Minerale, Kohle, Erdöl zu för-dern.

Wir stehen auch heute vor der alten Spaltung: Entweder die Literatur beschreibt in immer neuen Spielarten, wie arm der Einzelne seit der Goethezeit, seit der vorindustriellen Poesie geworden ist – oder die Literatur erhebt noch den Anspruch, Weltbilder zu modellieren, Panoramen auszumalen, Totalität zu dichten, aber dann „romantisch“.

Zwischen diesen Linien hat sich aber ein weites Feld eröffnet, von dem noch nicht die Rede war, obwohl es den Löwenanteil dessen ausmacht, was geschrieben wird: der bürgerliche Roman, die Belletristik. Hier wird von Leuten in der Welt geschrieben, als gäbe es die Kluft zwischen Sinnlichkeit und Wirklichkeit, zwischen Poesie und Wissenschaft nicht. Die Welt, in der solche Romane spielen, ist weder eine poetische Utopie noch ein solipsistischer Traum; es ist jene gesellschaftliche Welt, die wir heute durch die Medien erfahren.

Diese Literatur, die immer wieder und wiedererkennbar Menschen wie du und ich in einer Welt, die mehr oder weniger exotisch ist, beschreibt, kann zwar die besagte Kluft zwischen Sinnlichkeit und Wirklichkeit wegtun, als wäre sie kein Problem – aber nicht ohne einen Preis: Die Belletristik – zu der ich jetzt der Vereinfachung halber gleich auch alle Fernsehspiele, Krimis, Polit-Thriller, Science-Fiction-Romane rechne – beugt das Individuum, also mich, immer schon mit dem wissenschaftlichen Blick: Sie sieht mich als statistische Schwankung um den Mittelwert von meinesgleichen. In ihr agieren Typen mit allgemeinen und besonderen Zügen, so wie man sie in den dem-nächst sicher auch sehr detailreichen Datenbanken der Fahndungsbehörden wird speichern können. Und die literarische Interessantheit solcher Bücher wird immer davon abhängen, wieviel sinnliche Erfahrung – in diesem belle-tristischen Fall: wieviel Autobiographie – sie in die als objektiv unterstellten Horizonte und Figuren einfüllt.

Und da ist die Einfallschleuse des „Poetischen“ in die Romane. Das Poeti-sche macht zwar in der Belletristik keineswegs allein den Wert des Geschrie-benen aus – dieser Wert röhrt auch her von der Intelligenz, Neuheit, Überra-schung, Eleganz der Konstruktion des Weltmodells, welche dem Roman zu-grundeliegt –, aber ohne das Poetische eines nicht bloß statistisch erfaßten „subjektiven Faktors“ sind Romane literarisch nichts wert.

So sind wir, was die erzählende Prosa betrifft, bei dem Bild eines Kontinuums angelangt, das an den Rändern von zwei Linien begrenzt wird, eben der Büchner-Linie auf der einen, der Novalis-Linie auf der anderen Seite. An den Rändern werden die Romane immer „poetischer“, gegen die Mitte zu immer faktenreicher, welthaltiger, wirklichkeitsmodellhafter, aber auch unsinnli-cher, sachbuchartiger, referierend, objektivistisch.



Eigentlich handelt es sich bei diesem Kontinuum nicht um ein ebenes Feld, sondern um eine Mulde. Denn je literarisch innovativer, je „poetischer“ ein

Prosatext, desto „höher“ ist er anzusiedeln, so daß die Ränder, die Begrenzungen des Feldes, die Büchner-Linie hüben und die Novalis-Linie drüben wie Berggrate das Tal der Belletristik einfassen.

Wenn es stimmt, daß diese Landschaft entstanden ist, weil und als die Entstehung der mathematischen Naturwissenschaften den Raum dafür aufgerissen hat, was ist aber dann mit literarischen Produkten, die direkt die Ursache des Schismas thematisieren? Gibt es eine wissenschaftliche Poesie, eine Prosa über Wissenschaft?

Wissenschaftliche Poesie: Poe schreibt einen Essay, wie er das Gedicht *The Raven* kalkuliert konstruiert hat, mit empirischem Wissen über den poetischen Effekt bestimmter Vokale, Worte, Wiederholungen. Rimbaud versucht die „Alchimie des Worts“, die Synästhesie der Vokale zu bestimmen. Die „experimentelle Poesie“ wirft sich in den weißen Kittel des Sprach-Laboranten und testet das sprachliche Material wie unter Laborbedingungen.

Doch darum geht es mir hier weniger: Das sind ja Versuche, die *Form* der wissenschaftlichen Methode per analogiam auf die poetische Tätigkeit zu übertragen. Mich interessiert im folgenden mehr, ob es überhaupt versucht worden ist, die Wissenschaften nicht als Formvorlage, sondern als Material zu nehmen. Ich spreche also jetzt von Texten, in denen Wissenschaft und Technik vorkommen.

Prosa über Wissenschaft: Wir scheinen sie nur tief im Tal der Prosa vorzufinden, als referierendes, literarisch anspruchsloses Sachbuch oder als Science Fiction. Stanislaw Lem hat in seinem zweibändigen Essay *Phantastik und Futurologie* Gründe angegeben, warum die allermeiste Science Fiction in den Niederungen der Literatur angesiedelt ist: die Science Fiction ist zumeist formal konservativ (bestenfalls kopiert sie im nachhinein einige Neuerungen der „hohen Literatur“) und inhaltlich kümmерlich. Denn der Inhalt der Science Fiction ist unsere Zukunft, sind unsere Möglichkeiten; allein schon dieser Anspruch überfordert die SF in der Regel – kein Wunder: Auch außerhalb der Literatur, in der gesellschaftlichen Wirklichkeit, macht der zeitgenössische Mensch bei der Zukunftsprognose, gar bei der Zukunftsplanung eine schlechte Figur. So tummelt sich die SF mit der Freiheit des Narren in den Zukunftsräumen, selten aber so, daß sie ihren Stoff, ihre Wirklichkeit berührt; und was ist ihre Wirklichkeit? Unsere Möglichkeiten! Und unsere Zukunftsmöglichkeiten sind unweigerlich die Möglichkeiten einer verwissenschaftlichten, technisierten Welt, in deren Zukunft wir beschleunigt hineinrutschen.

So kommt es, daß die SF sich auf einem lebenswichtigen und schon darum literarisch interessanten Stoffgelände herumtreibt – denn welcher Abschnitt der Wirklichkeit kann die literarische Phantasie mehr anregen als das, was demnächst möglich ist? – und doch in der Regel dort oft nichts als eher langweiligen, durchsichtigen Unsinn treibt. Das kommt vielleicht davon, daß die SF allzu zukünftig agiert, allzu phantastisch, und ihr der Verbindungsfad zwischen der zeitgenössischen Wirklichkeit und der zukünftigen Möglichkeit reißt; dadurch zerfällt die SF oft in kaum verfremdete Gegenwartspartikel und beliebige Phantastik.

Aber eigentlich will ich auch auf die SF nicht hinaus, sondern auf eine Erhebung mitten im Tal der Literatur, wo die Gegenwart oder die allernächste Zukunft unserer verwissenschaftlichten Welt zur Sprache kommen, und zwar ohne daß die beschriebene Wirklichkeit so zurechtgestutzt ist, daß sie von der vorindustriellen Welt der Goethezeit sich kaum unterscheidet; dieses Zurechtstutzen hat natürlich die literarische Beschreibbarkeit und Stoffbewältigung immer sehr erleichtert, doch muß dabei, je verwissenschaftlicher die Welt wird, immer mehr Welt weggelassen werden.



Ich kenne einen Dichter, der so einen Versuch gemacht hat, und Sie kennen ihn auch auch, es ist Robert Musil.

Immer wenn ich Musils Essays und in seinen Tagebüchern lese, bekomme ich Angst; Musils Tagebücher sind für mich in einem unguten Sinn atemberaubend: mir bleibt die Luft weg bei dem Schauspiel, wie ein beweglicher, umfassend interessierter und aufs Umfassen begriener Kopf zwischen Paradoxien herumläuft wie zwischen geräumigen Gitterstäben. Musils *Mann ohne Eigenschaften* ist wie ein Raubtierkäfig, in dem der Baumeister sich selbst gefangen hat, weil der Bauplan immer wieder geändert wurde und die geplanten Ausgänge verbaut sind.

Musil versucht ungeheuer viel: Er will, im klaren, modernen Bewußtsein um die Kluft zwischen den Sinnen und der verwissenschaftlichten Wirklichkeit, diese Kluft schließen – aber nicht illusionär, sondern wirklich. Das heißt, er verwirft die poetische Utopie der Novalis-Linie. In ihren zeitgenössischen Ausläufern, personifiziert in Walter, Bonadea, dem „Großschriftsteller“ Arnheim, sieht Musils alter ego Ulrich einen Nebel, einen dumpfen Dunst, der die tatsächliche Kluft der Moderne nicht wegmachen, nur eben vernebeln kann, so daß man erst recht hineinfällt. Die unerbitterlich beißende Kritik an allen Versuchen, mit schlechter „Poesie“ zu kitten, was unwiderruflich auseinander ist, angebliche „Gefühle“ gegen einen angeblich persönlichkeitsfeindlichen „Intellekt“ ins Treffen zu führen: diese Musilsche Kritik macht ja das Vergnügen am ersten Teil des *Mann ohne Eigenschaften* aus.

So stellt sich Musil als Dichter im ersten Teil ganz auf den Höhenkamm der Büchner-Linie. Moosbrugger, auch Clarisses Verrücktheiten, auch manche Zustände Ulrichs, das sind wunderbare Exempel dieser Traditionslinie, die ihr Poetisches gerade aus der Kluft zwischen Sinnlichkeit und Wirklichkeit schöpft.

Außerdem ist Musil aber Essayist, oder besser, er versucht seine poetische Prosa um das Spiel von Gedanken zu erweitern, also über das Spiel von beschriebenen Empfindungen hinaus. Also nicht nur: „Ihm war auf einmal, als ob . . .“, sondern auch: „Er war zur Überzeugung gekommen, daß . . .“

Denn Musils Hohn gegen eine reduzierte, kopflose „Poesie“ erfordert einen Gegenbeweis: Es muß dann auch eine andere Poesie geben, eine auf der Höhe der Zeit, ja es muß sogar eine Lebensform geben, die „Gefühl“ und „Intellekt“ zusammenhält. Und alle späteren Teile des *Mann ohne Eigenschaften* kreisen um dieses Problem: Wie kann das Poetische so auf die Höhe der Zeit

gehoben werden, daß es sich stolz behaupten kann, nicht nur beschworen, gehgt und gepflegt wird wie die gute alte Natur im Naturschutz-Park. Diese Höhe des Problems hat Musil in den letzten Lebensjahren immer wieder gestürmt. Was ist das, diese „taghelle Mystik“, dieser „andere Zustand“, den Agathe und Ulrich im Gespräch beschwören, zitieren, den sie analysieren mit dem Ziel, er soll dauern?

An diesem Problem ist Musil gescheitert. So wie der Roman gegen Ende in noch so wunderschöne poetische Behauptungen zerfällt, so verliert er jede belletristische Handlung, einfach weil Musil keine Praxis weiß, die in den „anderen Zustand“ führt, also dorthin, wo Sinne und Wirklichkeit wieder zusammenfinden. Die Versuchung, es billiger zu geben, ein Auge zuzudrücken, statt „tagheller Mystik“ etwa bei bloß dämmernder Vernunft weiterzugehen, muß groß gewesen sein. Erlegen ist Musil ihr nicht.

Darum mußte er wie ein Raubtier im Käfig hin und her rennen. Zum Beispiel hat ausgerechnet Walter Rathenau, das Vorbild des Großschriftstellers Arnhem, mit seinem Buch *Zur Mechanik des Geistes*, das Musil rezensiert hat, Musil auf den Begriff des „anderen Zustandes“ gebracht, und je bissiger der Spott auf diesen späten Abkömmling des Novalis, um so deutlicher die Sehnsucht, dorthin zu kommen, aber ohne zuvor das Gehirn in der Garderobe abzugeben. Oder: Was im Roman als ironischer Einfall dem General Stumm von Bordwehr zugeschanzt wird, nämlich generalstabsmäßige Pläne der widerstreitenden Ideen zu zeichnen, Ordnung in diesen „Saustall“ zu bringen, ein „Generalsekretariat der Genauigkeit und Seele“ zu schaffen – all das hat Musil, wie die Tagebücher zeigen, immer wieder allen Ernstes versucht.

Aus Musils Scheitern kann man zweierlei Konsequenz ziehen. Entweder den Schluß, Gedankenprosa, Essayismus habe nichts verloren im poetischen Schreiben: Gedanken seien etwas fürs Sachbuch, den als solchen daherkommenden Essay; und das Thema: Wie lebt der Mensch in der technisierten, verwissenschaftlichten Welt, sei kein Thema der schönen Literatur. Diese Konsequenz ist die im bundesdeutschen Feuilleton gegenwärtig herrschende. Literatur brauche Mythen. Eingerichtet wird so ein in sich schlüssiger, hermetischer Literaturbetrieb, der Texte zwischen Autoren und bezahlten Berufslesern herumreicht, die sich einig sind in der trotzigen Nichtbeachtung von Fernsehen, Computern, Weltraumfahrt und Technik überhaupt. Dagegen ist nichts vom Musils Spott im ersten Teil des *Mann ohne Eigenschaften* im geringsten veraltet. So wie ein defensiv verstandener Naturschutz aussterbende Arten dort hegen darf, wo kein ökonomisches Interesse etwas zum Umgraben findet, so darf diese Literatur in einem optisch prominenten, faktisch elenden Winkel überleben und entlang der Büchner- oder der Novalis-Linie weitertanzen; für den gemeinen Geschmack gibt es ja dazwischen noch etwas wirklichkeitsprallere Gegenwartstromane, Sachbücher und Reportagen, Science Fiction und Politthriller, Gesünder-Leben-Bücher und Videocassetten.

Die andere Konsequenz aus Musils Scheitern ist: Weitermachen dort, wo er aufhören mußte. Das heißt zuerst einmal untersuchen, warum er nicht weitergekommen ist. Irgendwo in den Tagebüchern bemerkt Musil, ein Grund seines Scheiterns könnte sein, daß er zuwenig „Soziologie“ getrieben habe; das

anlässlich der erschrockenen Feststellung – durch Hitler vertrieben sitzt Musil isoliert und bettelarm im Schweizer Exil –: Sind wir nicht am Ende schon mitten in der Weltrevolution?

Das wäre der Vorschlag eines ersten Gedankens, der weiterführen könnte: Musil ist gescheitert, weil er als jene Wissenschaft, mit deren Hilfe er die moderne Kluft schließen wollte, die Psychologie seiner Zeit genommen hat: den „anderen Zustand“ umkreist er immer nur mit heute abgestandenen Begriffen aus vergessenen Psychologie-Büchern. Hingegen spricht viel dafür, daß die Leitwissenschaft eines Unternehmens von Musilschem Ausmaß die Ökonomie sein muß, die Politische Ökonomie. Sie ist die Wissenschaft von den Organisationsformen der menschlichen Arbeit. Aus ihr erst sind eine Technik-Philosophie und eine Psychologie herleitbar, die den Standort des Poetischen in dieser Zeit, wo die Technik uns noch nicht gehört, vielleicht näher bestimmen hilft.

Was, die Dichter sollen sich um Wissenschaft, Wirtschaft, Politik, Psychologie kümmern? Da kommen sie ja nicht mehr zum Dichten! – Aber auch Dichter lesen Zeitung: Außenpolitik, Innenpolitik, Wirtschaftsseiten, Fernsehseite, Kulturteil. Was, wenn die Dichter nicht nur, wie allgemein verlangt, Kulturtitelchen aus Kulturteilen produzieren, sondern alles, was dann auch in die Zeitungen kommt, als Material ansehen? So weit waren wir doch schon einmal und sind seitdem viel bescheidener geworden.

Diese Konsequenz aus Musils Scheitern ist viel schwerer zu machen als die erste. Nicht einmal die Regeln einer solchen Literatur sind absehbar, ihre Formen sind offen. Das ist riskant; das ist interessant.

Geflechte

1/84 Grenzen
2/84 Religiosität
1/85 Heimat
2/85 Von Hexen,
Feen + Frauen
3/85 Manege frei
4/85 Die Kunst,
NEIN zu sagen

1/86 Sterben
und sterben lassen

edition Geflechte
Postfach 26 · 8196 Eurasburg
Telefon 08179/85 59

Jürgen-Peter Stössel
Tage-Buch zu „Herz im Stress.
Ein wissenschaftlicher Tatsachenroman“

6. 3. 1986

Als das Telefon klingelt, schalte ich erleichtert die elektrische Schreibmaschine aus. Mit dem Exposé für ein neues Buch komme ich heute doch nicht mehr weiter. Ist ja auch kein Wunder. Bei diesem Wetter! Hektische Föhnlwärme, überstürzter Vogelgesang. Ausreden? Kann schon sein. Aber zum Glück habe ich jetzt erst mal keine Zeit, darüber nachzudenken. Stössel.

Wild, antwortet eine unbekannte Stimme.

Ja, sage ich erwartungsvoll.

Wild ist mein Name.

Ich nicke stumm.

Gustav Wild, drängt die Stimme. Als müsse bei mir endlich der Groschen fallen.

Ich bin sicher, daß ich mit einem Menschen dieses Namens noch nie zu tun hatte. Mein Gedächtnis läßt mich da selten im Stich. Doch so aufgebläht, wie mein Kopf heute ist, kann ich mildernde Umstände beanspruchen. Ich taste mich höflich vor.

Ja, bitte. Worum geht es?

Sie sind doch, fragt der andere zurück, der Autor von „Herz im Stress“?

Ja, bestätige ich erfreut. Ein Leser! Die schönste Ablenkung, die ich mir im Augenblick wünschen kann.

Er komme doch, meint der Unbekannte, in dem Buch vor. Es klingt ungeduldig, fast vorwurfsvoll.

Ach, ja? Ich bemühe mich, den Tonfall meiner Stimme in der Schwebe abzuwarten der Neugier zu halten. Der Anrufer geht jedoch nicht darauf ein. Was ihn zu dieser Vermutung veranlaßte, erkundige ich mich, betont kühl.

Nun ja, höre ich nach einer Pause, die so lange dauert, daß ich mich zu ärgern beginne. Das sei doch seine Geschichte, bis auf einige Kleinigkeiten ... Interessant, unterbreche ich. Mein Ärger schlägt in Begeisterung um. Wirklich, das ist natürlich für mich äußerst interessant. Denn es zeige ja, daß die von mir geschilderten Personen, ihre beruflichen und sozialen Probleme insoweit typisch seien, als sich darin viele wiedererkennen könnten, und genau das hätte ich beabsichtigt.

Der Fremde scheint allerdings mit meiner Erklärung nichts anfangen zu können. Oder zu wollen. Sein Schweigen setzt mich ins Unrecht.

Plötzlich fällt mir das Vorwort meiner Auftraggeber vom Wissenschaftszentrum Berlin ein: „Der Text handelt als ‚Wissenschaftlicher Tatsachenroman‘ von Menschen, die bei ihrer Arbeit und zu Hause Erlebnisse haben und Situationen ausgesetzt sind, die als kleine und große Schritte auf der abschüssigen Ebene zum dramatischen Ereignis des Herzinfarkts angesehen werden

können (und müssen). In weiten Teilen greift er auf die umfangreich protokollierten Interviews zurück, die von den Wissenschaftlern im Rahmen des Forschungsprojektes mit Gesunden und Infarktpatienten geführt wurden ...“

Ach so, denke ich. Womöglich haben die Berliner auch mit diesem Gustav Wild gesprochen; und weil ihm Alfred Fleisser, Max Bauer, Willi Welz oder eine andere der Romanfiguren den Spiegel vorhielt, nimmt er an, ich hätte ihn als Vorlage benutzt, so unverschlüsselt, daß er fürchten muß, von Kollegen oder Nachbarn, falls sie das Buch lesen, identifiziert zu werden.

Ich habe zwar, versuche ich meinem stummen Gesprächspartner zu erläutern, außer dem Forschungsbericht und den Publikationen der Wissenschaftler auch zahlreiche Gesprächsabschriften als Ausgangsmaterial verwendet, dabei aber nicht einzelne Fälle übernommen, sondern lediglich Details, die immer wieder auftauchten und daher wohl als charakteristisch gelten können für die biographischen Erfahrungen, die beruflichen Belastungen und die Verhaltensweisen der untersuchten Gruppen von Metallarbeitern. Um Mißverständnissen vorzubeugen, steht in dem Buch ja auch der Vermerk, daß die beschriebenen Menschen und die Orte der Handlung erfunden, Ähnlichkeiten mit lebenden Personen und realen Situationen aber kein Zufall seien.

Hört mir dieser Herr Wild überhaupt zu?

Also komm, ermahne ich mich. Hör erst mal selber zu! Die Absichten des Autors sind seine Sache. Wie das Ergebnis beim Leser ankommt, ist eine ganz andere, und nur darüber will der Mann am Telefon mit dir reden.

Darf ich fragen, frage ich, um doch noch eine Gespräch in Gang zu bringen, wie sind Sie denn auf das Buch aufmerksam geworden?

Er habe davon im Rundfunk gehört.

Im Bayerischen?

Nein, entgegnet der andere. Im Deutschlandfunk.

Er sagt es so unwirsch, daß ich fürchten muß, er werde gleich auflegen. Könnte ich ihm ja auch gar nicht verübeln. Schließlich ist es ein Ferngespräch, und er konnte immer noch nicht loswerden, was er auf dem Herzen hat.

Ob ich ihn zurückrufen könne?

Keine Antwort!

Ich würde mich nämlich, erkläre ich, gerne noch ausführlicher darüber unterhalten, wie das Buch auf ihn gewirkt habe, ob er etwas damit anfangen könne im Hinblick auf die Verhältnisse in seinem Betrieb. Mir liege sehr daran, solche Rückmeldungen zu bekommen, und es sei ja auch ein weiteres Forschungsprojekt geplant, bei dem geprüft werden solle, wie man die Ergebnisse vor Ort in vorbeugende Maßnahmen umsetzen könnte.

Als Gustav Wild immer noch schweigt, frage ich direkt, wo er denn arbeite? Das möchte ich nicht sagen, wimmelt die Stimme ab. In seinem Fall sei das wohl ein bißchen anders, fügt sie dann hinzu, hörbar enttäuscht. Bevor ich nachhaken kann, wie er das meine, bedankt sich der Anrufer (wofür?) und läßt mich allein mit meinen Fragen.

Ist er, nachdem er das Interview mit mir im Rundfunk gehört hat, schnur-

stracks in eine Buchhandlung? Oder hat er den Titel zufällig im Taschenbuchständer eines Kaufhauses entdeckt und sich dann wieder an die Sendung erinnert? Geht also meine Rechnung auf, daß die eigentliche „Zielgruppe“ durchaus erreichbar ist, wenn sie nicht die Barriere einer teureren Hard-cover-Ausgabe überwinden muß? Können die Medien auch jenen, für die Bücher normalerweise keine Artikel des täglichen Bedarfs sind, die Botschaft vermitteln, daß sie das Thema etwas angeht? Und beschäftigen die sich dann tatsächlich damit? Hat demnach jener Kritiker unrecht, der bezweifelte, daß das Thema „auch die Fernsehgemeinde der Schwarzwaldklinik anspricht“? Gibt es doch noch den „lesenden Arbeiter“, der nur deswegen gewöhnlich nicht zu der in den Feuilletons gelobten „schönen“ Literatur greift, weil er dort keine Antwort findet auf seine Fragen oder weil sie nicht die Fragen stellt, deren Beantwortung ihm weiterhilft beim Versuch, die Welt zu erklären, um sie zu verändern?

Mit dem Menschen, den ich hier Gustav Wild nenne, hat das alles natürlich nichts zu tun. Er ist in dem Augenblick, als ich den gescheiterten Dialog mit ihm als „Aufhänger“ benutzte für diese Notizen, zur Fiktion geworden. Ich kann mir ausmalen, was er von mir wollte. Denkbar wäre, daß er mir sagen wollte, in den Betrieben gehe es ganz anders zu, als ich es dargestellt habe. Oder daß zumindest bei ihm der Infarkt nicht so zu erklären sei.

Ich weiß freilich nicht einmal, ob er zu jenen gehörte, von denen ein anderer Rezensent meinte, erst der Kollaps werde ihnen Zeit und Muße verschaffen, so ein Buch zu lesen. Möglich wäre aber auch, daß ich in diesem Fall einen erreicht habe, bei dem es noch nicht zu spät war und der von mir erfahren wollte, was gegen die Gefährdung, die ihm die Lektüre bewußt machte, zu tun sei. Da bietet das Buch ja in der Tat kein Rezept. Weil konkrete Gegenstrategien derzeit noch nicht zu beschreiben sind. Und weil es allgemeingültige Lösungen nicht geben kann.

Doch meine Hoffnung war, daß einige von denen, deren Herz immer häufiger bei der Arbeit in Stress gerät, dies als ein Problem erkennen, das nicht nur sie allein betrifft. Und daß sie durch mein Buch auch angeregt werden, mit ihren Kollegen mal zu reden über das, was alle, mehr oder weniger, in gleicher Weise belastet, dem einzelnen jedoch um so schneller zum Verhängnis wird, je verbissener er auf eigene Faust und notfalls auf Kosten der anderen damit fertig zu werden versucht. Denn das, hatte ich gedacht, ist die Voraussetzung dafür, daß die Opfer zu Tätern werden, die gemeinsam – aber das kennen wir doch, oder? Das läuft ja wieder nur auf das übliche Solidaritätsgedudel hinaus, die besänftigende Begleitmusik zur real existierenden Ohnmacht einer Arbeiterklasse, die sich als solche nicht mehr begreifen kann. Also „was tun“? Von Lenin lernen? Könnte bestimmt nicht schaden. Aber das liegt nicht in meiner Macht. Aber irgendwo muß man ja anfangen.

Na schön: Ich gehe jetzt erst einmal zur Protestkundgebung des DGB wg. § 116 auf den Münchner Marienplatz, wohl wissend, daß sich eine solche Zusammenrottung für einen Dichter heutzutage nicht mehr schickt. Indes setzte ich mich mit meinem Experiment ohnehin dem Verdacht aus, Sympathisant jener „Unsitte“ zu sein, ein Kunstwerk „auf dem Prüfstand entweder der subjektiven ‚Betroffenheit‘ oder eines flachen Sozialkritizismus zu messen“ und

damit „gewissermaßen die freiheitlich-symbolische Grundordnung der Kunst“ zu untergraben. Von dieser „Kollektivschuld“ werde ich als gewerkschaftlich organisierter Autor nicht freigesprochen, auch wenn ich an meinem Schreibtisch bleibe. Und mit Botho Strauß, von dem das Zitat stammt, will ich mich ja wirklich nicht messen.

Angefangen hat die Geschichte im April 1984 mit einem Anruf aus Berlin, Dort hatten Sozialwissenschaftler einige Jahre lang die Zusammenhänge zwischen Arbeit und Herzinfarkt erforscht, und die Ergebnisse erschienen ihnen derart lebenswichtig, daß sie nach neuen Wegen suchten, um sie einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Ich wurde gefragt, ob ich dabei mitmachen wolle. Zu der Zeit waren gerade meine „Erfahrungen mit der psychosomatischen Medizin“ erschienen. Die neue Aufgabe reizte mich, zumal mir in Aussicht gestellt wurde, daß sich das Wissenschaftszentrum ein von mir zu verfassendes Buch einiges kosten lassen werde. Monatliche Honorarzahlungen nach Tarifen des Öffentlichen Dienstes, das waren für einen freiberuflichen Schreiber höchst befriedigende Aussichten. Ich sagte grundsätzlich zu, machte jedoch die endgültige Entscheidung davon abhängig, ob mich erstens der Inhalt, den ich verbreiten sollte, überzeugte und ob mir zweitens hinsichtlich der Form die notwendige Freiheit zugesichert würde.

Nachdem ich die wissenschaftlichen Unterlagen studiert und mit den am Projekt beteiligten Forschern persönlich gesprochen hatte, waren wir uns so weit einig, daß ich zunächst einmal die wesentlichen Aspekte des Themas aus meiner Sicht skizzierte. Das 15seitige Manuskript endete mit Sätzen, die meine Kooperationspartner damals offensichtlich noch nicht ganz ernst nahmen. Auch für mich war freilich, was ich im August 1984 formulierte, mehr ein politisches Programm als ein Plan, dessen literarische Verwirklichung ich bereits überschauen konnte.

„Der Forschungsbericht läßt sich nicht einfach allgemeinverständlich ‚übersetzen‘, sondern liefert sozusagen den Rohstoff für eine Art dokumentarischen Roman, dessen Handlung sich vor dem Hintergrund der industriellen Arbeitswelt entfaltet und zu Schicksalen verdichtet. Dabei soll der Leser durchaus ‚leibhaftigen‘ Menschen begegnen, in denen er auch seine eigene Situation wiederfindet. Zugleich wird ihm aber vor Augen geführt, wie das ‚Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse‘ (Marx) die individuelle Geschichte, Gegenwart und Zukunft des Subjekts bestimmt – mit dem Ziel, sowohl den Kopf als auch das Herz (!) anzusprechen und zu eigenem Handeln zu ermutigen.“

Zwei Monate später hatten wir uns über die Rahmenbedingungen der Zusammenarbeit geeinigt. Ich versprach, die Wissenschaftler auf dem laufenden zu halten. Sie sagten mir jede ihnen mögliche Unterstützung zu. Im übrigen sollte ich aber völlig freie Hand haben. Von Anfang an war klar, daß das Buch unter meinem Namen erscheinen würde, lediglich mit dem Hinweis versehen, es sei auf der Grundlage der Berliner Forschungsergebnisse entstanden. Der Knauer-Verlag hatte inzwischen von meinem Psychosomatik-Buch die zweite Auflage ausgeliefert und nahm auch den neuen Titel um so bereitwilliger ins Programm, als er wieder eine Originalausgabe zu dem bei

Taschenbüchern üblichen Mini-Vorschuß bekam. Äußerlich stand folglich meinem Vorhaben nichts mehr im Wege. Ich hatte genügend Zeit und Geld, um mich acht oder zehn Monate, eventuell sogar ein Jahr ganz darauf zu konzentrieren. So hatte ich mir das doch immer vorgestellt: kein armer Poet, sondern ein angemessen bezahlter Kopfarbeiter. Aber ich konnte ja nicht ahnen, worauf ich mich eingelassen hatte. Mein Arbeitsjournal erinnert daran.

5. 11. 1984

Wie oft habe ich schon den Forschungsbericht durchgeackert und die Papiere, mit denen mich die Berliner großzügig versorgen. Doch jedesmal, wenn ich glaube, ein einigermaßen klares Bild zu sehen, verwirrt sich wieder alles. Vielleicht liegt es an der Idee, die verschiedenen Belastungssituationen in einen Roman zu verknüpfen, nicht isolierte Falldarstellungen, die dann begrifflich analysiert werden, vielmehr das soziale Modell der Herzinfarktentstehung in seinen vielfältigen Erscheinungen erzählend zu entwickeln ...

7. 11.

Der eigentliche „Held“ müßte die Arbeitswelt sein. Trotzdem dürfen die einzelnen Personen nicht zu „Typen“ verwischt werden ...

9. 11.

Beginnen werde ich wohl mit einem „paradoxen“ Fall ohne medizinische Risikofaktoren. Alfred Fleisser, Meister im Flugzeugbau, Nichtraucher, sportlich, schlank. Die Arbeitsbedingtheit seines Infarkts wird zunächst nur andeutet. Der Leser soll ihn aber begleiten vom akuten Ereignis am Arbeitsplatz über die Reha-Klinik, bis er wieder zurück in den Betrieb kommt, wobei Fleisser allmählich zu ahnen beginnt, was bei ihm abgelaufen ist. Die Entwicklung, die hier gleichsam im Kopf zurückverfolgt wird, will ich am Beispiel von Werkzeugmachern in einer Maschinenbaufirma und Metalloberflächenbearbeitern unmittelbar zeigen. Bei einem, dessen Arbeit auf den ersten Blick wenig zu tun hat mit der von Fleisser, endet es ebenfalls mit einem Infarkt. Bei den anderen muß spürbar werden, daß sie, wenn sie so weitermachen, als nächste an der Reihe sind. Der dritte Strang, über den auch die zum Verständnis der gemeinsamen Grundstruktur dieser Prozesse notwendigen Informationen eingebracht werden können, ist ein Journalist. Jürgen Petersen erfährt anlässlich eines Besuches bei seinen Eltern vom Infarkt des in der Nachbarschaft wohnenden Fleisser, beginnt zu recherchieren, besucht einen arbeitsmedizinischen Kongreß, wo die dort vorgetragene Argumentation fast satirische Züge annehmen soll. Der Journalist ist dem Durchschnittsleser sozial näher, womit nicht nur sein Interesse wachgehalten, sondern auch dem Eindruck entgegengewirkt werden kann, die beschriebenen Infarktrisiken betreffen nur Industriearbeiter ...

12. 11.

Schwierigkeiten, in Betriebe reinzukommen. Muß aber unbedingt die Tätigkeit von Werkzeugmachern genau anschauen, vor allem, was sich verändert hat durch Rationalisierung. Zentrale Arbeitsplanung, verstärkte Kontrolle.

Das muß stimmen bis ins Detail. Sonst glaubt einer, der sich auskennt, auch alles andere nicht ...

20. 11.

Das Hauptproblem bei diesem Buch ist, daß ich auch nicht andeutungsweise für den einzelnen eine realistische Lösung präsentieren kann. Ich muß also wenigstens erreichen, daß er aha sagt, einen Zusammenhang entdeckt, der ihm bisher verborgen war, weil er selbst drin verwickelt ist. In einem Vortragsmanuskript vom Franz der Hinweis, daß die Fähigkeit der Arbeiter zu authentischer Belastungserfahrung nie ganz verloren geht, auch wenn sie völlig abgestumpft erscheinen. Diese Sensibilität könne also wieder geweckt werden, wenn man die Arbeitenden als Subjekt ernst nehme. Dies quasi als wissenschaftliche Legitimation für mein Vorgehen! ...

1. 12.

Im ersten Kapitel ganz nah dran an der Person, schlüpfe regelrecht in sie rein, im Sprachgestus und in der Wahrnehmung der Umwelt. Die Veränderungen im Maschinenbau und ihre Auswirkungen auf die einzelnen müssen dagegen aus größerer Distanz erzählt werden, damit durchschaubar wird, wie die spezifischen Anforderungen gesellschaftlich produziert werden. Aber „grau, teurer Freund, ist alle Theorie ...“

12. 12.

Das zweite Kapitel wächst nur langsam. Dieser Petersen will mich immer wieder zu Abschweifungen verführen ...

4. 12.

Die Betriebsärzte, mit denen ich bisher gesprochen habe, lehnen alles ab, was die Interessen der Unternehmen tangieren könnte. Entweder lassen sie nur medizinische Risikofaktoren gelten oder sie schieben es auf die Persönlichkeitsstruktur, wie die Werksärztin bei der Zigarettenfirma. Sie kann ja schlecht was gegen das Rauchen haben! ...

21. 12.

Das Thema stößt überall auf Abwehr. Mit Herzinfarkt will sich keiner beschäftigen, höchstens, wenn es in einem für den einzelnen unmittelbar zu verändernden Bereich bleibt. Daher muß das Buch im besten Sinne zunächst mal unterhaltend sein. Bloß kein Schulfunk! Aber ich kann nun mal nicht vor mich hinfabulieren, werde immer, ob ich will oder nicht, gegängelt von dem, was ich vermitteln soll ...

18. 1. 1985

Die ganze Woche verging mit Versuchen, einen Anfang für das dritte Kapitel zu finden. Die Villa neben der Maschinenbaufirma als Symbol für die Nachkriegsentwicklung, Restauration des Kapitalismus, verknüpft mit Biographie von Max Bauer ...

5. 2.

Von Berlin noch immer nichts gehört, obwohl sie schon seit zwei Wochen die ersten 50 Seiten haben. Ob sie doch schockiert sind, wie weit ich mich von ihrem Bericht entfernt habe? Andererseits sehe ich so deutlich, wie sich die verschiedenen Stränge nach und nach durchdringen, das Geflecht von Ursachen und Wirkungen anschaulich machen ...

9. 2.

Die inneren Monologe notwendig, um Arbeiter als äußerst differenziert empfindende Menschen dazustellen. Kein Proletkult, aber auch nicht literarische Ausbeutung der Sprachlosigkeit. Für mich nie wegzuschieben, daß es ein Dienst an der Sache ist. Klingt pathetisch, ist aber so. Enorme Anstrengung. Ob ich das durchhalte?

12. 2.

Christa Wolfs „Voraussetzungen einer Erzählung“ gelesen. Wie lange hat sie sich mit dem „Kassandra“-Stoff befaßt, offenbar ohne den Druck, sofort etwas zu Papier bringen zu müssen. Dagegen gerate ich jetzt schon wieder in Panik, weil ich immer noch im dritten Kapitel stecke ...

24. 2.

Jedesmal Befremden, wenn ich sage, daß ich über dieses Thema einen Roman schreibe. Werden diejenigen, die wissenschaftliche Informationen suchen, ungeduldig, wenn ich Geschichten erzähle, und die anderen wollen es gar nicht so genau wissen? ...

7. 3.

Die Aufklärung eines wissenschaftlichen Problems ist für mich oft genauso spannend wie ein Krimi. Aber die Leute interessieren sich für Mord und Rauschgifthandel, weil das mit ihrem Alltag nichts zu tun hat, während ich die Wissenschaft genau dahin wieder bringen will ...

23. 3.

Föhn. Trete auf der Stelle. Dazu heute noch der Brief aus Berlin mit dem Kommentar zu den ersten zwei Kapiteln. Darin wird manches angesprochen, was ich zunehmend selbst als unlösbares Dilemma empfinde. Einen Tatsachenroman schreiben zu wollen, der im Grund keine richtige Handlung entwickeln kann, weil ja alle Lebensgeschichten, von denen ich ohnehin nur Ausschnitte zeigen kann, immer wieder auf das gleiche Ereignis zusteuern. Der Gefahr, daß der Leser doch ständig den didaktischen Zeigefinger sieht, ist schwer zu entkommen.

Bin im Moment außerstande, weiterzumachen, kann jedoch nicht mehr zurück, was die Berliner auch nicht wollen. Sie beteuern ausdrücklich, daß sie mein Konzept insgesamt für tragfähig halten. Aber die Skrupel lähmen mich ...

4. 5.

Das sechste Kapitel würde ich am liebsten noch mal ganz neu beginnen, obwohl ich es schon so oft umgeschrieben habe. Wie kann ich einem Außenstehenden nachvollziehbar machen, wohin es führt, wenn das Subjekt aus der Wissenschaft ausgeklammert wird? Die heutigen krankmachenden Belastungen können nicht von irgendwelchen Experten nach pseudoobjektiven Kriterien erfaßt werden. Die Arbeitenden selbst sind die Experten, und so muß ich sie beschreiben. Im Forschungsbericht wird betont, daß subjektive Bewältigung und objektive Anforderung nicht zu trennen sind, doch in der Systematik geht das doch wieder auseinander. Die Chance der literarischen Darstellung! ...

17. 5.

Nach dem ursprünglichen Plan bleiben mir nur noch drei Monate. Das schaffe ich nie dahin ...

18. 5.

„Je weiter die Kunst geht, desto wissenschaftlicher wird sie sein, so wie die Wissenschaft künstlerisch wird. Beide werden sich, nachdem sie sich an der Basis getrennt haben, auf dem Gipfel wieder zusammenfinden ...“ Ja, ja, lieber verehrter Meister Flaubert, du hast ja so recht. Doch wie klein fühle ich mich beim Lesen deiner Briefe, und es hilft gar nichts, daß ich oft auch fünf Tage brauche, um eine Seite zu schreiben.

21. 5.

In Berlin Besprechung des bisherigen Manuskripts. Der Chef, durch die Verwirrung der anderen vorgewarnt, hat die ersten sechs Kapitel im Zusammenhang gelesen und stellt sich voll hinter die Sache. Hat mich doch erleichtert, Konnte mich dann seit langem wieder mal entspannt in ein Café am Ku'damm setzen. Sonne, leichter Wind, immer wieder das Bild der blühenden Kastanie vor Christines Fenster. Das erste Gedicht nach acht Monaten. Notwendige Atempause ...

12. 6.

Milieustudien für das Kapitel in der Reha-Klinik. Seit den schwülen Tagen, als ich plötzlich diese Beklemmung spürte, läßt mich der Gedanke nicht los: Wenn ich jetzt selber einen Infarkt kriege ... Franz erzählte, daß ihm auch erst im nachhinein klar wurde, wie absurd es ist, sechs Jahre über Herzinfarkt zu forschen, ohne einmal darüber nachzudenken, was das Herz eigentlich für einen persönlich bedeutet ...

19. 7.

Gestern Sommerfest des Verlages. Lächerliches Theater. Diese Herren in hellen Sommeranzügen, die Damen in lustigen Kleidern, Presse-Funk-Fernsehleute, Buchhändler, Lektoren, dazwischen der eine oder andere Autor, aber ich, was soll ich da? Ein Statist, der sich dann von einer PR-Tante sagen las-

sen muß: Sie können es sich ja auch nie schwer genug machen. Und nach diesem mütterlichen Tadel dann der knallharte Verweis: Ich fürchte, so etwas fällt beim Buchhandel zwischen alle Stühle.

20. 7.

Habe mich doch zu sehr in Petersens Geschichte verrannt. Ich wollte eine Verbindung herstellen zwischen objektivistischer Haltung der Wissenschaftler und Angstverleugnung des Typ A. Aber es wirkt aufgesetzt . . .

22. 7.

Gestern das achte Kapitel noch mal neu angefangen, nach mehr als drei Wochen täglicher Arbeit. Wenn es nach mir ginge, würde ich den ganzen theoretischen Kram über Bord werfen. Aber es geht nicht nur nach mir. Also muß ich nach einer Möglichkeit suchen, um die wesentlichen Begriffe des Projekts zum Leben zu erwecken . . .

23. 7.

Brigitte Reimanns „Tagebücher und Briefe“ – seltsam, wie man immer wieder die gerade „passende“ Lektüre findet. Was für eine mühsame Arbeit war der „Franziska“-Roman. Manche Tage nichts oder fünf Zeilen. Aber das war Kunst, nicht so eine Auftragsarbeit für den Tagesgebrauch. Du hast die Latte zu hoch gehängt, lieber JP . . .

26. 7.

Petersen hat natürlich, was die Ansprüche an seine journalistische Arbeit anbelangt, viele Züge von mir. Seine Biographie entwickelt jedoch eine Eigen-dynamik, die ich immer wieder bremen muß, weil sie ja nur insofern in diesem Buch gerechtfertigt ist, als dadurch der Erkenntnisprozeß in seiner Widersprüchlichkeit und verwirrenden Komplexität für den Leser erfahrbar wird. Der „Abfall“, den ich bei diesem Kapitel schon produziert habe, enthält Stoff für ein ganzes Buch. Ein Irrsinn, bei diesen strahlenden heißen Sommertagen . . .

28. 7.

Vor einem Jahr schrieb ich das Exposé. Trotz allem erstaunlich, wie viele der dort formulierten Intentionen schon verwirklicht sind.

In der Erzählung von Daniil Granin „Ein seltsames Leben“ gleich am Anfang die Sätze: „Tatsachen sind dann interessant, wenn man sich nicht unbedingt daran halten muß . . .“ Allerdings!

31. 7.

Geträumt, ich müßte die Wohnung putzen, weil Besuch kommt. Hetze hin und her, aber die Leute stehen schon vor der Tür. Als sie reinkommen, denke ich auf einmal: So schlimmt sieht es doch gar nicht aus, während ich vorher nur ein riesiges Chaos und Berge von Dreck gesehen habe . . .

10. 8.

Zweifel, ob es gelingt, den Leser über das Interesse an Petersens Auseinandersetzung mit dem Thema für die wissenschaftlichen Probleme zu interessieren. Denn genau genommen müßte der Journalist zu dem Schluß kommen, daß man die Ergebnisse nicht begrifflich vermitteln kann, sondern als Erfahrungen und Haltungen von Menschen darstellen muß. Am Ende wäre er also da, wo ich angefangen habe, aber dann doch wieder zurückschreckte, weil ich mich den Wissenschaftlern verpflichtet fühlte.

19. 8.

Daß ich einen Abszeß im Oberkiefer bekommen habe und schließlich nachts in die Zahnklinik mußte – Zufall? Wohl kaum. Habe dieses verfluchte Kapitel auf Seite acht noch mal angefangen . . .

31. 8.

Nach zwei Monaten endlich das vorletzte Kapitel geschafft. 33 Seiten. Es ist ein Kompromiß, aber so kann ich's lassen. Im Schlußteil darf ich wieder erzählen . . .

19. 9.

Vor zwei Wochen hätte ich das Manuscript abliefern sollen. Heute eine Kopie nach Berlin geschickt, obwohl der Schluß noch fehlt . . .

24. 9.

Rolf hat angerufen. Er sei begeistert. Seine anfänglichen Bedenken müsse er zurücknehmen . . .

3. 10.

Nach der Besprechung in Berlin, wo es vor allem um die Konsequenzen ging, die aus dem Projekt zu ziehen sind, habe ich versucht, irgendwie eine Perspektive wenigstens anzudeuten. Aber das einzige, was ich glaubwürdig darstellen kann, ist die Einsicht, daß niemand von außen die Arbeitenden von Stress befreien kann. Wenn sie nicht kapieren, was sie mit sich machen lassen, nützen die besten Forderungen und Vorschriften nichts . . .

5. 10.

Ich träume fast jede Nacht von Petersen und Wolfgang Müller. Die Beziehung der beiden ist eine Geschichte für sich. Der Hang des Intellektuellen, der seine kleinbürgerliche Herkunft abstreifen will, zur Idealisierung des Arbeiters. Klar ist, daß Wolfgang als mutmaßlicher Kommunist nur ein „Gespenst“ sein kann, nicht selbst auftritt, bloß in den Erzählungen der anderen . . .

10. 10.

Gestern das Manuscript abgeliefert. Den Schreibtisch aufgeräumt. Plötzlich Leere, außen und innen . . .

21. 10.

Heute die Einladung bekommen zu einer öffentlichen Gedenkfeier für Klaus Horn in der Uni Frankfurt, veranstaltet vom Sigmund-Freud-Institut, wo er die Abteilung Sozialpsychologie leitete. Bin wie gelähmt. Horn ist, gerade 51, am 29. 7. 85 gestorben. Wie anders liest sich jetzt sein letzter Brief vom 14. 2. 85. Ich hatte mich für die sorgfältige Rezension des Psychosomatik-Buchs im Hessischen Rundfunk bedankt und zugleich von den Zweifeln bei der gegenwärtigen Arbeit berichtet. Seine Reaktion darauf: „Bleiben Sie bloß auf Ihrem Weg! Auf den wissenschaftlichen Tatsachenroman bin ich außerordentlich gespannt – ich krieg doch ein Exemplar? ... Wenn Leute mit spezifischen Verrücktheiten im Kopf ein bißchen zusammenhalten, dann hört sich, was sie zu sagen haben, mit der Zeit eben nicht mehr so verrückt an. In diesem Sinne sehr herzlich . . .“

28. 4. 1986

Seit drei Monaten ist das Buch auf dem Markt. Die Resonanz in den Medien ist besser, als ich bei diesem Thema erwartet hätte. Die meisten Besprechungen sind wohlwollend oberflächlich. Eine Arbeitsmedizinerin ging wenigstens gründlich auf den Inhalt ein. Ihr nimmt allerdings der Journalist zu viel Raum ein. Sie glaubt, mich in Petersen zu erkennen als einen egozentrischen Typen, dessen Geschichte vom eigentlichen Problem bloß ablenke. Mit den formalen Aspekten beschäftigte sich die Kritik bisher kaum. Einmal ist die Rede von „schillernder, bildhafter Erzählweise“, ein anderes Mal wird „gute, flüssige Schreibweise“ gelobt. Nur einer kam meinem eigenen Urteil ziemlich nah, als er meinte, daß den Autor „die Leine Forschungsbericht, die er sich angelegt hat, . . . zu sehr gängelt . . .“. Und genau diese Erfahrung ist es, die mich hindert, das vom Verlag gewünschte Buch anzufangen. Die Lektorin weiß, welche Produkte unter meinem Namen wenigstens in der Menge verkauft werden können, daß ein Vertragsabschluß kein Risiko ist. Ich möchte aber jetzt endlich mal das Risiko eingehen, keine Rücksicht mehr zu nehmen, keine Verpflichtung zu erfüllen. Das sind meine Wünsche. Was daraus in der Wirklichkeit wird, ist ganz allein mein Problem. Wenigstens das habe ich bei dieser Arbeit gelernt.

Nachbemerkung der Redaktion:

Am 5. Mai 1986 veranstaltete der DGB-Kreis München im Rahmen seiner aktuellen Reihe „Moment mal“ einen Diskussionsabend zu „Herz im Stress. Das Infarktrisiko am Arbeitsplatz“.

Jürgen Groß, Journalist, ging als Diskussionsleiter aus von einer Feststellung Prof. Hallhubers, er müsse leider bezweifeln, ob ungelernte Arbeiter nach dem Buch von Jürgen Peter Stössel greifen würden. Aber Betriebsräte, Ver-

trauensleute müßten sich dafür interessieren, zusammen mit allen, denen die Humanisierung der Arbeitswelt am Herzen liegt.
Genau das hat sich bestätigt.

Ellinore Linsmayer, Personalrätin beim Fernmeldeamt 1, München: In einer Arbeitsgruppe wurde ein Fragebogen der Gewerkschaft ausgegeben; dort sind 67 Prozent der Beschäftigten im Alter zwischen 21 und 35 Jahren. Ältere werden abgelöst, weil die gesundheitlichen Störungen ein weiteres Verbleiben dort unmöglich machen. Was besagen die Antworten? Primär klagen alle über Stress, über Terminvorgaben, die nicht einhaltbar sind; sie fühlen sich alleingelassen, verheizt. Die Folgen sind Schlafstörungen, Magenbeschwerden, psychische Störungen. Das sehr negative Betriebsklima schlägt durch bis in die Familienbeziehungen. Die Forderungen der Betroffenen konzentrieren sich auf „Mehr Zeit gleich mehr Personal“.

Helmut Lallinger, Betriebsratsvorsitzender bei Rathgeber, München: Von Stress verstehe ich wenig, aber viel von Leistungsdruck im Betrieb. Und die Leistungsverdichtung wird immer größer, in allen Metallbetrieben gilt: Immer mehr, immer schneller. Der Leistungsdruck aufgrund der Vorgabezeiten nervt uns bis zum letzten, Stress ist damit Dauerzustand. Nach der sehr hohen Belastung im Betrieb kommt dann der Infarkt beim Joggen, am ersten Urlaubstag, mit Beginn der Rente, soweit sie erreicht wird.

Alois Mittermüller, DGB-Kreisvorsitzender, München: Das gewerkschaftliche Interesse muß aufgrund der Betroffenheit über so viele Kollegen mit Infarkt alle Bereiche von der Humanisierung der Arbeitswelt über die Krankenkassen und Rehabilitationseinrichtungen bis zur Frage umfassen: Wie lebt der Patient weiter? Nun gibt es Projekte zur „Humanisierung der Arbeit“, aber bei steigender Zahl von Betroffenen – fast jeder Zweite wird Frühinvalid – werden sie leider gegenwärtig sehr eingeschränkt, auch ein Ergebnis der „Wende“.

Rudi Stescal, früher Betriebsratsvorsitzender, jetzt Infarktpatient: Ich bin nicht der „Infarkttyp“, der das Maul nicht aufmacht und alles in sich hineinfrißt. Ich bin nie unter den Tisch gekrochen und habe nie alles gemacht, was von oben verlangt wird. Trotzdem hatte ich 1971 einen Herzinfarkt; vorausgegangen war eine Bruchoperation, dann eine Erkältung und die zu frühe Arbeitsaufnahme. Passiert ist es in der ersten Urlaubsnacht. Was geschieht mit den Kollegen, die einen Infarkt gehabt haben, danach im Betrieb? Du mußt die gleiche Arbeit machen wie zuvor. Es gibt nicht so viele Materialausgaben, daß alle dort untergebracht werden können. Da muß der Druck der Betriebsräte einsetzen, damit der Kollege eine leichtere Arbeit bekommt, damit er auch psychisch gestärkt wird, z.B. gegen die Zumutung, weiter Überstunden zu machen.

Ellinore Linsmayer: Ich habe Infarktpatienten betreut, sie geben ihre Angst nicht zu. Erst wenn man vertraut wird mit ihnen, kommt die Angst raus. Erst wenn's passiert ist, wird überlegt, was nicht mehr geht, aber im Vorfeld werden die Kollegen voll und ganz ausgenutzt, und die Mediziner haben dazu

auch nur zu sagen: Du hast zu ungesund gelebt. Was im Arbeitsleben geschieht, wird überhaupt nicht angesprochen.

Helmut Lallinger: Am Band werden im Fahrzeugbau nur Leute unter 30 beschäftigt, die sind flexibel, schnell. Ab 30 werden sie versetzt. Diesen Mechanismus müssen die Kollegen erst einmal begreifen, das können ihnen die Gewerkschaften nicht abnehmen.

Alois Mittermüller: Auf Betriebsversammlungen sollten wir mehr solche Themen ansprechen. Und dazu könnte das Buch „Herz im Stress“ helfen.

Ludwig Wörner, Personalrat bei den Münchner Verkehrsbetrieben: Was Wechselschicht, was die hohe Verantwortung bei der Personenbeförderung bedeuten, will mancher Kollege nicht wahrhaben. Wenn er zum Patienten wird, steht er zudem vor Lohnverlusten, selbst nach 25 Jahren im Betrieb ist sein Lohn nur zu 75 Prozent gesichert. Auf der Intensivstation war die erste Frage eines Kollegen: Ich bin erst knapp 15 Jahre dabei, komm' ich da noch in die nächste Sicherungsstufe? Viele wollen sich gar nicht mehr umsetzen lassen. Als Busfahrer ist er allein verantwortlich, in seiner Entscheidung fühlt er sich frei. Nach dem Infarkt darf er nicht mehr fahren, in seiner neuen Tätigkeit kommt er sich unterbewertet vor, es bedrückt ihn, als „Botengänger“ ins Rathaus geschickt zu werden.

Dr. Tempel, praktizierender Arzt, München-Milbertshofen: Bei BMW Dingolfing habe ich eine Führung für Kassenärzte mitgemacht. Dort war ein Kollege stolz, schon bei der Einstellung die Magenkranken rauszufischen, weil sie die Nachschicht nicht aushalten. Beim Essen mit dem Direktor hat der uns gesagt: Für den Verkauf der Autos spielen Lohnkosten und Lohnnebenkosten eine Rolle, und für die Nebenkosten sind die Ärzte zuständig, weil sie zuviel krankschreiben. Der tatsächliche Kern meines Problems ist: Ich kann die Leute nicht dazu bringen, sich auszukurieren. Die sagen mir: Was nützt es mir, wenn ich 65 werde, aber die letzten 20 Jahre bin ich arbeitslos. Dieser Druck schlägt durch, und da hat sich die Situation unglaublich verschärft. Die Lage ist gegenwärtig sehr schlecht, nicht durch die Schuld der Medizin. Was kann Solidarität dagegen tun?

Franz Obermayer, Betriebsratsvorsitzender in einem Münchner Zeitungsverlag: Was macht krank am Arbeitsplatz? Wenn zwei Drittel der Kollegen das Rentenalter nicht im Zustand der Erwerbstätigkeit erreichen – wo sind die Ursachen? Man hört viel von der „Kostenexplosion“ im Gesundheitsbereich. Aber die andere Rechnung wird nicht aufgemacht: Alle laufen mit ihrer Krankheit in den Betrieb, sie trauen sich nicht krank zu sein. Und die Schwere der Krankheiten nimmt zu. Wenn die Patienten dann länger im Krankenhaus bleiben, wird die Sache teurer.

Unser Verlag wurde 1982 von einem neuen Verleger gekauft. Es folgten Massenentlassungen, 400 Arbeitsplätze wurden zerstört – mit Zustimmung der Arbeitsämter, gegen den Betriebsrat. Dann folgte die mehrfache Betriebsteilung, mit dem Fotosatz wurden die alten Setzer überflüssig. 28 Kollegen mußten umlernen, neun sind um die fünfzig, und in den letzten 14 Monaten

hatten wir fünf Infarkte. Da war zuerst der Druck der Massenentlassungen, dann kam die Dequalifizierung, der Druck der Konkurrenzsituation – junge Frauen sind viel schneller! Nach dem Druckerstreik hatten wir weitere Kundigungen. So erleben wir über Jahre hinweg diesen Zustand der Angst, neuerdings verstärkt durch die Erfahrung bei Thiemig, daß eine Bank ohne weiteres einen Druckereibetrieb ruinieren kann. Wir müssen als Gewerkschafter dahin kommen, daß wir jeden verteidigen dürfen, der sagt: Ich will nicht die Höchstleistung bringen. Wir dürfen einen Zustand nicht hinnehmen, in dem der, der nur Durchschnitt leistet, weil er nicht mehr kann, null Chancen hat.

Rudi Stescal: Als ich anfing, hieß es: „Akkord ist Mord.“ Über die Rationalisierung hat sich der Druck bis heute enorm gesteigert. Dabei spielen die gesellschaftlichen Verhältnisse insgesamt eine große Rolle, auch mit den Angriffen auf den § 116 Arbeitsförderungsgesetz, mit den neuen Sicherheitsgesetzen, dem maschinenlesbaren Ausweis – alles Ursachen für neue Angst. Da müssen wir einiges verhindern, vieles verändern.

Erst wenn wir wissen, daß sie weder weiß noch schwarz sind, sondern grau wie die Esel oder gestreift wie die Zebras, können wir die Menschen wirklich lieben.

ANGELUS SILESIUS

(Von Richard Scheringer seinem Buch »Das große Los« als Motto vorangestellt.)

Richard Scheringer

Richard Scheringer ist tot. Aber er lebt weiter in den Herzen seiner Genossen und Freunde – auch vieler Andersdenkender, die ihn achteten und liebten, weil Wort und Tat dieses aufrechten Mannes eins waren.

Von seinem bewegten und bewegenden Leben erzählen seine Bücher. Sie sind mehr als zeitgeschichtlich interessante Memoiren: ein Stück fesselnder Literatur vom Lebensweg eines Kommunisten in diesem Land.

Das große Los

Unter Soldaten, Bauern und Rebellen
ISBN 3-88112-100-5 · 9,80 DM

Grüner Baum auf rotem Grund

ISBN 3-88501-032-1 · 12,- DM

Damnitz Verlag · im Verlag Plambeck & Co
Druck und Verlag GmbH
Auslieferung Brücken Verlag

Werner Dürrson
Blochaden

Sprüche und Zusprüche

I

Dort – ich sehe ihn noch, den
raren Raubvogel, tagblind, der
vom marxistischen Blitz
getroffen, den
großen Flug beschreibend
zu Fuß geht

/

Noch sehe ich ihn
Azur über sich, wie er
rauchumwölkt
durch die Natur tapst
fremd, nichts erblickt von
dem was da grünt und
blüht

das schöne Nochnicht

/

Als sei die Welt eine
pure Nachtwolke
die sich
käme nur erst die
rechte Sonne
in Tau auflöste

/

Ob Azur über sich oder
Nacht
von Erfüllungen
hielt er nicht viel
was er wollte war
Hoffen war
eine Wüste in der er
predigen könne

/

Heuschrecken nicht

Langusten, rotgekocht
aß er sehr gern

/

Zeitlebens hat er
auch er
nur
einen einzigen Gedanken
gedacht
den aber erschöpfend, und
nur einen einzigen
nicht
verstehs wer will

Verkannt nicht, aber
ich sage euch

statt der Peterson
schenkten ihm seine Adepten
allzu oft eine Dunhill
so wenig
kannten sie ihn

Seine Stimme knirschte
von Sand und Geröll
nicht schürfend war ihr
Metall
vielmehr baggernd

Nicht war seine Rede jaja
nein nein
verhangen zu sprechen aus
Genauigkeit war ihm gegeben

/
Aber uneigennützig
wenig behielt er
für sich

nichts
nahm er zurück

/
Brezelhaft
mit dem zwingenden Schnörkel
schrieb er
machte er Luftiges
dingfest
zog er nicht selten
wie Dichter der
Wahrheit den Stabreim vor

II

In der Zeitung nicht
im Gedicht
fernleuchtend Orplid
komme zum Vorschein was
wird was bleibt vom
heute gewesenen Tage

/
Offen nach vorn wie
große Musik

im tönenden Augenblick
künftig

/
Wie Kant den Himmel
sparte er das Alltägliche
aus

konkret war ihm
anders als
Kant
das Utopische

/
Erst tastete er das
abstrakte Subjekt ab bis es
sich räkelte

dann warf er ihm seinen
Morgenrock über –
soviel zu Blochs
Hegeleien

/
Er habe
sagte Spinoza
vielleicht nicht die
beste Philosophie gefunden
aber die wahre

Bloch
das wußte er selbst
fand die zweifellos
beste

III

Ein Marxist der
Miss Liberty liebte
ein Sozialist der
gern hofhielt
ein Denker der
unentwegt glaubte
ein Atheist –
um Gotteswillen

/
Ein idealer Verfolger
der die Objekte nicht sah
aber verhörte
detektivisch unbeirrbar
auf der richtigen Spur
auf der falschen
was er verfolgte

Besonders gut lassen sich
fand er
Kriminalromane auf Schiffen
nicht weil er die Frage umging:
Wozu und zu welchem Ende
philosophieren wir
auf der Titanic

/
Luziferisch
mit einem Gewaltstreich
schied er wenns sein mußte
Schatten und Licht

/
Die Zukunft warf
ihre Schatten voraus
Bloch das Licht
ihr nach

/
Dann wieder reibt sich
Gotts Hintern am
Hintern des Teufels
et vice versa

/
Sein linker Zeigefinger
der rechterhand wuchs
war vorne ganz schwarz

/
Später: Ich habe
eine verrottete Welt verlassen
kein schöner Land in dieser
Zeit mein Leipzig
lob ich mir
doch – wenn ich judizieren soll
verlang ich auch das
Maul recht voll

Wahr ist
die Sonne geht auf im
Osten
unter im Westen
aber Bloch sah
daß es nicht gut war

/
Im Fluchtgepäck lediglich
Agatha Christies „Mord
auf dem Golfplatz“
im Keller die Leiche

/
Schon ein einziger Bloch war
denen drüben zuviel
uns dagegen verderben auch
viele Blöche den
Brei nicht
Der nächste Bloch bitte!

/
Merke:
Der dürfte
lebte er noch
bei uns nicht mal
Nachtwächter sein oder
Lokomotivführer
sagen freilich dürfte er
folgenlos alles

/
Der aufrechte Gang
werde am letzten gelernt
doch zufriedener gehn wir hier
immer geduckter
Blochs verblichenes Haupt
hochdroben
schwindelerregend

IV
Zwar sehr ärgerlich
daß die Geschichte nach
hinten davonläuft
die Zukunft nach vorn
worauf warten wir noch –

/
Liegen Spuren
ich frag nur
nicht
immer schon hinter uns –
wessen Verfolgung nehmen
sie auf –

/
Mehr Ernst als Max
mehr Maigret als Magritte
hielt er sich an die Indizien
nicht an das Anderswerden
der Dinge
den fliegenden Holländer
ließ er sich als Attrappe
gefallen
Bayreuth statt Cape Canaveral
leugnete
daß seine Pfeife längst
keine Pfeife mehr war
an die er sich hielt
paffend
als wäre Rauch ein
Gegenbeweis

/
Frage an Radio Eriwan:
Hat der FC Hoffnung noch
Chancen beim Endspiel –
Antwort: Im Prinzip ja
auch falls er verliert
/

In der Tat
das utopische Tor
der Fußball
besser als jedes Gedicht
bringt es zum Vorschein
wenn er
augenblicklich
ins Netz fliegt
oder daneben

V
Andererseits
wie meinte er das –
die Weltgeschichte ein
Ganzes
sei nur von seinem
Ende her zu begreifen –
von wem denn –

/
Merke:
Beim Propheten ist der
Versprecher
was beim Pudel der
Kern

/
Wem dort hinter Heide und Wald
guter Freund
gehörn denn die vielen
schönen Raketen?

Kannitverstan!
Haha
schauts da heraus?

/
Item:
Gut gehebelt ist
halb geblocht

Ansonsten die
rauchausstoßenden Hustenanfälle
wenn man ihn nach der
Atombombe fragte

/
Als sei die Welt eine
pure Nachtwolke
die sich
käme nur erst die
rechte Sonne
in Tau auflöste

/
Zugegeben noch hausen wir
sehr provisorisch
sind die Grenzziehungen
arg hinderlich
noch steht die große
Flurbereinigung aus

/
Heimat aha
scheints da
herein –

/
Doch weil wir so
froh sein müssen übers
Nochnicht

Tag und Nacht
können wirs
gar nicht so recht

/
Sprechen dauernd von letzter
Zeit vom letzten Urlaub vom

Kälteinbruch in der letzten
Woche vom Film am letzten

Donnerstag von der Schlaf-
losigkeit letzte Nacht

Bloch behüte
da muß doch was dran sein

/
Vielleicht ist der aufrechte
Gang an alledem schuld
(O daß wir unsere
Ururahnen wären)

immerzu Kreuzschmerzen Kopfweh
Beulen der sich am Himmel
stoßenden Hirne

Münden
vom Erdboden viel zu weit weg

/
Aber
ihr lieben Überaffen
nach Bloch ist
immer noch Vorzeit

VI

Der nämlich hatte
nicht die geringste Lust
Anders zu sein

gar zu heißen
all die verzögernden
Pannen vorm Abgrund

lieber draufgehn als
hoffnungslos denken

lieber dran glauben

/
Anders
was das Hoffen betraf:

da steh ich und
kann nicht

/
Anders sein hielt Bloch
für unanständig

De mortuis nil
nisi bene
aber
noch leben wir doch –

/
Wer Anders eine
Grube gräßt fällt
selbst hinein

/
Item:
Es ist nicht alles
Bloch was glänzt

/
Tagsüber bedenk ich den
Zufall

Hoffnung
geteilt durch
Raketen

so die
Wahrscheinlichkeitsrechnung

/
Nachts
das führt weiter
zähle ich Marschflug-
körper statt Schäfchen

/
Schön wäre
wenn das Nochnicht
Tag für Tag
der erfüllten Zukunft
zuvorkäm

und keiner wäre
der Tag danach

/
Die Ersten
heißt es
werden
die Zweiten sein

die Vorletzten also die
Letzten

/
die Allerletzten
lachen im Bunker

/
Sozial oder nicht
berufen sind Viele
auserwählt Wenige

/
Falls nämlich drüben
nichts ist
hinter dem Tag danach
dann zählt
ob dunkel ob hell
jeder Augenblick doppelt
und dreifach
in seiner Vergeblichkeit

/
Aber bitte was kann uns
denn noch passieren
glaubt man Bloch und
der Kunst
(ach der Kunst)

ihrem Vorschein
sind wir längst über
den Tod hinaus
über
alle Zerstörung

/
Vorschein also ist
Wahrschein
gut lebt sichs im
philosophischen
Licht
im Gedicht
nicht

Außer dem eigenen mochte er
keinen Refrain
aber schließlich fiel er sich
immer öfter selber ins Wort
unterbrach sich unwirsch
mit der Versicherung:
Undsoweieterundsofort!

/

Gegen Ende
nicht daß er ihn ritt
hatte ers wieder vom Teufel
angesprochen aufs Jenseits
ließ er es bei einem kleinen
Peut-être

und einmal intonierte er
brüchig den Anfang von
Johann Sebastian Bachs
Pfingstkantate

Mein gläubiges Herze

/

Wer sind wir Wo
kommen wir her Wohin
gehen wir Was
erwartet uns?

glückliche Zeit
in der wir hofften sie
werde noch kommen

/

Ich möchte Benjamins
Engel umarmen

den mit dem offenen Mund
dem entsetzten Blick
rückwärts

Angelus Novus

ihm die vom
Sturm der paradiesischen

Zukunft zerfledderten
Flügel glätten
ihn beschwören zu bleiben
zu Atem zu kommen
hier und jetzt
zwar werden wir nicht aber
haben uns noch

Zusprüche

Den Linken zu rechts
den Rechten zu links
den Frommen zu gottlos
den Heiden zu fromm

/

Nicht scheren braucht ihn
die Frage

warum Seiendes sei und
nicht vielmehr nichts

/

Fremdenführer
nicht Tellerwäscher war
Bloch in Manhattan
zumal sein eigener
polyglott nicht aber
bewandert

das verdankte er seinem
Lehrer Karl May

/

Sein Prinzip Hoffnung kennt
keinerlei Leid

weder Schmerz noch Zahnweh
von Kafka zu schweigen
der leidend freilich
auch nicht ans Ziel kam

Das Ideal nicht so fern so
abstrakt radikal wie bei Kant
aus Kaliningrad

höchstes Gut des Schiffers sei
nicht der Polarstern

Bloch pochte auf einen Himmel
konkret und auf Erden

(Gott immanent, wenns denn
sein muß)

beinah wie Marx aus Trier
nicht wie aus Kaliningrad
Kant

/

Warum denn auch nicht
Gott steigt herab und
setzt ihn zur Linken
ins rechte Licht
wird schon wärn
(heiligs Blöchle)

/

Teufel hin oder her –
sollte der Papst je einen
Marxisten heiligsprechen
so diesen

kein anderer ist
dem Himmel je
nähergekommen

/

Gern hat er später vom
Segen gesprochen
dem Sozialismus
weshalb der partout
nicht gedeihe
fehle der Segen
sollte der etwa von
oben kommen –
et cum spiritu tuo

/

Jugend als Hoffnung die
gabs auch im Westen
und wie die aufstand und
stritt

bis ins frühe Alter um
dreißig

ihr zuliebe
vergeblich war Bloch
dreimal jung

/

Zuletzt war sein Zeigefinger
so lang geworden
daß er die Zukunft berührte
weiß der Geier
nur war die ganz Anders

/

Schade
Benjamin nennt er verschrullt
der den Umschlag der Dinge
gesehn hat und wie die
dem Menschen davonliefen oder
ihn schlichtweg aufs
Haupt schlügen, basta

/

Bloch
der Clubsessel schätzte und
Kassakteppiche
Bechsteinflügel für den
utopischen Alltag
nicht aber Arbeitslose und
überflüssige Menschenmassen –
ausnahmsweise hat er sich eine
Warnung abfordern lassen vor
jener Bombe die alle Tassen
im Schrank läßt

/

Auch sie doch ein
Denkprodukt
aber verwirklicht
hat sie die Theorie
überholt
läßt uns lustig sein
Freunde
maßlos euphorisch
nach uns die Sintflut
/
Übrigens schreckt ja in
puncto Sicherheit
Hoffnung viel weniger
/
In meinem Traum begannen
Raketen zu spritzen
noch und noch
Knospen zu treiben
zu blühen
während die Heimat
hereinschien mit giftigem
Licht und die
Wälder abstarben
/
Umsonst auf dem Tübinger
Bahnhof Bloch zu zitieren
Strafe muß sein
Überschreiten
lerne ich
heißt in der Praxis
nicht denken
/
Bomben Trotz Hoffnung
Hoffnung Trotz Bomben
hie Anders hie Bloch
die hätten sich wieder-
finden können
im Prinzip Trotz

/
Nur Einen Sommer und
Einen Herbst ihr Gewaltigen
gönnt uns alljährlich
mehr bedarfs nicht
/
Andrerseits höre ich
vor der Bombe sind
alle gleich
endlich alles mit allen
gemeinsam zu haben
ist das denn nichts –
/
Unsern täglichen Bloch
gib uns heute
/
Nur wer die Zukunft
nicht sieht
wer den blinden Seher
schnöd aus den Augen
verliert
die wandelnde Hoffnung
der muß ganz prosaisch
im Täglichen wirken
/
Das Jetzt neu vermessen
(falls Zeit bleibt)
Länge mal Breite mal
Höhe mal Tiefe
des Augenblicks Dunkel
ewigkeitshalber
oder die Lust der
Unvernunft lernen
/

Auch wenn das Buch der
Geschichte rückübersetzt wird ins
Buch der Gesteinskunde oder
des Staubs
/
Zwar auch Gestein will
atmen auch seine Zukunft
ist fraglich
das Lächeln des steinernen
Engels zerbröselt
/
Von wegen drauß' ist alles
so brechtig

Christina Kiewitz Spielende

Die Campusmädchen tragen
Rosenwang uniform
die roten Apfelbäckchen
süßer kleiner Goldrenetten
die so leicht in den Hosen-
taschen verschwinden ...

Am Rand der Manege
die wenigen weißen Gesichter
mit violettrottem Haar
hartblinkend die Träne –
am dunkelgerahmten Lid –
gehören Komparse
im Narrenkostüm –

Aber die Hosen haben Löcher –
Angeschlagen rollen die Äpfelchen
hinaus auf die Straße
wo schon die anderen
bitter lächelnd
Wermut trinken.

Bloch
der keinen einzigen Baum
beim Vornamen kannte
was konnte Natur sich
erhoffen von seiner Idee
ihrer Vermenschlichung –
/
Als sei die Welt eine
pure Nachtwolke
die sich
käme nur erst die
rechte Sonne
in Tau auflöste

Petra Kunik

Von der kleinen Spielmann zur Frau Kunik

Meine Mutter sitzt mit ihren achtundsiebenzig Pfund wie ein Kind auf dem für sie zu groß gewordenen Sessel, die kleinen Füße scheinen den Boden nicht berühren zu können.

Jetzt, nein, noch – sie zieht ein Schippchen, die Unterlippe schiebt sich trotzig nach vorne, ihre Augen blicken ängstlich in den dunklen Abgrund Mikrophon.

Der Rücken meines Walkman wächst zur großen schwarzen Wand zwischen meiner Mutter und mir, dabei will ich doch Nähe!

„Es ist nichts mehr los mit der alten Kunik“, sagt sie traurig in das Schwarz. Denkt sie, ich will sie reinlegen?

Ich lache lustlos mein an dieser Stelle stereotypes „Aber, aber . . .“ und versuche, mit angelernten, dummlichen, journalistischen Fragen das Eis zu brechen.

Feuer flammt, eine Beruhigungszigarette wird von uns beiden angesteckt. Plötzlich wird es lebhaft in dem roten Sessel, der kleine Körper meiner Mutter rutscht hin und her. Will sie ausbüxen? Aber die übergroßen Armlehnen halten sie fest.

Meine Mutter will doch ihre „Kleene“ nicht enttäuschen, also beginnt sie . . .

Über ihre Mutter redet meine Mutter nicht so leicht; lieber über Arthur, den überall beliebten Vater. „Sicher wird er auch nicht nur Freunde gehabt haben“, fügt sie ein wenig selbstkritisch an. „Aber er war überall beliebt!“

Arthur, der kleine dicke Jude mit seinem Tenor, den er am liebsten sonntagsmorgens nach dem Frühstück durch den Garten schmettern ließ.

„Das wird die Nachbarn schon manchmal geärgert haben, aber beschwert hat sich nie einer. Na ja, vielleicht hat es sie sogar erfreut, denn vor elf Uhr hat Arthur nie seine Stimme erhoben.“ Lebhaft, spitzbübisch blicken jetzt die Augen meiner Mutter, das eine blau, das andere grün. Wir freuen uns.

Schwierig wird es oft noch werden zwischen uns in der kommenden Zeit. Ich werde fragen – immer wieder fragen. Du wirst mich quälen mit Antworten, mit Nähe. Und ich – was mache ich mit dir?

Ein Buch soll entstehen, die Geschichte der kleinen Spielmann bis zur Frau Kunik. Dann, ab 1935, werden wir schweigen – alte Familiensetzung. Wir erzählen nur Geschichten mit Pointen, und aus jener Zeit gibt es nur die von 1945.

„Wir fünf Kuniks leben!“

Wo beginnt die Lebensgeschichte meiner Mutter? Vielleicht 1877 in Niedersachsen bei Nordhausen? Hier schickt die energische Löwefrau Else Seemann, meine Großmutter, ihren ersten Schrei in die Welt.

Oder 1894 in Halberstadt? Der kleinen, schmucken Garnisonsstadt, Knotenpunkt jüdischen Lebens. Erstaunt liest meine Mutter in dem von mir mitgebrachten Philo-Lexikon über ihre Geburtsstadt Halberstadt: „Im 19. Jahr-

hundert Zentrum der Orthodoxie, Sitz des Bundes gesetzestreuer jüdischer Gemeinden.“

Meine Mutter erinnert sich an mindestens fünf Synagogen in der Stadt. „Aber für uns gab es nur eine richtige, wichtige – die der deutschen Juden. Diese war eine wahre Pracht, mit zwei Frauenetagen.“

In der ersten Etage, erste Reihe, nimmt Rosa Katz, geborene Seemann, stolz ihren teuren Synagogenplatz an den Hohen Feiertagen ein.

„Die anderen Synagogen waren nicht so wichtig, das waren auch mehr so Betsäle für Religiöse und für noch Religiösere, also die ganz Orthodoxen. Dann war da, glaube ich, noch ein Betsaal für die russischen, und einer für die polnischen Juden.“ So zurückhaltend rekonstruiert meine Mutter.

Die deutschen Juden des Schtetl übersahen schamvoll den Teil der ostjüdisch-orthodoxen Geschichte ihrer Stadt. Oder fürchteten sogar diese fremd anmutenden Gestalten mit ihrem schwarzen Kaftan, den langen Bärten, den Peies, und vor allem ihre „undeutschen“ Geschäftspraktiken.

Konnte all dies nicht den so sanft schlummernden Antisemitismus wecken? Der deutsche Jude des anbrechenden 20. Jahrhunderts war beschäftigt, sich zu assimilieren, und trug Heimatstolz gepaart mit Glaubenstreue, letztere aber artig unauffällig gegenüber den Gojim.

Meine Mutter entwirft mühsam Raster. Eigenes Leben und Erzählungen aus ihrer Kindheit und Jugend purzeln durcheinander. Bilder entstehen, die noch nicht laufen wollen. Ihre Mutter Else, die Jüngste der sieben Seemann-Geschwister, wird zum schwarzweißen Dia.

Eine Achtzehnjährige, am Bahnhof in Halberstadt, einen großen Koffer in der Rechten, einen zu großen Hut auf dem dunklen Kraushaar, wahrscheinlich mit Blumen. So steht Elschen, kindlich erwachsen, nach ihrer ältesten Schwester Rosa Ausschau haltend.

Rosa, gut verheiratet mit Bernhard Katz, Mutter von zwei Söhnen: dem Max und dem Willi. Die respektable Geschäftsfrau der Darmgroßhandlung am Schlachthof.

In Halberstadt sollte „Klein-Else“ bei der so reputierten Familie ihrer Schwester liebevoll, aber bestimmt diszipliniert werden.

Schwer war der siebzehnjährigen Else der Abschied von ihrer Lieblingschwester Hulda und ihrem Mann Lui gefallen. Und von dem Kaufhaus der beiden in Arnstadt/Thüringen mit seinen zehn Schaufenstern.

Hier war die kleine Else eine wichtige Person: ABTEILUNGSLEITERIN! Hier lernte sie Buchführung, Ware sortieren und bestellen, und den richtigen Umgang mit dem Personal, freundlich, bestimmt, aber nie freundlich-schäflich.

Großzügig und lustig ging es in der Wohnung der Pommers zu. Das Geschäft lief gut. Kinder stellten sich leider nicht ein – um so leichter konnte man sich den Genüssen des Lebens zuwenden, dem guten Essen und dem gemäßigten Trinken.

Lui schlachtete gern selber: Ob Enten, Hühner oder Gänse, Kaninchen oder Karpfen – eine Gummischürze in weiß und das Schlachtwerkzeug lagen immer bereit. Meistens am Donnerstag war das passende Schlachtobjekt gefunden, um dann den Vorabend des Sabbat – wenn auch nicht jüdisch traditionell

nell, so doch festlich – mit selbst geschlachtetem Fleisch auf dem Tisch begehen zu können.

Wenn Lui die Messer wetzte und sich seine weiße Schürze umband, flohen die Geschwister ins Caféhaus. Artig wurden die beiden von fast allen Tische her begrüßt, bis sie sich an einem der ruhigen hinteren Tische des Caféhauses in die braunen Sessel fallen ließen. Ganz als Dame fühlte sich Elschen bei kalorienreichen Frauengesprächen mit ihrer Schwester.

Den ersten Gesprächsstoff lieferten meistens die neuesten, die schicksten oder die praktischsten Waren aus ihrem Kaufhaus. Danach war der Kundinnen- und Verkäuferinnentratsch lustvoll, wenn auch immer wieder verschämt zu den anderen Tischen aufschauend oder von fröhlichem Kichern unterbrochen, an der Reihe. Beim zweiten Kakao, mit dem appetitlichen Sahnehäubchen, wanderten die Gedanken wieder nach Hause und zu Lui, dessen kleine Schrullen liebevoll belächelt wurden.

Die Kundschaft schmunzelte freundlich über die ausgelassenen Kaufhaus-Schwestern mit ihren zu pariserischen Hüten und sprachen über den sprichwörtlichen jüdischen Familiensinn.

In die Wohnung zurückgekehrt, wurde am großen Küchentisch bis in den Abend über die richtige Zubereitung des im Eiskasten säuberlich Zerlegten beraten.

Am nächsten Tag zog sich Hulda dann in ihre Küche zurück, um das gemeinsame Werk bis zum Sabbatabend zu beenden.

Das Schlemmen an dem fein gedeckten Tisch mit dem Silberleuchter in der Mitte, das war der Gipfel und der Lohn für die gemeinsamen Mühen. Beim Kompott wanderten die Gedanken zu einem neu anzugehenden kulinarischen Abenteuer, diesmal mit Gästen.

Am liebsten luden die Pommers den kleinen Konkurrenten Rosenthal mit seinen drei Schaufenstern zu ihren Eß-Exkursionen ein. Herr Rosenthal konnte viel und genüßlich essen, daß es eine Freude für die Gastgeber war, ihm zuschauen. Nach dem Essen, bei einem alten Cognac, löste sich seine Zunge, und die besten jüdischen Witze erheiterten oder stimmten die kleine Runde nachdenklich.

So fing er meistens an: „Kenn' Se zum Beispiel den? Liegt der Geschäftsmann Hirsch Schlammassel im Sterben. Die ganze Familie ist um sein Bett versammelt. Fragt der Hirsch mit gebrochener Stimme: Bist du da, mein Weib Sarale? Ja! Bist du da, mein Jüngster? Ja! Fragt er weiter: Bist du auch a da, mein Shmuel? Ja! Und du, mein Abraham? Ja! Auch du mein Marekle? Ja! Mein Ältester, mein Scholem, bist du auch a hier? Ja! Ja! Ruft der Sterbende: Oj wej, und wer ist im Geschäft?!"

Frau Rosenthal war eine Schönheit, ihre großen dunklen, spitzbübisch blikgenden Augen blitzen auf, wenn sie die geschmackvollsten koscheren Kochrezepte aus aller Welt großzügig an Hulda und Else verschenkte. Vor solch freudigen Ereignissen kam die Zeit der fieberhaften Vorbereitungen. Abend für Abend wurde das Menü aufgestellt und wieder verworfen: Soll mit Matzeklößchensuppe oder lieber mit Hühnerbrühe begonnen werden? Soll als zweiter Gang gefüllter Fisch oder lieber Häckerle serviert werden? Der

Hauptgang war klar: Rinderbrust. Aber – gepökelt oder gekocht? Mit Kren oder nur mit einer dicken Meerrettichsoße? Wo bekommt man zur Zeit die feinsten Rübchen? Zum Abschluß gekochte Backpflaumen mit Rosinen! Über so schwierige Entscheidungen wurde so manches Glas Wein geleert. Für die frommen Rosenthals zerrie Hulda die so selten gebrauchten Kochtöpfe aus der hintersten Ecke ihres Küchenschrances ans Licht. Das silber- und goldglänzende Besteck aus dem Wohnzimmervertiko wurde auf Hochglanz poliert, und das koschere Festgeschirr, weiß mit Goldrand, auf Vollzähligkeit überprüft.

Lui war auch von den Vorbereitungen total in Anspruch genommen. Mit dem koscheren Metzger mußte jetzt täglich über das richtige Stück Fleisch für diesen Abend hin und her diskutiert werden, bis dann endlich, einen Tag vor dem großen Ereignis, Hulda hatte schon fast nicht mehr daran glauben können, der Festbraten von Lui erkannt wurde.

Stolz übergab Lui das so Erbeutete seiner Gattin. Eine kleine Entschädigung, da Lui für diese frommen Leute nicht selbst hatte schlachten dürfen. Ja, das war ein feines Leben gewesen in Arnstadt!

Zur Begrüßung ihrer kleinen Schwester erschien Rosa Katz auf dem Halberstädter Bahnhof mit blassem Gesicht, schmalen Lippen und ihrer strengen Stirnfalte. Die strammen, nach vorn weisenden, von allen geborenen Seemann-Frauen zu tragenden mütterlichen Brüste wollten nicht so recht zu der eher hageren Person passen. Rosa trug ein diskretes, aber zu beachtendes Nachmittagskostüm, im Gesicht ein geschwisterherzliches Lächeln, an ihrer Seite das obligatorische „Mädchen für alles“, diesmal für Elses Gepäck, auf der Straße einen Fiaker, und ab ging es mit Peitschenknall in Elses Zukunft. Vor dem kapitalen Eckhaus der Familie Katz mit dem Fleischereibedarfsgeschäft, seinen sechs Wohnungen im prallen Bauch, seinen zwei Eingängen, dem einen in der sogenannten Schlachthofstraße, stand in dem Nobeleingang Sedanstraße feierlich das Hausmädchen in weißer Schürze und Häubchen, um die Prozession von Frauen durch den Laden ins wohnliche Hochparterre zu führen.

Nach acht Stufen präsentierte sich das großzügige Wohnzimmer mit angrenzendem Herrenzimmer. Die Schiebetür war geöffnet, und so sahen die Eintreffenden bis zur Bibliothekswand, in der die Bücher, wie stramme Soldaten aufgereiht, aus Leder und Leinen leichten Staubgeruch ausströmten.

Else staunte, war doch in den zwei Jahren, die sie Rosas Familie nicht besucht hatte, hier fast alles erneuert worden.

Den Mittelpunkt dieser Möbelausstellung vom Feinsten bildete die schmucke Glasvitrine mit der Porträtbüste der Kaiserin Viktoria auf Brüsseler Spitze, verträglich neben dem Chanukka-Leuchter plaziert.

„Hübsch, aber ziemlich kostspielig das Ganze. Doch was soll man machen – das sind wir uns und unserer Reputation schuldig“, erklärte Rosa verschmitzt, entschuldigend.

Wie alte Bekannte grüßten da in ihrer geordneten Strenge die vertrauten wichtigen Möbel des Biedermeier-Schlafzimmers. Hier wurden Elses Koffer erst einmal abgestellt. Den Rest der Wohnung trennte ein langer Korridor, an

dessen Ende sich die Küche befand. So konnten die vulgären Essensgerüche nicht in das gesellschaftliche oder geschäftliche Leben der Katz' vordringen. Gegenüber der Küche befanden sich das Speisezimmer mit seinem runden Eichentisch, der leicht zehn Personen um sich versammeln konnte, und zwei kleinere Stuben für die Knaben Max und Willi.

Der dünne Tee ohne Gebäck wurde im Wohnzimmer gereicht, und Else wurde zunehmend blasser vor Heimweh nach den ausgelassenen Schokoladen-nachmittagen mit Hulda.

Rosa nutzte Elsas Mattigkeit und begann mit ihren altschwesterlichen Erzie-hungsinstruktionen: „Wie du weißt, hat die Wohnung kein Gästezimmer, und in eine von den Mansarden im Haus kannst du als meine Schwester auch nicht ziehen; die sind nur den Dienstmädchen zugedacht. So war ich froh, für dich bei der Witfrau Rotlin, gleich gegenüber auf der anderen Straßenseite, ein schönes, sauberes und geräumiges möbliertes Zimmer anzumieten. Eine brave Frau, die ein freundliches wachsames Auge auf dich werfen wird. Durch die Miete können wir sie ein wenig unterstützen, also ein gutes Arran-gement für alle. Nach Jom Kippur hoffe ich, dich als Köchin im jüdischen Restaurant in die Lehre geben zu können. Eine Stelle, nach der sich alle un-verheirateten jüdischen Töchter der Stadt die Finger lecken, denn die angese-hensten heiratsfähigen jüdischen Männer träumen sich zu diesen koscheren Kochkünstlerinnen! Da braucht es keinen Schadchan, denn die Schwieger-mutter wird weinen vor Freude, wenn das Haus ihres Sohnes in traditionsge-übte jüdische Hände gegeben wird. Keine Sorge, Schwesterlein, wir werden das Rennen schon machen – durch die Fürsprache unseres Schwagers. Schließlich ist er d e r koschere Metzgermeister in dieser Stadt!“

Rosa nippte zierlich an dem schon lauen Tee, zufrieden, daß Else verträglich in ihrem Sessel abgeschlafft festsäß. Also führte sie weiter aus: „In der näch-sten Zeit wirst du mir erst einmal hier im Haus zur Hand gehen. Du weißt, wir sind fromme Leute, und ich kuche natürlich selber; diese gojischen Mäd-chen haben für unsere einfachsten rituellen Vorschriften, zum Beispiel die Trennung von milchig und fleischig, keinen Verstand.“

Streng blickte Rosa jetzt auf die in ihren Polstern eingesunkene Else. „Du sollst ja eine ausgezeichnete Köchin sein, schreibt mir unsere Schwester Hul-da, aber ich kann mir leider nur zu gut vorstellen, wie sehr dein Umgang mit unseren jüdischen Küchenvorschriften bei den Arnstädtern verlofft ist!“ Versöhnlich aufmunternd tönte Rosa jetzt: „Im Geschäft, bei der Buchhal-tung wirst du mir bestimmt schnell eine Hilfe sein. In einem Monat möchte ich, wenn alles gutgeht, zur Kur nach Karlsbad reisen. In dieser Zeit vertrau' ich dir mein Haus und meine Männer an.“

Else seufzte auf; Rosa sprach schnell weiter, keinen Einwand von seiten der kleinen Schwester zulassend: „Der Willi und der Max, die machen uns viel Freude. Beide sind jetzt Gymnasiasten und lernen eifrig. Nachmittags gehen sie meistens noch zum jüdischen Religionsunterricht und sind schon zwei kleine Talmud-Gelehrte. Wir feiern Ende des Jahres auch noch Willis Bar Mizwa“, so plauderte es jetzt auf Else ein, „das wird noch einen schönen . . .“ Endlich wurde ihre Redeschwall unterbrochen: Bernhard stand plötzlich im Zimmer, gutgelaunt, die Tageszeitung weltmännisch in der Manteltasche.

Verwegen wippte bei seinen herzlichen Begrüßungsworten das fesche Schnurrbärtschen in dem lebendigen Gesicht. „Herzlich Willkommen! Und Maseltow für unsere neue Halberstädterin!“

Seine Augen funkelten noch von den anregenden Gesprächen im Café Kai-serhaus. Ein Termin, an dem von Montag bis Freitag festgehalten wurde, denn hier trafen sich schließlich die Kaufherren der Stadt zum Plausch über die höhere Politik. Klatsch wurde ausgetauscht und Eizes erteilt.

Bernhard hatte sichtlich Freude an dem jungen Blut unter seinem Dach. „Ge-nug geratscht, meine Damen. Laß dich ansehen, Mädel – blaß bist du. Hat die Rosel dir wieder einmal alles auf ein Mal erzählen müssen! Nicht einmal deinen Tee hat sie dich in Ruhe trinken lassen!“

Dabei kniff er Else freundschaftlich in die Wange. „Hoch, ihr Frauen! Herr Katz zeigt euch jetzt seine neueste Sensation!“

Die Treppen ging es abwärts in den Laden. Und im Schaufenster Schlachthofstraße, da stand e r : Halberstadts und der weiteren Umgebung modern-ster und gefräßiger Fleischwolf!

Rosa wandte sich, angeekelt durch die Vorstellung von Unmengen geschroten treifjen Fleisches, das dieses Monstrum bald produzieren würde, mit der Entschuldigung ab, daß sie sich jetzt um das Abendessen kümmern müsse; und überhaupt könne sie nicht den ganzen Nachmittag vertun.

Verlegen rieb Bernhard mit seinem Taschentuch am Vernickelten. Als er die Tür zur Wohnung zuschlagen hörte, blickte er seufzend auf und glaubte zu halluzinieren: Stand doch Else immer noch im Laden und blickte interessiert auf die Wand mit den Passierscheiben, Fleischermessern in allen Größen, riesigen Schaumlöffeln und Wurstgabeln.

Endlich mal eine Frau in der Familie, die nicht die erstbeste Gelegenheit er-griff, um sich gelangweilt aus dem Laden zu stehlen! Bernhard war begeistert von dieser bemerkenswerten Verwandten und faßte Mut, seine Führung fort-zusetzen. „Hier im andern Fenster siehst du einen Kutter; in diesem Pracht-stück wird Geschrotetes zu Brät verknetet. Zum Abschluß gibt jeder Metzger sein ganz persönliches, oft von Generation zu Generation vererbtes, vor der Konkurrenz eifersüchtig geheimgehaltenes Gewürz unter.“

War es Elses Eßlust, die ihre Neugier sichtlich nährte? Bernhard blickte un-gläubig in das aufmerksame Gesicht seiner Schwägerin. „Unter vier Augen vertrau' ich dir jetzt das Geheimnis des rosa Metzgers an. Also, der rosa Metzger heißt so, weil seine Haut so gesund, appetitlich und natürlich rosa aussieht wie die eines gesunden neugeborenen Schweinchens. Dazu hat dieser Mann auch noch feuerrote, dick gelockte Haare auf dem Kopf und, ob-wohl er als wohlhabend gilt, kein Weib im Haus. Vielleicht fürchten die Frau-en, daß bei diesem Aussehen auch sein . . . Nein“, unterbrach sich Bernhard, „nein, also – das ist nichts für unsere kleine Else. – Um auf das Würzgeheim-nis zurückzukommen: Besagter Herr soll vor dem letzten Durchkneten dreimal so – schau: ‚to, to, to‘ – in seinen Kutter spucken und so die bestge-würzten Würstchen von Halberstadt über seine Theke reichen.“ Else prustete ein schallendes Mädchen-Gelächter, das auf Bernhard übersprang: „Ich glaube, lieber Onkel, das ist wohl Metzgerlatein!“ Die fröhliche Stimmung und das Wort „Onkel“ ließen Else an Lui denken,

den lustigen Schlachter in Arnstadt, und der Wunsch kam in ihr auf, Bernhard doch bald einmal in eine Wurstküche, oder, besser noch, auf den Schlachthof zu begleiten.

„Mädchen, Mädchen“, staunte Bernhard, „das ist doch nichts für zarte Frauengemüter!“ Er schickte eine Lachsälve auf den Weg und schneuzte in sein Taschentuch. „Nein, so etwas, selbst ich hab' mir schon ein Magenleiden vom Zuschauen bei diesem harten blutigen Männergeschäft zugezogen und drücke mich, sooft ich kann. Mein Hauptgeschäft mach' ich ja mit dem Darmgroßhandel, und zum Ausliefern schick' ich am liebsten unser Anlern-Mädel vom Lande; und selbst dieses derbe Kind kommt manchmal ganz grün von solchen Besorgungen zurück!“ Bernhards Stimme glückste noch vor Vergnügen an der Vorstellung, diese Höhere Tochter in all dem Blut, von Schlüpfrigkeiten untermalt in Ohnmacht sinken zu sehen.

„Hier mit dem Tischwurstfüller wird alles in die Katz'schen Därme gepreßt, und so darf es den sensiblen Hausfrauenhänden übergeben werden.“

Plötzlich sausten zwei Jungs durch die Zweisamkeit, ihren Tade küssend und die Tante neugierig musternd. Bevor aus dem großen Begrüßungs-Hallo ein Gespräch aufkommen konnte, erscholl der Essensgong. In Else meldete sich ein Bärenhunger und Freude auf ein fröhliches Abendessen, und so stürmte sie hinter Willi und Max in die Wohnung hoch. Bernhard sah auf seine Taschenuhr, nickte zufrieden und schloß die Ladentür ab. Rosa domptierte die drei Wilden zum Händewaschen und dann ins Speisezimmer.

Als Bernhard kam, wurde eine magere Hühnerbrühe mit Brot serviert. Die Speisen wurden von Bernhard gebenscht, danach wurde mäßig gegessen, und Else spürte, daß hier Zurückhaltung geboten war genauso wie mit anregenden Tischgesprächen. Else war müde, also ging es nach diesem freudlosen Mahl über die Straße zur Witwe Rotlin, die alle Vorurteile und Märchen ihres Standes – „verarmte einsame Zimmervermieterin“ – einhielt; und Else weinte, aber vorsichtig, damit bei der zu erwartenden morgigen Fahndung der Frau Rotlin das Seelennaß keine Schmutzspuren in den zu Brettern gestärkten weißen Kopfkissen hinterlassen konnte...

Sechs Monate später treffen wir Else in der koscheren Küche im „Haus Vaterland“ wieder. Ihre Arnstädter Mitgift hatte sie schnell in der Küchenhierarchie aufsteigen lassen.

Dieses kleine Lehrmädchen, das die alten Küchenhasen so gekonnt freundlich distanziert, ja, wie „ihre Angestellten“ behandelte, stürzte die Truppe erst einmal in respektvolle Verwunderung. Elses hingebungsvolle Leidenschaft für alles Eßbare, ihre kindlichen Hände, die alle vorzubereitenden Speisen so geschickt schälten, zerleinerten, raspelten, verrührten oder kneteten, um sie dann mit vor Enthusiasmus gerötetem Gesicht dem Koch stolz zu übergeben, brachten Else bewundernde Anerkennung ein. Liebevoll belächelten die Küchen-Veteraninnen Elses vergebliche Versuche, ihr nicht zu zähmendes Kraushaar – gleich ihrem Innern – mit energischen Griffen unter dem weißen Kopftuch zu verstecken.

Wenn Else dem Koch, einem Zauberer der großen Töpfe, über die Schultern schauen durfte, raunte sie ihm oft leise beschwörend Frau Rosenthals Würz-

geheimnis ins Ohr. Dem Koch lief das Wasser im Mund zusammen; dann rollte er die Zunge, leckte sich versonnen die Lippen und schmeckte so die neu zu erwartende Gaumenfreunde genüßlich vor.

Else mußte bald alle Köstlichkeiten vor kostend beurteilen und wurde so nicht nur zur beliebten Autorität in der Küchengemeinschaft, sondern ihre Hüften und ihre Brüste begannen sich unvorstellbar zu vervollkommen.

Der zwanzigjährige Arthur Spielmann aß gerne in dem koscheren Restaurant im „Haus Vaterland“, nicht aus Religiosität, sondern aus Heimweh und aus angeborener Genußsucht.

Mit sechzehn Jahren war Arthur Waise geworden. Ein Geschäftsfreund seines Vaters holte ihn in seine Werkstatt nach Halberstadt, wo Arthur das Handwerk des Handschuhmachers erlernte.

Die Geruchsfahnen aus der koscheren Küche holten ihn über seine Nasennerven in die verlorengangene Stimmung des Wiener Familienlebens, zu den liebevoll besorgten Eltern, zu seiner melancholischen Mutter, die so inbrünstig Zwiebeln schnitt, vielleicht um sich entschuldigt auszuweinen.

In Wien wuchs Arthur in seine Lebensrolle: der kleine, runde, witzig-wonnig singende Alleinunterhalter. Hier in Halberstadt trug er unter Freunden den bezwinkerten Kosenamen „Arthur Posierstengel“.

Blitzartig traf ihn manchmal, in all dem lebendigen Lärm, seine Erinnerung an die verdächtig schreiende unerklärliche Ruhe, die seine kleinen achtjährigen Füße an das so plötzlich leere Fenster eilen ließ, nichts begreifend, die Zwillinge noch fliegen sehend. Hielten sie sich wirklich an den Händen?

So sprangen Arthurs kleine Geschwister den aus der Synagoge kommenden Eltern vom Fenster des dritten Stocks freudig winkend tödlich in die Arme. Dann aus aufgerissenen Fenstern die Schreie der Frauen, magnetisiert von dem Unfall. Keiner war wach in der Sekunde, die alles hätte verhindern können. Wo waren seine achtjährigen Hände, für jeden Zwilling eine, um sie ins schützende Wohnzimmer zu ziehen?

Sein Atem wandert aus dem wohligen Bauch hoch in den Brustkorb, der nun schwer hechelnd hin und her bebt. Seit jenen Sekunden der immer wiederkehrende Traum in der Nacht: Er fliegt auf dem Rücken der Zwillinge über Prag, „das goldene Prag“, bis sie plötzlich absacken, schnell und doch unendlich!

Das Gefühl des endlosen Fallens im Bett diagnostizierte ein Arzt als seelisch bedingte Kreislaufstörungen. Gegen die Einschlafangst gab es Tabletten, gegen den Traum nur die Schlaflosigkeit.

Hektisch zog der Rest der Familie Spielmann mit seinem Ledergroßhandel von Prag in das liberalere Wien, wo man das Jude-Sein manchmal vergessen konnte.

Die Eltern betraten nie wieder eine Synagoge, aber in der Küche konnte die Mutter die altbewährten jüdischen Gerichte nicht mehr aus ihrem Repertoire streichen, und so saß Arthur Erinnerungen nachhängend im koscheren Lokal, als Else ihre schönen Unvorstellbaren gemeinsam mit einem dampfenden Teller Rinderbrühe durch die Durchreiche ins Lokal streckte. Der Teller stand dampfend eine Weile auf den Ober wartend.

Arthur konnte seine Augen nicht mehr von der Durchreiche lösen. Der ent-

zückende kleine Soßenfleck auf dieser Woge vor dem Latzende der weißen Schürze ließ ihn nicht mehr los. Kurz war die Erscheinung an dem Fenster gewesen, aber unauslöschbar dieser kleine sahnegelbliche Spritzer auf den himmlischen Erhebungen.

Jens Koegel Eine nahe Geschichte

Zäuner schwang sich aufs Rad und spuckte aus. Dann radelte er die breite Straße zum Verwaltungsgebäude zurück, aus dem schmiedeeisernen Tor hinaus, bog nach links ab, die Hauptstraße hoch, immer an dem hohen, schwarzen Zaun des Friedhofs entlang. Die kleine, schattige Nebenstraße, in die er lenkte, war eine mit Kopfsteinen gepflasterte Sackgasse. Obwohl er jetzt sehr langsam fuhr, rüttelte ihn das Pflaster ungewohnt durch. Links lagen große, helle Villen aus dem vorigen Jahrhundert, rechts tauchte nach einiger Zeit ein eingezäuntes, parkähnliches Gelände auf. Wieder rollte er an rostigen, abweisenden Gitterstäben entlang, hinter denen die Erde wallartig aufgeschüttet und mit trockenen Zweigen und Kastanienblättern bedeckt war. Hohe Bäume und dicht zusammenstehende Büsche formten ein dunkelgrünes Blätterschild und machten den Ort still und in sich gekehrt.

Das Rad trug ihn lautlos den Zaun entlang bis vor das kleine Tor. Auf dem Hinweisschild neben dem Eingang las er „Betreten nur mit Kopfbedeckung, sonnabends geschlossen“. Er stieg vom Rad, schob es durch die Pforte, stellte es neben einen kleinen Rhododendronstrauch auf den Ständer und zog ein Taschentuch aus seiner Hosentasche. Er knüpfte in jede Ecke des Taschentuchs einen Knoten und drückte sich die provisorische Kappe so auf den Kopf, daß sie nicht gleich herunterrutschte. Das sah sicher etwas lächerlich aus, aber eigentlich, dachte er, der Jamulka gar nicht so unähnlich.

Die Kirche aus rotem Backstein, über deren Eingang einige hebräische Worte eingemeißelt waren, ähnelte mit ihrer runden Kuppel einer Moschee. Zäuner ging um das Gebäude herum. Neben einer kleinen, grüngestrichenen Tür lehnte ein altes, rostiges Damenfahrrad. Im gardinengeschmückten Fenster stand in der Sonne ein Käfig mit einem Kanarienvogel, der ruhig auf seiner Stange saß und Zäuner unverwandt ansah. Dann hüpfte das Tier herunter und begann vom Boden des Käfigs Körner aufzupicken. Vielleicht die Hausmeisterwohnung, dachte Zäuner, rief einmal „Hallo?“ und lauschte längere Zeit, aber niemand antwortete. Nur eine Amsel, die in den Zweigen einer großen Pinie gesessen hatte, flog erschrocken aus dem schlanken, dunklen Baum heraus und schimpfend in die schmale Allee hinein, die hinter der Kirche begann. Zäuner zuckte die Schultern und ging auf einen kleinen Platz zu, auf dem Grabsteine zu einem großen offenen Viereck angeordnet waren. Hier gab es keinen Baum und keinen Strauch, nur die seltsam nackten hohen Steine, die dich an dicht standen. Zäuner entzifferte „Kriegsfreiwilliger Joel, Musketier Rosenberg, Füsiler Reich, Oberfeldwebel Oppenheim“, Gefallene

aus dem ersten Weltkrieg. Warum hatte man sie gleich hier am Anfang des Friedhofs bestattet? Er empfand diesen Ort wie einen Hinweis, wie ein Vorzeichen. Wie viele Deutsche jüdischen Glaubens waren stolz darauf gewesen, an der ersten Massenschlächterei dieses Jahrhunderts teilgenommen zu haben. Voller Verwirrung und patriotischer Wut hatten sie den Nazis ihre Auszeichnungen entgegengehalten, ihre Verwundetenabzeichen und Eisernen Kreuze erster Klasse, aber genützt hatte es ihnen nicht.

Zäuner bog in die Allee ein. Die Rhododendronbüsche, Farne und Immergrünsträucher standen hier so hoch und waren so dicht verwachsen und verfilzt, daß sie teilweise einen Laubengang bildeten, durch den das Licht kaum dringen konnte. Einzelne Sonnenkringel zitterten auf dem Weg, Mücken schwärme tanzten in der drückend heißen Luft. Vom Hauptgang zweigten schmalere Pfade links und rechts ab und verloren sich im Dickicht. Hinter Weiden und Wacholderbüschchen, aus dichtem Gestrüpp, neigten sich hohe efeubewachsene Grabsteine. Vor einem blieb Zäuner stehen. Der Stein war aus dunklem Basalt und im oberen Teil spakiggrün. Er wischte mit dem Ärmel Moos, Flechten und Staub ab, bis einige halbverbliebene Worte lesbar waren „... Selig, geb. Mandelstamm, gestorben ...“, der Rest blieb verwittert. Ein Blutbuche ragte neben mehreren verfallenen Grabhügeln auf. Die Blätter bewegten sich kaum, nur die äußeren Spitzen zuckten manchmal bei einem schwachen Windhauch. Unter ihrem Stamm lag ein umgestürztes leeres Vogelnest, an dessen Rand etwas blaugesprengelte Eierschale klebte. Zäuner ging einige Schritte weiter. Hier war das Laubdach nicht ganz geschlossen, so daß die pralle Mittagssonne auf die Grabsteine schien. Einer von ihnen war etwas nach vorne gesackt. Auf seinem oberen Rand saß eine Eidechse. Sie blickte starr geradeaus, ihr linkes Bein umklammerte den Rand des Steines. Sie war oben bräunlich gezeichnet mit hellen Flecken und hatte einen zartgrünen Bauch. Ihre Flanken atmeten schnell. Zäuner ging behutsam in die Knie, kauerte sich auf einen weichen grasbewachsenen Grabhügel und betrachtete die Eidechse. Ihr langer Schwanz glitt über den Rand des Steines. Das Tier brachte ihn mit einem schnellen Zucken wieder in die ursprüngliche Lage. Eine Fliege setzte sich auf Zäuners Stirn. Er wischte sie vorsichtig mit einigen Schweißtropfen fort. Die Eidechse zeigte ihm kurz ihre Zunge. Weit entfernt rauschten die Autos auf der breiten Straße, die am Friedhof vorbeiführte, wie das undeutliche Rascheln einer großen Baumkrone. Das Tier machte eine blitzartige Bewegung und hockte jetzt quer über dem Grabstein in der Sonne auf der Jahreszahl 1892. Das Licht blendete Zäuner, er hob die Hand, um die Augen abzuschirmen, aber es war eine Bewegung zuviel. Die Eidechse verschwand schnell wie ein Herzschlag im hohen Gras. Zäuner stand auf und ging langsam den Weg weiter herunter, bis die Büsche und Bäume aufhörten und er sich auf freiem Feld befand. Hier waren noch wenige, ärmliche und schlecht gepflegte Grabsteine, die sich mit großen Lücken bis hinten zum Zaun zogen, der das Friedhofsgelände begrenzte. Er wußte noch, wer hier lag. Neben unauffälligen, kaum lesbaren Grabplatten fand er: „Verstorben in Dachau, verschollen in Polen. Hanna Wolff und Levy Wolff, deportiert 1942, umgekommen im KZ Theresienstadt. Umgekommen im KZ Riga. Josefa Wertheim, Hans und Arthur Wertheim, ausgelöscht 1941–1945.“

Und immer wieder: „Auschwitz, Auschwitz, Auschwitz...“ Jedoch von der dritten Reihe der Gräber an fehlten diese Angaben. Statt dessen wiesen die Steine Kratzspuren eines scharfen Gegenstandes auf. Zehn oder zwölf Tafeln waren auf diese Weise beschädigt. Auf einem kleinen, grauen Stein, halb mit Gras zugewachsen, fand Zäuner, worauf er gewartet hatte: ein mit schwarzer Ölfarbe hastig hingeschmiertes Hakenkreuz. Ausgelöscht, dachte er, über ihre Ermordung hinaus. Das Pack – das widerwärtige Pack.

Er wandte sich um und ging jetzt rascher die Allee zurück bis zur Kirche. Hinter dem Gebäude lag das Mahnmal des Jüdischen Friedhofs zu Hamburg, ein halbhoher Marmorstein, auf dem die Worte eingemeißelt waren: „Ungestillt rinnt die Träne um die Erschlagenen unseres Volkes.“

Er zog sein Taschentuch vom Kopf und wischte sich damit die Stirn und das Gesicht ab. Er mußte sich bewegen, er mußte unter Menschen. Er würde an der Alster zurückfahren und den Leuten beim Sonntagsspaziergang zugucken. Zäuner drehte das Fahrrad herum, schob es durch die Pforte und schloß sie leise. Niemand sah ihn.

Rainer Zehentner
Hans Fellner

Das kleine Mädchen saß auf dem Bahndamm und musterte die fremde Frau schon von weitem. Fast wie im Spiel erwiderete diese den Blick des Kindes und wandte die Augen nicht von ihm ab, bis sie zur Unterführung kam. Sie schritt hindurch, folgte diesmal jedoch nicht dem Weg ins nahe Dorf, sondern ging geradeaus auf das Haus zu, in dem das Mädchen wohnte. Erstaunt blickte das Kind ihr nach und folgte ihr später in einigem Abstand.

Hans Fellner hörte Schritte auf das Haus zukommen und schaltete hastig das Radio ab, atmete aber erleichtert auf, als er sah, daß es die Fremde war. Sie grüßte beim Eintreten, und mein Vater beeilte sich, ihr einen Platz anzubieten.

„Bestimmt fragst du dich, was ich hier zu suchen habe“, begann die Frau. Und als sie keine Antwort erhielt, meinte sie: „Brauchst keine Angst zu haben, ich werd's schon niemandem erzählen, daß du hier im Haus warst!“ Hans Fellner war nämlich schwer an Tuberkulose erkrankt und durfte nur daheim sein auf sein festes Versprechen hin, sich in seinem Blockhaus im Wald aufzuhalten, das nahegelegene Wohnhaus aber unter keinen Umständen zu betreten. „Also, was willst, warum bist kommen?“ fragte Fellner nach kurzem Schweigen. Die Frau blickte sich suchend im Zimmer um, warf einen spähenden Blick aus dem Fenster und begann mit verhaltener Stimme: „Der Krieg ist bald aus, er dauert kein Jahr mehr. Den Ami hält nichts mehr, das weißt du auch. Du bist doch keiner von denen, du haßt die Nazis doch auch, sie haben dich eingesperrt!“

Fellner schwieg. „Ich weiß, daß du BBC hörst, und deshalb bin ich gekommen!“ platzte die Frau heraus, durch sein Schweigen gereizt.

Die allerletzte Farbe war bei diesen Worten aus Fellner Gesicht gewichen. „Woher willst das wissen?“ fragte er, zitternd am ganzen Leib. – „Meine Base hat mit mir über dich gesprochen, wir haben schon lange was vermutet. Und wie ich dann gestern durch die Unterführung gehe, sitzt deine Tochter oben auf dem Bahndamm, schaut mir gerade ins Gesicht und singt: ‚Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei‘. Du, es ist eine schwere Zeit, in der wir zusammenhalten sollten, meinst du nicht auch? Vor allem sollten wir, so weit es geht, die Leute aus dem Dorf wissen lassen, was wirklich passiert. Nur, daß ich selbst kein Radio besitze, weißt; zwar bringt meine Base mir heimlich die Meldungen von BBC, aber für sie allein ist's auf die Dauer riskant. Geh, willst uns nicht helfen?“

Hans Fellner war von diesem Vorschlag keineswegs begeistert, zumals es ihm schwerfiel, bei sich irgendwelche Sympathie für die Frau zu finden. Zu verschieden war sie von den Leuten aus seinem kleinen bayerischen Dorf, ja überhaupt von den Menschen, die er kannte. Sie war hergekommen, vor einiger Zeit, als Bombenevakuierter mit ihren beiden Buben. Hans Fellner wußte, daß sie eine Intellektuelle war, daß sie schrieb, richtige Literatur machte.

A Spinnerte, sagten die Dörfler hintenherum. Unvorstellbar: Ein Weibsbild, das studiert hatte, selbständig war und auf eigenen Füßen stand! Niemals

konnte sie sich der Lebensweise der Dörfler anpassen, ja, sie zeigte nicht einmal einen Willen hierzu. Und dann hatte sie, zu allem Überdruß, vor einiger Zeit noch diesen Mann aus Berlin geheiratet, diesen Preußen. Er sei Pazifist, wollte irgendjemand wissen, und obendrein homosexuell. Und sie habe ihn nur geheiratet, um ihn vor den Nazis zu retten.

Hans Fellner empfand Widerwillen, auch wenn er bei Gelegenheit einmal zugab, daß er der Fremden wahrscheinlich Unrecht tue damit. Aber noch ein zweiter, sehr gewichtiger Grund hielt ihn zurück, mit der Frau zusammenzuarbeiten. Fellner war eingesperrt gewesen, hatte im Winter in einem ungeheizten Kellerloch gesessen, hatte Angst um sein Leben bekommen. Angst vor allem auch, was ohne ihn aus seiner Frau und den Kindern würde. Nie wieder eingesperrt werden! Das hatte er sich geschworen. Nie wieder!

Fellners Gesicht hatte sich verfinstert, und er beeilte sich, das lästige Weib loszuwerden. „Ich werd's mir überlegen“ sagte er, „ich werd's dich wissen lassen. Es ist halt alles so eine Sach, und ein großer Held bin ich bestimmt nicht!“ Und mit diesen Worten geleitete er sie freundlich, aber bestimmt zur Tür.

Für dieses Mal wurde Hans Fellner die Entscheidung abgenommen. Schon kurze Zeit nach ihrem Besuch bei ihm wurde die Frau verhaftet und ins Zuchthaus nach Traunstein eingeliefert. Am Tag nach ihrer Verhaftung aber fanden wir Kinder beim Spielen vor dem Waldhaus der Fremden verbrannte, manchmal auch nur angebrannte Papierschnitzel, die weithin das Feld bedeckten. Es waren, wie ich nach Jahren erfuhr, Briefe vom „Staatsfeind“ Hermann Hesse gewesen, Briefe an die junge Schriftstellerin Luise Rinser. In den Tagen nach Luise Rinsers Verhaftung flamme Vaters Angst von neuem hoch auf. Oft, mitten im Gespräch, eilte er plötzlich ans Fenster, warf einen Blick hinaus und suchte mit seinen fieberglänzenden Augen den Wald ab. Manchmal hetzte er gar um das Blockhaus herum, entdeckte niemanden und konnte sich trotzdem kaum beruhigen. Als ich später die Geschichte von dem Kommunisten hörte, der auf dem Hochberg bei Traunstein Selbstmord begangen hatte, bevor er den Nazis ein zweites Mal in die Hände fiel, mußte ich auch an Vater denken und an seine panische Angst in jenen Tagen, die ihn nachts kaum noch schlafen ließ.

Begonnen hatte alles am Heiligen Abend des Kriegswinters 1943. Mit einem guten Kameraden war Vater zur Wache eingeteilt, und beide hatten sich, weil Heilig Abend war und sie fern von zu Haus, ziemlich betrunken. Der Wein war Vater noch nie gut bekommen und in seinem Rausch hatte er über Dinge zu sprechen begonnen, über die er besser geschwiegen hätte. Vor allem fing er an, über die Nazis zu fluchen, und er gab dem anderen deutlich zu verstehen, daß er den Krieg schon längst für verloren hielt. Sein Kamerad warnte ihn, doch endlich das Maul zu halten, worauf Vater ihn anschrie: „So weit käm's noch, daß ich mir von dir 's Wort verbieten laß! Ich sag's dir ganz genau, wie's ist: Den Hitler, diesen Lumpen, wenn der sich einmal heraustraut zu uns, auf der Stelle erschieß ich ihn, das versprech' ich dir, und hernach erschieß' ich mich selbst!“ Noch in der selben Nacht wurde Vater verhaftet und in ein Kellerloch gesperrt, ohne Fenster. An den Wänden hing zentimeterdick der Rauhreif, und auf dem Boden hatte sich eine spiegelglatte Eisfläche ge-

bildet. Das einzige, was man dem Gefangenen zugestand, war eine dünne Woldecke, die kaum Schutz bot gegen die große Kälte, sodaß Vater aus Angst, zu erfrieren, die ganze Zeit über nicht zu schlafen wagte. Schon am nächsten Tag war der Gefangene zum Stehen zu schwach und hustete pausenlos. Dennoch ließ man zwei Tage verstreichen, bis man den inzwischen Bewußtlosen aus seinem Kellerloch herauholte und ins Lazarett brachte, wo sich sein Gesundheitszustand kaum besserte. Vom Zeitpunkt der Verhaftung bis zur Verhandlung verstrichen drei Wochen, doch auch nach dieser Zeit war Vater kaum in der Lage, sich allein auf den Beinen zu halten. Der Untersuchungsrichter hatte die Aussage eines einzelnen, noch dazu betrunkenen Soldaten doch als unzureichend empfunden, und deshalb nach Kirchanschöring geschrieben, unserem damaligen Heimatort, um sich beim Ortsgruppenführer über den Gefreiten Johann Fellner zu informieren und über die politische Einstellung oder etwaige politische Aktivitäten des Angeklagten etwas in Erfahrung zu bringen. Gruppenführer M. kannte meinen Vater sehr gut, früher waren sie beide sogar befreundet gewesen, bevor sie sich wegen ihrer verschiedenen politischen Ansichten heillos zerstritten. Noch bei den Wahlen 1933 hatte Vater am Biertisch zu M. gesagt: „Ich wähle sie nicht, deine Nazis, und wenn alle anderen sie wählen, ich jedenfalls werde sie niemals wählen, deine Lumpen!“

Später wurde im Dorf die NSDAP als der große Wahlsieger bekanntgegeben, andere Parteien, so hieß es, hätten im Gemeindebereich überhaupt keine Stimmen bekommen. Vater hatte getobt, das sei ein verdammter Saustall, und er wollte wissen, was mit seiner Stimme geschehen war. „Sei endlich still, du alter Dickschädel!“ hatte M. ihn darauf gewarnt. „Du wirst schon sehen, wo hin dich deine ewige Quertreiberei noch bringt!“

Und bei dem selben Mann, inzwischen Ortsgruppenführer von Kirchanschöring, wurde nun angefragt nach meines Vaters politischer Einstellung. M. wußte, das Hans Fellners Leben von seiner Antwort abhing, und er schrieb: „Der besagte Johann Fellner ist mir persönlich bestens bekannt, ich würde jederzeit für ihn bürgen. Politisch ist der Angeklagte völlig uninteressiert.“

Die Antwort bewirkte einen Freispruch für meinen Vater. Er war ein todkranker Mann und mußte aus der Wehrmacht entlassen werden. Die darauf folgenden Monate verbrachte Vater in einer Lungenheilanstalt, wo er später, unter den genannten Bedingungen, nach Hause entlassen wurde. Zu Hause arbeitete er dann, so weit es seine schwindenden Kräfte erlaubten, wieder für seine Baufirma, die er, zusammen mit seinem Bruder Franz Xaver, in den Jahren nach der Weltwirtschaftskrise aufgebaut hatte. Vater war der verhätschelte jüngste Sohn des ehemaligen Bürgermeisters und größten Bauern von Kirchanschöring. Schon sehr früh war seine Mutter gestorben, und wohl aus Mitleid mit seinem halbverwaisten Jüngsten hatte der alternde Bauer ihm von kleinauf jeden Wunsch erfüllt und in allem seinen Willen gelassen.

Schon bald nach seinem Schulabschluß hieß es Vater zu Hause nicht mehr, und er zog aus, um auf eigenen Beinen stehen zu lernen. Er begann eine Lehre als Zimmermann, arbeitete lange Zeit, trotz seines wohlhabenden Vaters, als Geselle und lebte in armseligen Verhältnissen, weil er jede Hilfe zurückwies, die von zu Hause kam. Dann starb der alte Bauer, und Vater bekam

vom Hoferben, wie es damals üblich war, einen ansehnlichen Betrag ausgezahlt. Nun war Vaters Pate ein waschechter Communist gewesen, bevor er eine Bürgerliche geheiratet hatte und sich nun Mühe gab, seine Lebensweise in die Dorfgemeinschaft einzupassen. Trotzdem war er bemüht, seinen Schützling von kleinauf für bestimmte Ideen zu begeistern, ihn auf viele Dinge aufmerksam zu machen und ihn aufzuklären über Zusammenhänge, deren Inhalt dem Arbeiter von Staat und Kirche lange Zeit verboten gewesen war. Mein Vater, der als kleiner Geselle die himmelschreienden Zustände auf den verschiedensten Baustellen nur zu gut schon kennengelernt hatte, war längst der SPD beigetreten, er dachte nach, wie man die Verhältnisse besser machen könnte. Gemeinsam mit seinem Paten entwickelte er dann die Idee von einer eigenen Firma mit einem Höchstmaß an sozialer Gerechtigkeit. Er bestand die Meisterprüfung mit Auszeichnung und ging nun daran, seinen kleinen Musterbetrieb aufzubauen. Doch schon bald stellten sich die ersten ungeahnten Hindernisse und Schwierigkeiten ein, und es zeigte sich, wie unzureichend Vaters finanzielle Rücklagen zur Verwirklichung seiner Pläne doch waren, so daß er sich schließlich vor die unangenehme Alternative gestellt sah, entweder Vergleich anzumelden oder seinen Bruder Franz Xaver zu beitreten, der sich ihm schon längst angetragen hatte. Für diese zweite Lösung entschied mein Vater sich dann schließlich. Sie sicherte zwar den Fortbestand der eben erst begründeten Baufirma Fellner, beraubte aber Vater zugleich um die Hälfte seiner Handlungsfreiheit. Von da an ging es mit der Baufirma Fellner & Fellner ständig bergauf, so lange, bis der zweite Weltkrieg ausbrach und der größte Teil der Belegschaft zur Wehrmacht eingezogen wurde. Xaver jedoch war schon beizeiten der Partei beigetreten und erreichte nun, daß die Firma als kriegswichtig eingestuft wurde. Sobald nach dem Überfall auf die Sowjetunion die ersten russischen Kriegsgefangenen eintrafen, wurden sie zur Zwangsarbeit in der Firma herangezogen, und in Kirchanschöring wurde ein Kriegsgefangenenlager errichtet. Es waren zerlumpte und ausgehungerte Gestalten, mit denen mein Vater es fortan zu tun hatte. Er war verdrossen über diese Entwicklung der Dinge und hätte am liebsten alles hingeschmissen, wenn er sich dadurch nicht um die beste Möglichkeit gebracht hätte, die Lage für die Zwangsarbeiter erträglicher zu gestalten. Als das Wachpersonal eines Tages einen völlig entkräftigten Jungen, er mochte kaum achtzehn sein, mit dem Gewehrkolben niederschlug, ging Vater dazwischen und brüllte die Peiniger an, ob sie denn „spinnert“ geworden seien. Die hatten Respekt vor ihm und ließen von ihrem Opfer ab. Franz Xaver soll kreideweiß geworden sein, als er von Vaters „Heldentat“, wie er sie später spöttisch betitelte, erfuhr. „Jetzt bist du wohl vollkommen wahnsinnig geworden!“ schrie er Vater an. „Willst du dich unbedingt ins Zuchthaus bringen und obendrein die ganze Firma ruinieren?“ Was die Behandlung der russischen Kriegsgefangenen betraf, sah Franz Xaver die Dinge völlig anders als Vater. „Die sind hier schließlich nicht zur Erholung. Wir müssen zusehen, daß wir unser Soll erfüllen, das weißt du ganz genau!“ sagte er zu ihm. Und doch wagte er nicht, es zu einer offenen Auseinandersetzung kommen zu lassen, solange mein Vater auf der Baustelle nach dem Rechten sah. Als Vater jedoch wegen einer Lungenentzündung ei-

nige Zeit zuhause im Bett bleiben mußte und eines Tages überraschend wieder auf der Baustelle erschien, war er völlig schockiert. „Du kannst dir nicht vorstellen, wie Xaver die Russen behandeln läßt!“ beschwerte er sich am Abend bei Mutter. „Er läßt sie rackern, bis sie zusammenbrechen, und dann fallen die Wachposten, diese Lumpen, über die halbverhungerten Elendsgestalten her. Ich habe geglaubt, ich seh nicht recht! Und dieser gottverdammte Lump ist mein Bruder.“

Hans Fellner war dermaßen wütend und zugleich niedergeschlagen, daß er sich den ganzen Abend nicht mehr beruhigen konnte. Seine Stimmung übertrug sich in einem starken Maß auf das kleine Mädchen, das seinen Vater über alles verehrte; das Kind ging lange vor der Zeit zu Bett, verkroch sich unter der Decke und ließ heimlich den Tränen freien Lauf.

Noch einmal versuchte Vater mit aller Entschiedenheit, die Verhältnisse auf der Baustelle zum Besseren zu wenden. Jedoch der Widerstand, den er leistete, mißfiel den Nazis schon längst. Und so wurde Vater schließlich zur Wehrmacht einberufen, während Franz Xaver bis Kriegsende unbelästigt blieb und die Firma, unterstützt von den Nazis, in aller Ruhe weiterbetreiben konnte.

Das letzte Kriegsjahr brachte viele Veränderungen mit sich, und erstmals wurde der Krieg auch in unsere südostbayrische Heimatgegend getragen. Zwischen den Bergen, von Süden herauf, sahen wir jetzt fast täglich Hunderte von amerikanischen Bombern auftauchen, die auf ihrem Weg nach München hinein die Sonne verfinsterten. Die Bomber bedeuteten keine Gefahr, gefährlich waren für uns die Tiefflieger, die mit ihnen kamen. Kreuz und quer suchten sie die Gegend ab und schossen auf alles, was sich bewegte. Vor kurzem war im Nachbardorf auf offener Straße eine Frau erschossen worden, und wenig später erwischte es am Dorfrand einen Bauern bei der Frühjahrsbestellung seiner Felder. Eines Tages hatte auch Evi, meine kleine Schwester, beim Spielen auf der Wiese den Fliegeralarm überhört. Träumend, wie es ihre Art war, ging sie nach Hause und pflückte am Wegrand die Blumen, als direkt aus der Sonne ein amerikanischer Jäger sich auf sie herabstürzte. Instinktiv warf Evi sich zu Boden, und beinahe gleichzeitig schlug, nur wenige Meter neben ihr, eine Maschinengewehrsalve in die Sandstraße. Völlig verstört kam Evi nach Hause, wir hatten uns schon die schlimmsten Sorgen gemacht und überall nach ihr gesucht. Sie brachte stundenlang keinen zusammenhängenden Satz heraus. Erst später brach sie in Tränen aus und erzählte uns alles. Meine Schwester war damals gerade sieben Jahre alt.

Nicht weit entfernt wurde im April ein amerikanisches Jagdflugzeug abgeschossen. Der Pilot konnte sich mit dem Fallschirm retten und wurde festgenommen. Noch am selben Tag ließ sich der Bürgermeister der Stadt Freilassing, in deren Gemeindebereich sich der Vorfall ereignet hatte, den Gefangenen übergeben und erschoß ihn eigenhändig in der Salzachau.

In der darauffolgenen Nacht fuhr das kleine Mädchen nach einem bangen Traum erschrocken aus dem Schlaf in die Höhe und spürte noch im Erwachen, daß der Vater im Zimmer war. Und wirklich stand seine dunkle Gestalt am Fenster. Er starnte nach draußen in die Frühlingsnacht, wo im Süden taghell ein merkwürdiger Schein lag. Auch ging ein Donnerrollen durch die

Nacht, wie ein fernes Gewitter, während in der dumpfen Stube nicht ein Lufthauch sich bewegte. „Vater! Was ist geschehen?“ fragte das Kind in den Dämmer des Raumes hinein. „Leg dich nur wieder schlafen“, sagte der Vater, ganz leise, so als wäre es Stunde, die Stille im Raum zu durchbrechen. „Es ist nichts, nichts als ein fernes Gewitter.“ Doch der sonderbare Ton in seiner Stimme hatte das Mädchen aufmerksam gemacht, und später glaubte es, ihn leise weinen zu hören. Und todesbang kroch es unter die Decke. In dieser Nacht wurde Freilassing von den Amerikanern schwer bombardiert, viele Menschen fanden in den Trümmern ihrer Häuser den Tod. Damals war allen klar, was heute, nach über vierzig Jahren, von bestimmten Kreisen so hartnäckig bestritten wird: Daß der Luftüberfall in direktem Zusammenhang stand mit der Erschießung des amerikanischen Kriegsgefangenen am Tage zuvor.

Wenn mein Vater auch über die Bombardierung der kleinen Stadt schockiert war, so beschäftigte ihn doch ein anderes, ganz persönliches Erlebnis in diesen Tagen weitaus mehr. Als nämlich die Ostfront immer weiter nach Westen rückte, wurden die Konzentrationslager aus jenen Gebieten immer mehr südwestwärts verlegt, bis schließlich im April die Gefangenenzüge auch unsere Gegend erreichten. Für die begleitenden Wachmannschaften der SS ging es vor allem darum, daß die Gefangenen unter keinen Umständen den Siegern in die Hände fielen. Aus diesem erbärmlichen Grund kam es im zwanzig Kilometer entfernten Surtal noch am allerletzten Kriegstag zu einem grauenhaften Massaker, als SS-Wachposten 64 Gefangene niedermetzelten. Die amerikanische Panzerspitze hatte das nur drei Kilometer entfernte Traunstein bereits erreicht.

Auch in Kirchanschöring kam es noch in den letzten Kriegstagen zu einem Zwischenfall. Luise Rinser, inzwischen aus dem Zuchthaus befreit, erlebte diese Tage in ihrem Haus etwas außerhalb des Dorfes.

In ihrer Autobiographie „Den Wolf umarmen“ schreibt sie: „Ich wachte nachts auf von einem kurzen Scharfschießen, sah aber nichts. Am nächsten Tag erzählten die Bauern, daß ein ‚Kazettler‘ auf der Flucht erschossen worden war, vielleicht waren es mehrere, man fand aber keine Leichen, man suchte auch nicht danach. Mich hat das Erlebnis inspiriert zu meiner Erzählung ‚Jan Lotel aus Warschau‘, die dann, in viele Sprachen übersetzt, bekannt wurde.“

Auch Vater hatte das Schießen gehört und es sofort mit dem Gefangenenzug in Verbindung gebracht, der am Abend durch Kirchanschöring gezogen war. Noch in derselben Nacht fand er, ganz in der Nähe seines Waldhauses, drei Gestalten und nahm sich ihrer an. Sie lagen auf der nackten Erde, unfähig, sich noch von der Stelle zu bewegen, und zitterten vor Kälte am ganzen Leib. Mit großer Mühe schleppten meine Eltern sie zum Blockhaus. Sie erschraken, als sie die drei bei Licht erblickten. Kein Fleisch, sondern nur noch Haut schien an diesen Gliedern zu hängen, und die gelbstüchtigen Körper waren bedeckt von blauen Flecken und Peitschenstriemen, von faustgroßen Eiterbeulen, Ausschlag und Krätze. Und der Geruch, den diese verwesenden Körper in die Stube brachten, war nicht mehr menschlich. Als ich am Morgen zum Blockhaus ging, statt Vater jedoch jene drei Gestal-

ten erblickte, knallte ich die Tür von außen zu und rannte zu Mutter, die mich mit Mühe beruhigte. Später betrachtete ich die Männer genau, voller Ekel, mit Neugier gemischt. Was bei mir immer von neuem eine Gänsehaut verursachte, einmal auch ein lautes, unbeherrschtes Lachen, meist aber, ich weiß nicht warum, ein tiefes Schamgefühl, das war, daß diese Gestalten sich bewegten und unartikulierte Schmerzaute von sich gaben. Erst Jahre später, als ich zu verstehen begann, stellte sich im nachhinein ein tiefes Mitleid mit jenen Männern ein. Zwei von den dreien waren vor Erschöpfung nicht mehr in der Lage zu sprechen. Sie konnten auch später nur unzusammenhängend von ihrer Leidensgeschichte berichten. Vom dritten erfuhr Vater, daß die beiden anderen Juden waren, der jüngere kaum sechzehn, der Erzähler selbst aber war Kommunist und aus diesem Grund ins Konzentrationslager gekommen. Er erzählte von den Konzentrations- und Vernichtungslagern. „Das habe ich nicht gewußt, nein, das gibt's doch gar nicht, du lügst mich an!“ rief der Vater ein ums andere Mal. „Schau uns doch an, sieh nur einmal her, siehst du das nicht!“ brüllte der andere erbost, und Vater bat um Verzeihung: „Du hast ja recht, ich hätt's mir denken können, wenn ich nur daran denke, was sie mit mir gemacht haben! Ich hätt's mir denken können!“ So lange hielt Vater die drei im Blockhaus verborgen, bis die Amerikaner das Nachbardorf erreicht hatten und die Wehrmacht es für das beste hielt, sich kampflos zu ergeben. Dann machten die drei sich auf den Weg, ihren Befreieren entgegen.

Am nächsten Tag waren die Amerikaner da und der Krieg für uns zu Ende. Vater umarmte uns alle vor Freude und hatte Tränen in den Augen. Irgendwoher trieben wir eine Flasche Sekt und etwas Wein auf; so feierten wir nun unsere Befreiung, das Ende des Krieges – jenen Tag, den bundesdeutsche Spitzenpolitiker vierzig Jahre später so entlarvend als „Katastrophe“ bezeichneten sollten oder als „Tiefpunkt der deutschen Geschichte“.

Kurze Zeit später ging es mit Vaters Gesundheit rapide bergab, und das Ende nahte rasch. In der letzten Nacht seines Vaters tat das kleine Mädchen kein Auge zu und beschwore seinen Gott, den Vater nicht sterben zu lassen. Erst bei Anbruch des Tages fiel das Kind in einen bangen, traumschweren Schlaf. Als es erwachte, stand die Sonne schon eine Handbreit über dem Wald. Der Pfarrer war da, und man sagte dem Kind, der Vater sei am frühen Morgen gestorben. Das Kind war untröstlich und begann, diesem gefühllosen Gott die bittersten Vorwürfe zu machen.

Noch nie in ihrem Leben war Mutter auf sich allein gestellt gewesen. Sie wußte nach Vaters Tod weder aus noch ein. Während sie auf künstlerischem und literarischem Gebiet ein sehr feines Gespür besaß, versagte sie vollkommen in den alltäglichen Angelegenheiten und suchte Zuflucht in einer weltabgewandten Religiosität, an die sie sich, zäh und verkrampt, bis an ihr Lebensende klammerte.

Vaters Bruder Franz Xaver schlug daraus seinen Vorteil. Noch bevor Vater unter der Erde war, begann er Mama zu bedrängen, ihm Vaters Anteil an der Firma zu überlassen. Später schickte er uns die Verwandtschaft ins Haus, und alle waren sie sich einig, was das beste für die Firma wäre. Lange Zeit redete Franz Xaver von den aussichtslosen finanziellen Lage des Betriebs, frag-

te Mutter ein ums andere Mal um Rat in Firmenangelegenheiten, wo Mutter natürlich nicht den geringsten Bescheid wußte. Gerade hier hakte der Quälgeist ganz zielbewußt ein, führte Mutter vor Augen, daß er volle Handlungsfreiheit benötige, um überhaupt noch etwas retten zu können, und gab nicht eher nach, bis Mutter in alles einwilligte. Franz Xaver bekam ihre Hälfte der Firma überschrieben und verpflichtete sich als Gegenleistung, uns eine feste monatliche Abfindung zu zahlen.

Schon sehr bald begann Xavers Geschäft wieder zu florieren, zumal er die Amerikaner mühelos hatte überzeugen können, daß er nur wegen der Firma Parteimitglied geworden war. Schon früh in den fünfziger Jahren, als viele Menschen noch hungernten und froren, lebte Xaver in einer prächtigen Villa mit Haushälterin und Kindermädchen. Er hatte weit über hundertfünfzig Arbeiter in seiner Firma. Wir aber wurden nur allzu oft um unsere monatliche Zahlung, die wir so dringend benötigt hätten, betrogen, zumal Mama sich scheute, gegen ihren Schwager den Rechtsanwalt einzuschalten. Franz Xaver wußte dies ganz genau und nutzte es aus. Immer wieder kam Mutter mit leeren Händen von ihren „Bittgängen“ nach Hause und weinte oft stundenlang. Später schickte sie mich, aber auch ich wurde nur allzuoft vom Hausmädchen kurz abgefertigt. Und es sollte noch Jahre dauern, bis unsere Familie aus dem Allergrößten heraus war.

Katja Wolff Kleine Prosastücke

Es war einmal ein Mann, geneigt, einem jeden Menschen, der ihn verabscheute, in aufrichtiger Bewunderung eine große Menschenkenntnis zu bescheinigen.

Kleine Kinder auf der Straße oder im Park klammerten sich schreiend und weinend an die Beine ihrer Mütter, wenn sie den Mann sahen. Setzte er sich neben andere Menschen auf eine Bank, so standen sie bald auf und gingen fort. Kein Bus, kein Zugabteil und kein Kino konnte so überfüllt sein, daß sich jemand freiwillig neben ihn gesetzt hätte.

Es gab Tage, an denen der Mann viele Stunden vor dem Spiegel verbrachte und in seinem Gesicht angestrengt nach Gründen forschte. Aber er fand keine.

Jeden Morgen wusch er sich gründlich von Kopf bis Fuß, weil er fürchtete, er könnte vielleicht schlecht riechen; seine Kleidung war sauber, seine Schuhe blankgeputzt und an seinem Hemd fehlte kein Knopf.

Eines Tages spazierte er die Hauptstraße entlang. Entgegenkommende Passanten wichen ihm wie gewöhnlich aus, aber daran war er gewöhnt, und er wunderte sich nicht darüber. Plötzlich hörte er ein Schimpfen und Schreien, das aus einer Seitengasse drang. Die Menschen ringsumher gingen weiter, als hörten sie nichts. Manche senkten beschämt, andere angewidert den Blick. Der Mann aber tat das nicht. Und er sah eine blutende Frau auf dem Kopf-

steinpflaster liegen. Ein großer Kerl trat mit den Füßen auf sie ein und brüllte zornig. Die Frau wimmerte und schrie um Hilfe.

Da bog der Mann in die kleine Seitengasse ein, um der verwundeten Frau zu helfen. Als der Kerl, der sie mit Füßen getreten hatte, den Mann näherkommen sah, lief er entsetzt davon. Die Frau, überrascht, daß ihr Peiniger so plötzlich von ihr abgelassen hatte, sah mit verweinten Augen auf. Da entdeckte sie den Mann, der gekommen war, ihr zu helfen.

Er beugte sich über sie, wollte ihr mit dem Taschentuch das Blut von der Stirn wischen und ihr aufhelfen.

Da schrie sie so gellend, daß er zusammenfuhr. Unter Schmerzen sprang sie auf, lief ihrem Peiniger hinterher, rief und flehte ihn an, auf sie zu warten. Der wartete tatsächlich, stützte die Schwankende, und gemeinsam flüchteten sie in die Hinterhöfe.

Der Mann aber ging zurück auf die Hauptstraße und setzte seinen Weg fort.



Es lebte einmal ein altes Mütterchen, das besaß ein kleines Haus, einen kleinen Garten und eine große Vorratskammer. Was sie im Garten an Obst und Gemüse erntete, das kochte sie in große Gläser ein, die sie mit Aufschriften über Datum, Menge und Inhalt versah.

Die prallvollen Regale ihrer Speisekammer im Winter, wenn es kalt war und der Hunger wie ein böser Hund in ihrem Bauch knurrte, zu betrachten, war ihre größte Freude. Das ganze Jahr über von Ernte zu Ernte freute sie sich an ihren Einweggläsern. Nie aber brachte sie es übers Herz, ein Glas zu öffnen und den Inhalt zu genießen. Reiften aber die Erdbeeren, so daß sie in aller Hast die Früchte des letzten Jahres, um Platz zu schaffen für die neue Ernte. Reiften die Birnen, so schlängte sie die eingekochten Früchte des Vorjahres herunter, damit neue Birnen in die Gläser gekocht werden konnten.

Ebenso machte sie es mit den sauren Gurken, den Erbsen, Kirschen, Kürbissen und allen anderen Erträgen ihres kleinen Gartens.

Alf Tonderr
Rambo in Libyen
oder So kommt die Welt in Ordnung

DIREKTIVE	DROHUNG	KONSENS	DENKPAUSE
schnell die kriegswaffen ausprobieren denn der frieden trägt	der umweg um spanien war eine echte schikane	einer hat's befohlen wenige ausgeführt viele bejubelt	macht großmacht supermarkt ohnmacht weitermachen?
AUGENMASS	vielleicht laden wir das nächstmal früher ab	das nennt man demokratie	MOMENT MAL! Was bringt's einen hund zu prügeln weil man an den vermuteten herrn nicht heran kommt?
wer wird heutzutage noch einen krieg erklären	LOGIK	PERFIDIE	
wenn er den sieg schon in der tasche hat	wer nicht beweisen kann daß er es nicht getan hat <i>der</i> muß es gewesen sein	wenn der schuft nicht in einem <i>zelt</i> wohnen würde hätten ihn die trümmer erschlagen	
FRAU	FOLGE...	VERWEIS	TROST
<terror kann nur durch gegenterror gebrochen werden> <i>Adolf Hitler</i>	das völkerrecht kodifiziert verhaltensweisen	tote kinder im fernsehen zeigen	sollte der terrorismus eskalieren haben wir immer noch die atombombe
ist der jetzt rehabilitiert?	so wird staatsterrorismus salonfähig	das schadet der guten sache	



Über die
Tagesaktualitäten
hinaus:
eine
Alternative
zum
schwatzhaften
Feuilleton

Beiträge zu THEATER, MEDIEN, KULTUR- POLITIK.

Heft 11
Klassiker
Frühjahr 85

Heft 12
Theaterkritik
Sommer 85

Heft 13
Spektakel
Herbst 85

Heft 14
**Gegenwartsthemen/
Gegenwartsstoffe**
Winter 85

Heft 15
Theatermarketing
Frühjahr 86

Coupon: Bitte senden Sie mir 1 kostenloses Probe-
heft aus dem letzten Jahrgang. — Ich bestelle ___ Ex.
TZS Nr. ___ zu je 9,50 DM gegen Rechnung.

Name und Anschrift: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Ausschneiden und einsenden (oder einfach Postkarte) an:
TheaterZeitSchrift, Großbeerenstraße 13 A, 1000 Berlin 61

Problesen!

Bahattin Gemici
Guten Tag, Nazim

guten tag, nazim
kehre ins leben zurück
sieh, wir sind gekommen
wir haben dir blumen gebracht
rosen, tiefrot
aus dem garten unserer herzen

fruchtbar war der regen
saftig grün sprießt gras auf deinem hügel
im rauschen des windes
erzählt das laub von deinen gedichten

in schwarzem granitstein
hell dein name gemeißelt
und nachdenklich dort deine silhouette
du überschaust den ganzen erdball
dein herz schlägt immer noch mit uns
und träumt noch immerfort gedichte

jetzt habe ich dir meine hand gereicht
deine gedichte dir ins ohr geflüstert
von deiner erde habe ich eine handvoll genommen
sei nicht böse darum
„es gibt keinen stillstand, nur bewegung“
triff deine vorbereitungen
wir reisen, komm

wir gehen, du bist bei mir
wir werden uns nicht trennen
wir sind über moskau geflogen
wie vögel durch die lüfte
segeln wir auf weißen wolken

die wolken sind wie baumwollfelder
erinnern dich an ebenen
cukurova, amik, aydin

woher wußte ich, was du denkst
geliebter nazim
deine blauen augen suchten die bauern
aber sie waren düstere wolken, aus denen regen rann

dort unten liegt polen
da jetzt wien
wir nähern uns dem land von marx und „kapital“
der wohnung in der fremde

schon landen wir
wie vögel
auf der erde
und bald sind wir zuhaus

hier ist es
meine wohnung ist auch deine wohnung
schau mal, dort hängt dein bild
mit deiner unterschrift
daneben dein gefängnis
und hinter gittern dein gesicht
und dort bist du im weltfriedensrat
hier ist deine büste
und hier sind deine bücher

so, bitte, komm herein
du bist nicht fremd in meinem haus

womit soll ich anfangen
man findet dich am 1. mai
du bist bei den streikenden
du bist in den gefängnissen
du bist in den bergen
du bist in den herzen und kämpfst ihre kämpfe
und du teilst ihre leidenschaften

ich habe dir nelkensamen gebracht
nimmt ihn
er soll sprießen, knospen und blühen
die blätter grün und blutrot seine blüten

an dem tag werden wir den halay tanzen
schulter an Schulter mit den jungen arbeitern
unsere herzen werden schlagen wie ein einziges
und wie aus einem munde werden wir singen

singen, das lied besserer tage
von brot, rosen und freiheit

Karlhans Frank
Mein Fluch über Euch

O, Ihr hemmungslosen Umweltschinder!
O, Ihr triebhaften Raketenschieber!
O, Ihr rüpeligen Erdballspieler!

Ihr fürchtet nicht Himmel noch Hölle,
glaubt nicht an Lohn oder Angst durch Gewissen,
wißt nur vom Zuwachs mit Schmu
und vom Schmäh bei Entdeckung.

Euch ist die heutige Macht hürnerne Haut,
näher und wichtiger als künftige Lebenslust
aller Kinder, Enkel und Urenkel.

Eure Herzen sind verseucht,
Eure Hirne sind sauer,
Eure Sitten sind vergällt,
Eure Taten sind vergiftet,
Eure Ichsucht ist radioaktiv.

Ihr seid der Fluch!
Ihr seid die Pest!
Ihr seid mehr als sieben Plagen,
nagt kahler als Heuschrecken,
tückt übler als apokalyptische Reiter!

Wir haben Euch am Hals.
Wir haben Euch auf dem Buckel.
Wir haben Euch über uns.
Wir haben Euch über.

Vielleicht gelingt es uns kurz vorm Abgrund,
Euch abzuwerfen, Euch auszutreiben,
Euch dahin zu schleudern, wohin Ihr gehört. Doch
wohin gehört Ihr? – Der alte Teufel
ist doch nur Euer tatriger Vater,
sein Fegefeuer ein Märchentraum
gegen Eure Folterlandschaften.

Ja, ich verfluche Euch. Ich wünsche Euch,
daß Ihr zur Strafe für Eure Verbrechen
wiedergeworfen werdet in eine von Euch
verunstaltete Welt.

Harald Grill
Wackersdorf

da wold is wegga
aus dem letztn großn baam
hamma uns an heiland gschnitzt
vor dem hams angst ghadt
der hot glebt in unsere köpf
drum hams n uns gstohln
drum hams n obagrisssn vom kreuz
bloß seine holzern händ hängan laar
und ognaglt am balkn
etz kon a nix mehr toa für uns
etz miaß ma selber higlanga
rundumadum stellns scho
oa hochspannungskreuz neberm andern aaf
an ganzn wold aus hochspannungsmastn
alloans für uns

Harald Grill
winterfrühling

mittn im januar
hängan no d birn am baam
koan zwingt da hunger dazua
daß a s obatuat
und unsere birn
ham hundert watt
mehr brauch ma net
mittn im februar landn
de erschtn staarl im birnbaam
mittn im märz schneibts
dascreate bliatn
erscht im mai
geh ma auße
und grabn de totn vögl ei

Ingo Cesaro
Über die Gründe

lautlos hatten die Clowns
das Land verlassen
traurig und abgeschminkt
in schäbigen Anzügen
ihre Tarnung reichte nur
bis zu den Knien
den Grenzwächtern hätten
die Schnabelschuhe auffallen müssen

kurz nach Mitternacht
als der letzte Clown jenseits der Grenze
in Sicherheit war
verbreitete sich die Nachricht
wie ein dunkler Schrecken
von Haus zu Haus
es wurde viel geschwiegen in dieser Nacht
in den folgenden Nächten

über die Gründe.

Reiseruf

ständlich und bei Bedarf
noch häufiger
werden alle Daheimgebliebenen
aufgefordert
unverzüglich
nach Italien
Spanien oder Griechenland
auch nach Jugoslawien oder
Österreich
zu fahren

um dort
einen eventuellen Reiseruf
abzuwarten.

Doris Egert-Bauer

22. 1. 1985
In der Zeitung
steht – Krieg
in der vierten
Dimension möglich –

Ganz einfach gesagt:
Ich will ihn weder
in der zweiten
noch in der dritten
noch in der vierten
denn in der ersten
ist er mir schon
überdimensional
was ich will
ist Frieden in
allen Dimensionen!

Und wem nützt's
eigentlich wenn
die Unendlichkeit
endlich wird?

Henning Müller
Humanismus und Realismus im Atomzeitalter

Thesen – Bestandsaufnahmen – Offene Fragen

„Wenn man ein Ochse sein wollte, könnte man natürlich den Menschheitsquallen den Rücken kehren und für seine eigne Haut sorgen.“
(Karl Marx: Brief an Sigfrid Meyer in New York, 30.4.1867)

Wohlfeile Lektüretips sind nachstehend nicht zu erwarten. Enttäuschen muß ich auch diejenigen, die Literatur weiterhin mißverstehen wollen als Vademe-cum für alle Lebenslagen, als kleinformatig in der Jackentasche zu tragende Gebrauchsanweisung und Girlandenschmuck fürs „Kulturprogramm“. Erst wenn wir die nicht nur theoretischen Defizite der Rahmenbedingungen unserer *Literaturproduktion* benannt haben, sollten wir über *Literaturinhalte* reden. Literatur ist nicht Politik – aber es gibt die Eigengesetzlichkeit von *Literaturpolitik*. Letztere fällt uns naturwüchsig in den Rücken, wenn wir nicht kühn und tabulos gestern noch Gültiges auf künftige Brauchbarkeit hin prüfen. Kunst ist Waffe? Zumindest sollte unser Waffenarsenal geräumig sein: „Darin hat der Holzhammer ebenso Platz wie die Zauberflöte . . .“ (Johannes R. Becher: Macht der Poesie). Entwerfen wir also Zukunft, bevor wir darüber reden, wie die Öffentlichkeit von „Ganz unten“ hergestellt wird, was uns an Isabel Allendes „Das Geisterhaus“ gefällt oder am Schneesturm-Edige in Tschingis Aitmatowns „Ein Tag länger als ein Leben“. Dabei darf es nicht um Begriffshubereien und Talmudweisheiten früherer Realismus-Debatten gehen, die oft der Beschreibung einer Speise ähnelten, bei der nichts über den Geschmack vorkam. Laßt uns also furchtlos ins nächste Jahrtausend blicken und das Reich der Menschlichkeit beschreiben. Die Literatur muß auf diesen Utopieüberschuß hin durchforscht werden. Wer den nicht mehr hat, gibt die Welt von morgen schon verloren.

Die nachfolgenden Annäherungen an diesen Problemkreis gehen von der Notwendigkeit der Veränderung des menschlichen Denkens im Atomzeitalter aus. Die Gefährdung unseres sehr eng und zerbrechlich gewordenen Raumschiffs Erde bedingt auch für die Bewertung zeitgenössischer Literatur die Zusammengehörigkeit ästhetischer Maßstäbe mit der Hauptfrage unserer Zeit. Dem Denken in den Kategorien der Steinzeit, der scheinbaren Überlegenheit durch den größeren Knüppel, ist eine friedliche Konkurrenz und Evolution der globalen *Denkkultur* entgegenzusetzen. Denn die überkommenen Gebärden und Verhaltensweisen aus der Steinzeit bedrohen die menschliche Kulturentwicklung insgesamt. Eine ehrliche Bestandsaufnahme offenbart gegenläufige Tendenzen: „Die psychologische Massenstruktur für den 3. Weltkrieg ist vorhanden – nur führen kann man ihn nicht mehr, weil die Waffen keine Kriegswaffen mehr sind, vielmehr Völkermordwaffen. Wenn das nur mehr Menschen einsähen!“ (Dieter Lattmann, Brief an den Verfasser, 17.2.1986)



I. Selbst dem großen Raucher und Stückeschreiber bb waren „Verlustlisten“ nicht fremd – und der grundsätzliche Optimismus humanistischen Handelns heute wird oft genug durch Niederlagen beschädigt. „Müde der Verfolgung, legte er sich nieder./Nicht mehr aus dem Schlaf erwachte er“ (Brecht über Walter Benjamin, 1941). Auch heute gibt es diese Verlustliste unter Freunden. Unverzichtbar ist dennoch gegen Pessimismus, Lähmung und Beschädigung für die nachfolgenden Thesen Konrad Wolfs um Realitäten und Schwierigkeiten wissender *Grundanspruch aktiven Humanismus im Denken und Handeln*:

„Wir haben uns einiges vorgenommen, manche halten uns für hoffnungslose Utopisten, Idealisten, weltfremde Spinner. Aber Utopie ist Hoffnung, Hoffnung verlangt Arbeit, Arbeit – sinnvolle! – setzt Denken voraus – gerade in dieser jetzt aus den Fugen geratenen Welt. Unvernunft und blander Schwachsinn dröhnt durch die Welt – da sollen wir uns in die Ecken verkriechen? Ich kann es nicht, sogar wenn sich Bemühungen um mehr Vernunft und Solidarität der Vernünftigen zeitweilig als Niederlage herausstellen sollten . . .“ (Konrad Wolf: Brief an Peter Weiss. Berlin, 6. Februar 1981)

II. Der Kampf um das Humanum – das Menschenreich – hat eine jahrtausendalte Tradition in der Menschheitsgeschichte, der in verschiedenen Gesellschaftsformationen und Epochen seine je spezifische Ausformung erfährt. Dabei läßt sich Humanismus in Wort und Tat bis heute an grundsätzlich zweierlei messen:

1. ob der *Mensch als höchster Wert, als Maß aller Dinge gesetzt* wird – oder nicht. Während beispielsweise schon der griechische Philosoph Protagoras den Menschen zum Maß aller Dinge erklärte und Sophokles in der „Antigone“ seinen Chor rufen läßt, „Viel Gewaltiges gibt es. Aber nichts ist gewaltiger als der Mensch“, definiert eine heutige konservative Partei: Der Mensch, so die Christlich Demokratische Union Deutschlands, „ist nicht das letzte Maß aller Dinge. Seinem Bedürfnis, sich und der Welt einen Sinn zu geben, kann er aus eigener Kraft nicht gerecht werden.“ (Grundsatzprogramm, Bonn, o. J., S. 6)

2. ob das *Recht des Menschen auf Leben und Frieden in den Rang eines „höchsten Gutes“ erhoben* wird, wie dies ebenfalls schon im Altertum geschah. „Und wenn ich als ‚Kriegsverherrlicher‘ genannt werde, lehne ich das keineswegs ab, denn auch Homer ist ein Kriegsverherrlicher und tausend Leute nach ihm.“ So der Schriftsteller Ernst Jünger 1982 („Spiegel“ Nr. 33/16.8.1982, S. 163). Den Kriegsmythen eines Homer ist da Christa Wolfs „Kassandra“ entgegengetreten – dem „si vis pacem, para bellum“ (wenn du den Frieden willst, rüste zum Krieg) der Römer widersprach schon ein Marx („Invasion!“, 1859, MEW, Bd. 13, S. 444ff). Die Philosophie des Krieges und der Lebensverneinung ist allerdings erhalten geblieben, wenn es in einer Schrift der Konrad-Adenauer-Stiftung 1983 heißt: „Das Leben ist ein fundamentales, aber nicht das höchste Gut . . . Es muß damit gerechnet werden, daß

eine militärische Verteidigung . . . mit einem Untergang der sich verteidigenden Gesellschaft und ihrer Angehörigen endet“ (Argumente für Frieden und Freiheit, Forschungsbericht 25 der Konrad-Adenauer-Stiftung, Melle 1983, S. 34).

Humanismus 1986 hat also den Menschen in den Mittelpunkt aller Dinge zu stellen und kontrapunktorisch zur „Politik der Stärke“ und zu Kriegsschriftstellern wie Jünger & Co. die Literatur als Innenseite des Geschichtsprozesses auf die Erbelinie Friedensgedanken hin zu durchforschen. Hauptaufgabe tätigen Humanismus heute ist die Sicherung des Weltfriedens, der „nicht nur Resultat und Konsequenz, sondern auch Voraussetzung für den geschichtlichen Fortschritt der Menschheit, ja für ihre Existenz ist“. (Erich Hahn, VI. Philosophiekongreß der DDR 1984, S. 14).

III. Humanismus ist eine in den Kämpfen der jeweiligen Zeit je historisch faßbare und benennbare Aufgabenstellung. Seine ausgeprägteste und fortgeschrittenste Position findet der Humanismus der Gegenwart zwar im *sozialistischen Humanismus*, der sich zum ausschlaggebenden Faktor humanistischen Potentials entwickelt hat. Andererseits haben sich im Bündnis des heutigen Humanismus der Tat der „*Gegenstand humanistischer Gesinnung und Verantwortung* wesentlich erweitert“ (Hahn, a. a. O., S. 8).

Humanismus 1986 verträgt also im Kampf gegen die Menschenfeindlichkeit des Antihumanismus nur unter Gefahr der Schwächung den Ausschluß noch im Idealismus befangener humanistischer Positionen einerseits. Andererseits ist Humanismus immer konkret und sein Erbe muß je neu angetreten werden, wobei nicht jedes Erbe angetreten werden kann. Ein Beispiel: Waren Innerlichkeit und Rückzug auf private Empfindsamkeit im frühen bürgerlichen Trauerspiel durchaus emanzipatorisches Humanismuspotential gegen die Willkür feudalistischer Fürsten, so trägt der Rückzug in Innerlichkeit und private Empfindsamkeit heutzutage überwiegend individualistische Züge. Diese „*neue Innerlichkeit*“ bedeutet nach Fritz J. Raddatz „den Eintritt in die Postmoderne; die Entwicklung des Menschen zum Vernunftwesen werde zurückgenommen. Das bedeute gleichzeitig: Er trägt *keine Selbstverantwortung mehr*“ (Tagesspiegel, 1.12.1985, S. 20). Eine derartige Sicht gibt m. E. die *Impulse der Aufklärung verloren* und präzisiert unbewußt die reaktionäre Funktion gegenwärtiger „neuer Innerlichkeit“: den *Abschied der Kunst aus Geschichte und Verantwortung*. Zudem bleibt bei den Predigern heutiger Innerlichkeit unbeachtet, daß die Unversehrtheit des Individuums 1986 nicht mehr vom Kampf um die Unversehrtheit der *Gattung Mensch* zu trennen ist. Schreiben heute erfordert also Geschichtsbewußtsein oder anders gesagt: „der Schriftsteller (nach Gorkis Definition nicht die Kinderfrau der eigenen Seele, sondern das Echo der Welt) ist verpflichtet, die Geschichte zu durchleiden.“ (Tschingis Aitmatow, Kürbiskern 2/84, S. 42)

Ähnliches gilt auch für die ursprünglich humanistisch-revolutionären Parolen der bürgerlichen Aufklärung: „Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit“. Vom Kapitalismus in seiner heutigen Phase der Fäulnis und des Niedergangs inhaltlich pervertiert, muß ihr emanzipatorischer Gehalt von der Arbeiter-

klasse und allen anderen demokratischen Kräften verteidigt werden.

IV. Humanistischen Künstlern und der internationalen Arbeiterklasse stellen sich daher Aufgaben wahrhaft *universellen Charakters*. Mit Blick ins nächste Jahrtausend müssen wir mit Kunst und Literatur nicht nur helfen, spezifische elementare *Formen menschlicher Widerstandskräfte* gegen globale Gefahren zu entwickeln. Sondern wir müssen für den humanistischen Anspruch der allseitigen Entwicklung des Menschen – individuell wie gesellschaftlich – kreativ und phantasiereich auch *Modelle eines Zugriffs auf Zukunft* entwerfen: die konkrete Utopie einer Menschheit mit aufrechtem Gang. Da Ichsicht und Weltsicht im Kunstwerk auch emotional sich verflechten, in der künstlerischen Aneignung von Wirklichkeit Erkenntnis und Wertung eine widersprüchsvolle dialektische Einheit bilden, besitzen Kultur und Kunst hier nicht zu unterschätzende eigene Wirkungsmöglichkeiten. Kunst kann humanitätsfördernd agieren, Kunst: „erhebt das Denken und Tun der Zeitgenossen ins Beispielhafte, mithin *Verfügbare*“ (Peter Hacks, Maßgaben der Kunst, Berlin 1978, S. 239). Kunst kann zudem „Experimente, vor denen die Menschheit steht, durchspielen“ (Christa Wolf, Fortgesetzter Versuch, Leipzig 1980, S. 41). Das klingt schön – und ist als Utopieentwurf richtig. Nur – ist es gegenwärtig auch realistisch? Christa Wolf kommen da später selbst Zweifel im Angesicht der „Patt-Situation unter dem dichten Himmel der Stillhalteabkommen“. Eintragung ins Arbeitstagebuch vom 30.12.1980 zum status quo der beiden Weltsysteme und deutsch-deutschen Befindlichkeiten: „... daß daher innerhalb der beiden deutschen Staaten Veränderungen am wenigsten denkbar sind; daß die jungen Intellektuellen zu beiden Seiten dieser Grenze sich an Unmöglichem abarbeiten, aber das ist ihr Leben. Und daß die Älteren, Abgeklärten meiner Generation schon lange erkannt haben: Es gibt keinen Spielraum für Veränderung. Es gibt keine revolutionäre Situation. Oder ist es gerade anders?“ (Christa Wolf: *Kassandra. Vier Vorlesungen – Eine Erzählung*, Berlin u. Weimar 1983, S. 122/123).

Offene, weit mehr zu vertiefende Fragen, die einen zentralen Punkt (nicht nur) von Kunstproduktion berühren.

Die moralische Pflicht und das moralische Recht des sozialistischen Humanisten zur *universellen Verteidigung von Menschheit und Kultur* setzt dabei dort ein, wo er lebt und arbeitet – am Heimatort. Jewgeni Jewtuschenko: „Die Pflicht der Schriftsteller unter dem bösartigen Schatten der Atombombe ist es, auf das Stöhnen der Häftlinge chilenischer Gefängnisse zu reagieren, auf das unterdrückte Röcheln in den Ruinen Beiruts, auf die Protestschreie der englischen Frauen, die die Raketenbasis von Greenham Common eingekreist haben, auf die letzten Seufzer der Hungernden in Äthiopien. Aber die Menschheit beginnt für uns in der Heimat. Und nur das Nichtverbergen und Nichtverschweigen worüber auch immer im eigenen heimatlichen Land gibt uns das moralische Recht der Universalität. Dies ist auch sozialistische Bürgerpflicht.“ (*Literaturnaja gazeta*, Nr. 51/ 18.12.1985)

V. Die Scheidelinie zwischen Humanismus und Antihumanismus ist in den 80er Jahren unseres Jahrhunderts für jeden aufrechtdenkenden und ehrlichen

Menschen in der *Krieg-Frieden-Frage* benennbar – ohne daß es dazu unbedingt einer marxistischen Anschauung von Humanismus bedarf: Diese Trennlinie ist für die *politische Logik des Nuklearzeitalters allgemein* auszumachen, wenn z. B. von sowjetischer Seite schon zur Vermeidung eines falschen Akzents aufgerufen wird: „Es gibt keine politischen Ziele, die den Einsatz von Mitteln, die zum Kernwaffenkrieg führen könnten, rechtfertigen würden.“ (Schachnasarow, Die politische Logik des Nuklearzeitalters, Sowjetwissenschaft 5/1984, S. 460) – während auf der anderen Seite ein Richard Pipes, damals Berater des US-Präsidenten, sagt: „Die sowjetischen Führer müssen wählen zwischen der friedlichen Umwandlung des kommunistischen Systems in Richtung auf das westliche Modell oder in den Krieg ziehen.“

Die Friedensfrage ist nicht nur das zentrale Feld für die Werteperspektive der beiden Weltsysteme, sondern gleichzeitig *Kristallisierungspunkt im Kampf um die kulturelle Hegemonie humanistischer Kräfte*.

Am Scheideweg zwischen der Vernichtung von allem, „was die Menschheit im Laufe von Jahrtausenden ihrer Kulturentwicklung, die in unserer Galaxis einmalig ist, erreicht hat“ und dem anderen Weg der Menschheitskultur ins dritte Jahrtausend, der ein Triumph humanistischer Ideale und der Vernunft sowie des wissenschaftlich-technischen wie geistig-kulturellen Fortschritts der Weltzivilisation sein könnte, forderte Tschingis Aitmatow deshalb: „die Geburt eines neuen Menschengeistes, einer neuen historischen Ethik und Moral, eines *neuen planetaren Humanismus*, dessen Grundsatz nicht nur ‚du darfst nicht töten!‘ lautet, sondern auch ‚du darfst in Kategorien des Tötens nicht einmal denken!‘.“ (Tschingis Aitmatow, Vernunft in nuklearer Bedrängnis, Brief an die Westberliner „Initiative Künstler für den Frieden“ zum 8. Mai 1985)

VI. Die Scheidelinie zwischen Humanismus und Antihumanismus ist auch in der *Sprache* benennbar: Krieg und Frieden in der Sprache, die ja Werkzeug des Schriftstellers ist, fordert zunächst einmal unsere spezifische Sensibilität im Umgang mit dem Wort heraus und die Verantwortung von uns Wortproduzenten. Streitbarer Humanismus heißt dabei zunächst einmal – und das als allererster Schritt gedacht – Eingreifen gegenüber kriegsfördernden Sprachfiguren und Denkfiguren. Unser *Wort als Waffe gegen die Waffen* einzusetzen, beginnt mit Ideologiekritik. Sprache ist das praktische wirkliche Bewußtsein, sie ist die Wirklichkeit des Gedankens: Wer also den weltanschaulichen Gegner als „Reich des Bösen“ bezeichnet, der führt schon Krieg in seinem Kopf. Wer wie US-Präsidentenberater Colin S. Gray „dem sowjetischen Huhn den Kopf abschneiden“ will, zeigt zutiefst antihumanistische Denkweise und spricht in der Tat die „Sprache der Schlächter“ (Stephan Hermlin, Protokoll des 2. Schriftstellertreffens, Westberliner Akademie der Künste, 1983, S. 30). „Versaftung der Sprache“ habe ich im Vortrag die Tatsache genannt, daß konservative Politiker oft Begriffe der demokratischen Bewegung stehlen und in semantische Unverbindlichkeit ummünzen (z. B. „Solidarität“, „Fortschritt“ etc.), Sprache bis zur Unkenntlichkeit verkommen lassen (z. B. „Entsorgung“ oder die Pentagonschöpfung „zusätzliche Schäden“ für die zivilen

Opfer eines Atomkrieges) oder Begriffe in deren faktisches Gegenteil hineinmanipulieren (aktueller Beispiel hierfür wäre die „Strategische Verteidigungsinitiative“).

Neben den vielfältigen Feindbildern aus der abgestimmten Sprachtypologie von Plenarsälen und Planungstäben nehmen in den letzten Jahren auch Begriffs- und Sprachfiguren zu, die unoffiziös und freiwillig friedensfördernden Maßnahmen ein Bein stellen. Hier nur ein Beispiel, gegeben vom damaligen 1. Vorsitzenden des Westberliner Schriftstellerverbandes (VS), Hans Christoph Buch: „Europa – die geschändete Liebe“ heißt ein Artikel Buchs, der sich fleißig mit Lexikonweisheiten über griechische Mythologie auspolstert und scheinbare Heimatliebe in wirklichem Nationalismus enden läßt. Feindbildangebot nach Ost und West aus der Sprachwerkstatt des Schriftstellers Buch: „Zeus hat sich in einen russischen Bären verwandelt, der Europas Neffen Prometheus in den Kaukasus verschleppt und dort an einen Felsen geschmiedet hat, um ihn in Ruhe zu verspeisen. Vielleicht ist er auch der amerikanische Adler, der jeden Morgen auf stählernen Schwingen den Ozean überquert, um von Prometheus' Leber zu fressen...“ (Hans-Christoph Buch in: Süddeutsche Zeitung, 16./17.6.1984/SZ am Wochenende, S. II). Eine Sprachsemantik, die sich als purer Antisowjetismus und Antiamerikanismus (in der Gleichsetzung von Regierung und Volk) entpuppt und sich mit einem willkürlich verengten Europa-Bild nach Art der „Supermachts“doktrin gegen den Abbau von Feindbildern stellt. Wandte sich nicht schon Buchs Berliner Kollege Bertolt Brecht am 26.9.1951 gegen Schriften, „welche den Völkerhaß fördern“ (Offener Brief an die deutschen Künstler und Schriftsteller, in: Brecht. Werke, Bd. 19, S. 496)? Mir persönlich haben sich mit Blick auf einige falsche Freunde unserer Friedensbewegung nachhaltig die Worte von Gerd Fuchs eingeprägt: „Wer die sozialistischen Länder nur als Konzentrationslager denken kann, und ihre Bewohner entweder als Sklaven oder Sklavenhalter, der führt Krieg schon in seinem Kopf.“ (Die Versfung Mitteleuropas, in: Literatur-Konkret 1981/82, S. 36)

Tätiger Humanismus muß sich aber vor allem jenen Meistern der psychologischen Kriegsführung entgegenstemmen, die darauf spekulieren, daß die von ihnen gezündeten „Wortraketen“ – wie die FAZ vom 11.11.1982 schrieb – „in den Gehirnen explodieren, mit größerer Streuung, Dauerhaftigkeit und Erfolgswirkung.“ Eine kriegerische „Wortrakete“ antihumanistischer Kräfte ist z. B. die „Strategische Verteidigungsinitiative“ durchaus, weil sie an alte Menschheitsträume von der Unverwundbarkeit wirksam anknüpft. Dieses Sprachbeispiel steht aber gleichzeitig auch für „Versaftung der Sprache“, wenn F. J. Strauß eine Begriffsänderung vorschlägt: „Es heißt nicht ‚Militarisierung des Weltraums‘, sondern ‚Weltraum für den Frieden‘“ (Frankfurter Rundschau, 11.2.1985). Gelobt sei der Zweifel, der solches „Wort wie einen schlechten Pfennig prüft“. Auch dieser Ratschlag kommt von einem Bayern. Der Zweifel erhebt sich an Worten auch, wenn Ronald Reagan seine Genfer Mission optimistisch „eine Mission für den Frieden“ nannte, ebenso optimistisch aber an der „Politik der Stärke“ und am Sternenkriegs-Programm festhält – die Mittel für SDI sogar noch steigern will: „Wenn die Oberen vom

Frieden reden/Weiß das gemeine Volk/Daß es Krieg gibt.“ (Deutsche Kriegsfibel)

Humanismus 1986 unter denen, die ihr Wort als Waffe gegen Waffen einsetzen wollen, sollte daher als Hauptaufgabe auch die Mahnung des Schriftstellers W. I. Lenin beherzigen: „Das Hauptmittel, die Massen in den Krieg hineinzuziehen, sind vielleicht gerade die Sophismen, mit denen die bürgerliche Presse operiert“ (Werke, Bd. 13, S. 434f.). Die Sprache des Dritten Reiches: Lingua Tertiī Imperii analysierte Victor Klemperer in seinem Buch „LTI“ 1947. Nach der LTI ist es heute die Sprache des SDI, der sich Humanisten mit gebotener Militanz entgegenstemmen müssen. Zumal die Sprache des SDI nach dem Grundsatz der Militärpsychologie arbeitet: *Das Angriffsziel der psychologischen Kriegsführung ist das Gehirn* (so die Anweisung des Fachmanns, Peter Watson: Psycho-Krieg, Düsseldorf u. Wien 1982, S. 389).

Eine engere Kooperation zwischen Literatur und Literaturwissenschaft, zwischen Sprachforschern und Literaten könnte hierbei sehr hilfreich sein. Zumal uns ganz nebenbei auch die tagtägliche „Sprache als Klassenkampf“ geblieben ist – wenn z. B. Tagesschauen im Sinne der Ölmultis „Preisverfall“ und „Preisverlust“ beklagen, aber gleichzeitig Streiks „drohen“ lassen.

VII. Mit der Lehre, daß „der Mensch das höchste Wesen für den Menschen sei, also mit dem kategorischen Imperativ, alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist“, faßte Karl Marx ad hominem den bisherigen Humanismusbegriff radikal, d. h. an der Wurzel (MEW, Bd. 1, S. 385 = Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie). Damit wurde in der Geschichte des Humanismus gleichsam eine kopernikanische Wende eingeleitet. Da Marx zudem noch den Springpunkt des Entwicklungsgesetzes in der Gesellschaft und in der menschlichen Geschichte entdeckte, ist seit Marx zweierlei möglich:

1. die verhimmelten idealistischen Formen humanistischer Vorstellungen auf ihren irdischen materiellen Kern zurückzuführen und
2. von der Utopie zur Wissenschaft auch bei der Angabe der Schritte zu gelangen, die es der Menschheit möglich machen, ins Reich des Humanum einzutreten, in die wirkliche Geschichte.

Die auf eine materialistische Weltanschauung gegründete Marxsche Humanismuskonzeption und seine Vision von der klassenlosen menschlichen Gesellschaft, die mit der Beendigung der Ausbeutung von Menschen durch Menschen individuellen wie gesellschaftlichen Humanismus ermöglicht, bleibt auch 1986 gültig und bestimmt Moral wie Ideale sozialistischer Humanisten. Im Atomzeitalter stellt sich für die praktische Umsetzung der marxistischen Humanismuskonzeption allerdings ein denn auch seit Jahren diskutiertes Problem. Hervorgerufen durch die militärischen Erpressungs- und globalen Atomkriegskonzeptionen des US-Imperialismus muß das Verhältnis zwischen Geschichtsfortschritt und einem Ende von Menschheitsgeschichte überhaupt neu bestimmt werden, das nach einem atomaren Inferno Realität würde. Wo die historische Mission der Arbeiterklasse heute vor allem in der

Erhaltung der Gattung Mensch kulminiert, rückt für uns in den Mittelpunkt: das „Befragen aller Illusionen, auch der besten, schnellsten Hoffnung, die einstmal schon das letzte, erlösende Gefecht an die Stelle des heute unabsehbaren Kämpfens und Leidens der Völker stellte“ (Robert Weimann, Realität und Realismus. Über Kunst und Theorie in dieser Zeit, Sinn und Form 5/1984, S. 931/932).

Wo 1986 eher der sterbende Kapitalismus „zum letzten Gefecht“ rüstet, stellen sich der Strategie des streitbaren Humanismus neue Fragen. Wenn z. B. Henning Müller zur Kontinuität der schwarzen Negativutopie eines George Orwell anmerkt: „Ein durchaus gewünschter ideologischer Effekt der Atomkriegsdrohung aus dem Pentagon: Der historische Optimismus, der im Zukunftsentwurf Sozialismus/Kommunismus begründet ist, wird von vielen nicht mehr als historischer Materialismus erkannt, sondern als idealistisches Reich Utopia abgehakt.“ („1984“ – Ausstieg aus der Geschichte? Kürbiskern 2/84, S. 137) – Wie steht es dann mit der Propagierung unserer attraktiven humanistischen Ideale, der sogenannten Sozialismuspropaganda? Ist ein Nah- oder ein Fernziel die Aussage Konrad Wolfs auf dem X. Parteitag der SED: „Die Zukunft benötigt Kunst, die ... den Horizont Kommunismus weit macht“? (Konrad Wolf im Dialog, Künste und Politik, 1985, S. 441) Wie gehen sozialistische Humanisten mit der polemischen Überspitzung des Dramatikers Heiner Müller vom „status quo global“ um, der die „Gefahr des Endes der Geschichte“ einschließe: „Bloße Verhinderung des Krieges wird Verhinderung von Geschichte, Verhinderung von Fortschritt ... Status quo als Festschreibung von Hunger, Unterentwicklung, Umwelproblemen, der Entwicklungshilfe gegen die Bevölkerung auf drei Kontinenten.“ (Sinn und Form 6/1985, S. 1200/1201). Im Wort „bloß“ liegt m. E. die Vereinseitigung des Problems – andererseits ist Frieden natürlich mehr als nacktes Überleben. In diesem Sinne müssen 1986 konkrete Antworten gegeben werden, denn – so der Präsident der Akademie der Künste der DDR und Intendant des Berliner Ensembles, Manfred Wekwerth, Ende 1985: „Friedenserhaltung, wenn man sie nur betreibt als Überleben, ohne Antwort zu geben: wozu? – ist eine Art von Stabilität, die uns nicht ansteht. Ebenso wäre es bei einer Veränderung um jeden Preis.“ (Ebenda, S. 1134.) Durch Weglassung des zweiten Satzes im Wekwerth-Zitat sowie sinnentstellende Vereinseitung des ersten durch Streichung der Wertefrage des „wozu“ von Frieden demonstriert die FAZ einmal mehr, was schon Lenin als gefährliche Mixtur von Halbwahrheiten und friedensgefährdenden „Sophismen“ aufdeckte (Vgl. FAZ, 17.12.1985: „Frieden als Gefahr“). Hier gilt ohne jede Frage für streitbare Humanisten der Ratschlag von Anna Seghers von 1938, „Kräfte ganz anderer Ordnung“ zu mobilisieren: „Wir sind nicht anders durch das Vorsetzen der Silbe ‚anti‘, sondern indem wir von Grund auf anders sind.“ Ebenso gilt 1986 der Titel der Seghers-Rede auf der außerordentlichen Konferenz der Schriftsteller zur Verteidigung der Kultur: „Und jetzt muß man arbeiten!“ (Anna Seghers, Paris 25.7.1938, in: Werke, Bd. XIII, Berlin u. Weimar 1980, S. 66, 67)

Diese Arbeit für die Verteidigung der Kultur und Menschlichkeit muß auch 1986 ausgehen von Brechts Feststellung „Und weil der Mensch ein Mensch

ist/ Hat er Stiefel im Gesicht nicht gern“ (Einheitfrontlied). Gegen die Stiefel im Gesicht ihres Volkes ist die chilenische Autorin Isabel Allende im Januar 1986 auf dem 48. Internationalen PEN-Kongress in New York aufgetreten und hat eindrucksvoll nachgewiesen, daß allein schon die Kritik an der Menschenfeindlichkeit heutiger faschistischer Regime helfen kan, die Kultur zu verteidigen und gleichzeitig die positiven menschlichen Werte eines unterdrückten Volkes am Leben zu erhalten.

VIII. Markierungspunkte für den steinigen Weg zur Erkenntnis hat da der weltweit beachtete Aufsatz von Robert Weimann „Realität und Realismus“ gegeben (Sinn und Form 5/1984, S. 924 - 951). Weimann plädiert:

1. für eine *neue „Verhältnisbestimmung zwischen Klassenidentität und Menschheitsschicksal“!* Von ihr kann auch Kunst nicht absehen angesichts der Tatsache, „daß die Arbeiterklasse die Sicherung menschlichen Überlebens eingeht, lange bevor sie diesen Anspruch machtpolitisch als globale Gesellschaftsformation gewährleisten kann“.
2. wird eine *Internationalisierung des Humanismus- und Realismusbegriffs* und eine daraus folgende Praxis verlangt. Der aufklärerisch-liberale Inhalt des traditionellen Vernunftsbegriffes müsse zwar gegen Irrationalismus und gegen die Zerstörung der Vernunft verteidigt werden – aber „auch das europäische Erbe des klassischen bürgerlichen Realismus und Humanismus auf seine Weltgeschichtliche Stellung neu befragt werden“. Weimann verweist dabei u. a. auf die internationalistische Potenz von Werken der antiimperialistischen Bewegung in Afrika und Lateinamerikas sowie den wichtigen Umstand, daß heutzutage der antihumanistische „Antipode nicht bereits durch ein Bekenntnis zur klassischen Humanität zu isolieren ist“. Ein weiterer wichtiger Hinweis Weimanns ist die von ihm aufgeworfene Frage, ob hinter der „als absolut postulierten Gültigkeit“ von herrschenden Humanismus- und Realismusnormen eventuell „nichts anderes steckt als das Postulat eurozentristischen Selbstbewußtseins“. Diese Befürchtung ist meines Erachtens auch im Verhältnis zur Aussage R. I. Kossolapows zu bestimmen, daß „gerade die europäische Zivilisation mit ihren zahlreichen Kulturschichten das Hauptpotential des modernen Humanismus“ trägt (R. I. Kossolapow, Für ein neues politisches Denken, Rede in Tutzing/Bayern auf dem 3. Internationalen Kolloquium, DVZ/die tat, 15. 3. 1985, S. 8). Dem Letzteren ist zuzustimmen, Weimanns Bemerkung erst noch zu präzisieren.

IX. Streitbarer Humanismus ist auch auf einem weiteren Feld unerbittlicher internationaler Auseinandersetzungen nötig: als Gegenwehr gegen die vom Imperialismus über traditionelle wie neue *Medien der elektronischen Massenkommunikation* transportierten Inhalte und Werte, die zur Manipulierung, Segmentierung und Anatomisierung von Bewußtsein führen. „Die Verkabelung der Gehirne ist im Gang. Sie betreibt die Manipulation eines Großteils der Bevölkerung. Manipulation auf dem niedrigsten Nenner der Unterhaltungsmedien. (...) Freiheit schrumpft in TV-Kanälen zur Konsumfreiheit, Information zur Show.“ Mit diesen Sätzen nahm Dieter Lattmann kürzlich Stellung

lung zur längst überfälligen Gründung der IG Medien (DVZ/die tat, 6. 12. 1985). Die notwendige Einsamkeit, der ein Schriftsteller im Schaffensprozeß unterliegt (Franz Xaver Kroetz: „Der Beruf des Schriftstellers ist gefährlich“), wird durch die IG Medien zwar nicht aufgehoben – wohl aber seine rechtlichen und ökonomischen Interessen gegen die kapitalistischen Medien-giganten vertreten: die sozialen Interessen der Urheber von Kunst und Kultur. Gewerkschaft im Medienzeitalter, das erfordert: Diese „Gegenmacht muß so international werden, wie es die Herausforderer schon sind“. So Martin Walser über die Notwendigkeit, sich gegen transnationale Mediennutzgewerkschaftlich zu organisieren (Martin Walser: Über Macht und Gegenmacht. Rede bei der Gründungsversammlung der IG Medien, Düsseldorf, 3. 12. 1985, in: die feder, Nr. 1/Januar 1986, S. 36)

Walser gebrauchte hier das treffende David-und-Goliath-Bild: „Deshalb sollten wir jetzt Schuhe machen, in die David wirklich schlüpfen kann, wenn Goliath ihm auf die Füße treten will.“ (ebenda) Hat Goliath das nicht längst schon getan? Volker Lilienthals Buchmarkt-Erkundung „Wird die Literatur wegrationalisiert?“ (die feder 11/85, S. 10ff.) fordert geradezu zur Anwendung einer altbekannten Forderung neu heraus: Kameraden, sprechen wir von den Eigentumsverhältnissen! Widmen wir uns also den grundlegenden Verhältnissen der Literaturproduktion bzw. der Literaturbehinderung.

Auch inhaltlich werden Humanisten durch die elektronischen Massenkomunikationsmittel – insbesondere durch die neuen Informations- und Kommunikationstechniken – international herausgefordert. Wie wird „der menschliche Fortschritt nicht mehr jenem scheußlichen heidnischen Götzen gleichen, der den Nektar nur aus den Schädeln Erschlagener trinken wollte“ (Karl Marx 1853, in: MEW, Bd. 9, S. 226)? Auch Brechts Frage im „Galilei“ nach unserer Verantwortlichkeit für Fortschritt oder Fortschreiten von der Menschheit bleibt. Robert Weimann stellt sich dieser Frage nach den Inhalten des technologischen Fortschritts und seiner Dimension in der Systemauseinandersetzung zwischen Sozialismus und Kapitalismus: „Wird dieser technologische Fortschritt unter den gegenwärtigen Voraussetzungen wirklich ein Fortschreiten auf dem Wege zur Humanität bewirken? Oder wird er um so tiefer in die feine Lebenslüge à la Dallas führen (von gegenwärtiger Brutalität und zukünftiger Pornographie ganz zu schweigen)?“? Da beispielsweise die Unterhaltungsindustrie „nicht nur Gesellschaft spiegeln, sondern gesellschaftliche Realitäten schaffen kann“, sieht Weimann auch Gefahren durch die Vorherrschaft der USA auf diesem Sektor heraufziehen. Dies wird belegt durch erschreckend hohe Prozentzahlen über den Import westlicher Unterhaltungskonserven auch in sozialistische Staaten. Erschreckend vor allem deswegen, weil über diese Westimporte von Unterhaltung ja auch Haltungen, Erwartungen, Moden, nicht zuletzt Ideale westlich-kapitalistischer Prägung mit transportiert werden – wobei m. E. insbesondere unter der Jugend in sozialistischen Ländern die praktische Unkenntnis der kapitalistischen Außenwelt die Gefahr hervorruft, daß derartige Bilder einer idealen Lebensbewältigung jenseits der Systemgrenze für real gehalten werden, nicht als industriell gefertigte Produkte aus imperialistischen Traumfabriken erkannt werden.

Dieser multimedialen Einmischungsstrategie des Imperialismus gegenüber muß *erstens* der Wahrheit unerschrocken und aufrichtig ins Auge geschaut werden gemäß der Praxis des Humanisten Lenin „... wir beschönigen unsere Lage nicht. Wir kennen alle Schwierigkeiten. Wir sehen *alle* Krankheiten. Wir kurieren sie systematisch, beharrlich, ohne in Panik zu verfallen.“ (Lenin, Werke, Bd. 32, S. 531). Gegenüber der betrügerischen Glitzerkraft kapitalistischer Lebenslügen à la Denver, Dallas und „Schwarzwaldklinik“, die als Ersatzdroge auch von wirklichem selbstbestimmtem Leben entwöhnen, gilt es *zweitens* auch die Verführungs kraft der Wahrhaftigkeit einer Sprache entgegenzusetzen, die einen Adler einen Adler und einen Geier einen Geier nennt: „An so manche Merkmale unseres Lebens denkend, nannte ich das Gute gut, das Schöne schön und das Schlechte schlecht. Anders kann ich nicht.“ (Rassul Gamsatow, Literaturnaja Gaseta, 25. 12. 1985) Der Leninsatz, „unsere Kraft liegt im Aussprechen der Wahrheit“ bewahrt uns – angewendet – vor der Beugung der Wahrheit und der Unterdrückung von Kritik. Jede Literatur der Schönung der Wirklichkeit und Glättung der Widersprüche geht der Wahrhaftigkeit echter Kunst verlustig, wird – so Daniil Granin – „eine Literatur der Augenwischerei, der Paradebeispiele, eine Literatur des Registrierens und der Liebedienerei“ (Literaturnaja gaseta, 12. 2. 1986).

Den vielfältigen und abgestuften Korrumierungsversuchen des Imperialismus und seinem *weltenteignenden* Ausbeutungs- und Betrugsprinzip muß *drittens* entgegengestellt werden: „der *weltaneignende* Realismus als umfassendste, konsequenteste, bewährteste Alternative“. Robert Weimann, von dem Letzteres stammt, hat hier das Zukunftsprogramm für gegenwärtigen Humanismus und Realismus gleich mitbenannt:

„Realismus gegen weltanschauliche Konvergenz, gegen die Verkleisterung der Gefahren und der Widersprüche; Realismus gegen nationalen Ausverkauf und kulturellen Identitätsverlust; Realismus gegen Würdelosigkeit im Menschlichen, gegen die Trennung des Geschlechtsteils von Herz und Kopf und Niere; Realismus gegen die Manipulation des Bewußtseins und die Ausbeutung der Instinkte, gegen die Ausleerung der Freizeit; Realismus gegen das Vergessen der Vergangenheit.“

Die Verarmung und Verrohung der Kultur, die Entmenschung menschlicher Werte hat in der Tat im Kapitalismus ungeheurelle Ausmaße angenommen. Wo Video-Massenware und Filmspektakel wie u. a. „Die rote Flut“, „Invasion USA“ oder „Rambo“ über primitiv-antikommunistische Totschlagmentalität hinaus auch die millionenfache Verwüstung der menschlichen Seelenlandschaft hervorrufen, wo durch zielgerichtetes Hochzüchten des Individualismus der Begriff Freisein pervertiert wird zum Faustrecht des Stärkeren im Existenzkampf, wo unser System der organisierten Unmoral menschliche Liebesfähigkeit untergräbt, Liebesbedürfnisse gleichzeitig vermarktet und pornographiert, scheint mir folgende Kennzeichnung unserer herrschenden westlichen Kultur als Krankheitsdiagnose überlegenswert: „Man darf sich nicht über die langfristigen psychologischen und moralischen Folgen der gegenwärtigen Praktiken des Imperialismus im Bereich der Kultur hinwegsetzen. Die Verarmung der Kultur unter dem Druck der hemmungslosen Kom-

merzialisierung und des Kults von Gewalt, die Propagierung des Rassismus, der niedrigsten Triebe, Sitten und Bräuche der Verbrecherwelt und der ‚Unterwelt‘ müssen und werden von der Menschheit zurückgewiesen werden.“ (M. S. Gorbatjow, 25. 2. 1986)

Ein in der Tat umfassendes Gegenprogramm zum Schutze der Kultur, welches uns die beiden letztgenannten Autoren als notwendig vorschlagen – zumal seine Dimension humanistischer und realistischer Weltaneignung den ganzen Globus meint. Um dieses Programm zu verwirklichen braucht es l’audace, encore de l’audace, toujours de l’audace – Mut, nochmals Mut, immer zu Mut. Denn der Anspruch des Humanismus bleibt: Diese Welt muß unser sein!



Eine persönliche Nachbemerkung:

Berlin, 22. Januar 1947 – Westberlin, 30. Januar 1986

Westberlin, 30. Januar 1986: Von Arbeiten für die VVN/Bund der Antifaschisten zu einem Treffen mit Verwandten eilend. Geburts- und Jahrestage kommen ins Spiel. „Und welcher Jahrestag ist heute?“ Achselzucken, Schweigen. Mein Erinnern an Berlin, 30. Januar 1933, „Machtübergabe an Hitler“ wird fordernd abgeschnitten: „Das wollen wir doch lieber vergessen!“ Peter Weiss geht mir durch den Kopf. „Man gewöhnt sich an alles/ Die Jungen: wir wollen nichts davon wissen,/ wir müssen an das Morgen denken –/ Die Alten: wir wollen nichts davon wissen,/ wir müssen das Gestern vergessen –“. Nichts gesehen- nichts gewußt- nur dabeigestanden bei den Älteren; und bei den Jungen die erlösende Wirkung des Kohl-Worts von der „Gnade der späten Geburt“. Betroffenheit und Sprachlosigkeit, die erst weichen, als mich Tage später ein Manuskript aus der Werkstatt des Kollegen Friedrich Hitzer erreicht. Lese Jewtuschenkos: „Das Volk, das sich kühn erlaubt, seine eigenen Fehler und Tragödien zu analysieren, schlägt die ideologischen Waffen aus den Händen seiner Feinde, denn es ist geistig unbesiegbar.“ Wieviel Mut zur Wahrheit! Und bei uns? Meine Antwort gegen das hierzulande staatlich geförderte Klima des Verschweigens und der Vergleichlichkeit wird die nächsten Monate in einer Ausstellung der Westberliner VVN/Bund der Antifaschisten hängen. Nur ein Briefauszug:

Berlin, 22. Januar 1947.

Friedrich Wolf:

An die Redaktion „DIE NEUE ZEITUNG“, München

„... Denn das Furchtbare ist, daß bereits heute unser Volk und viele seiner Bannerträger sich aus der berghohen Schuld auf diese oder jene Weise wieder hinausschwindeln wollen. (...) Immer wieder die typisch deutsche Haltung ‚Der andere ist schuld; hätten die anderen nicht...‘ 1943 bis 1944 habe ich zwischen Stalingrad und dem Donez 600 klm ‚verbrannte Erde‘ und unsere Landsleute von der anderen Seite kennengelernt; und immer wieder sagten die deutschen Kriegsgefangenen, als wir sie angesichts der lebend verbrann-

ten Frauen und Kinder und russischen Verwundeten zur Rede stellten: ‚Wir selbst haben es nicht getan; wir sind nur dabeigestanden!‘ Hiermit aber kommen wir erst an das Zentrum unserer Schuld, mit diesem: ‚Wir sind nur dabeigestanden!‘“

Trotz alledem – das Lieblingswort des Humanisten Friedrich Wolf blieb Goratis: „Der Mensch – wie stolz das klingt!“



STATT EINES NACHWORTS

Friedrich Hitzer: Vorschlag fürs Arbeitsprogramm (nach Gedanken von Rassul Gamsatow, geäußert in der LITERATURNAJA GASETA vom 25. Dezember 1985.)

Einen unserer Gäste hat es sehr in die Berge gezogen und er wollte Adler sehen. Aber es war wenig Zeit und so organisierte man dem Gast einen kleinen Ausflug ins Vorgebirge. An den Stellen gibt auch steile Abhänge, und die machten Eindruck auf den Gast. Er sah auch in der Ferne hoch oben schwabende große Vögel: „Das sind Adler!“ rief er erfreut aus und kehrte zufrieden in die Stadt zurück.

Ich aber wußte, daß an den Stellen keine Adler leben, dort haben sich Geier eingenistet. Ihr Flug war es, den der Gast beobachtet hatte. Mir tat leid, ihm die Stimmung zu verderben, sagte ich ihm doch, er habe sich geirrt. Anders konnte ich nicht vorgehen: Nur einen Adler darf man Adler nennen. Vielleicht ist der Flug des Geiers auch schön, aber das ist dann nur der schöne Flug des Geiers.

An so manche Merkmale unseres Lebens denkend, nannte ich das Gute gut, das Schöne schön und das Schlechte schlecht. Anders kann ich nicht. In einer Woche beginnt das neue Jahr. In fünfzehn Jahren kommt ein neues Jahrtausend. Jeder Tag ist für uns ein Geschenk des Lebens. Jedes Jahr sollten wir inhaltsvoll gestalten, damit unsere Jahre in der Erinnerung und im Leben einen Wert behalten, der keinen Rost ansetzt. Im neuen Jahr wünsche ich einem jeden das selige Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst, denn wer mit dem Heutigen zufrieden ist, beruhigt sich auch damit, daß er den morgigen Tag nicht besser machen kann.

Vasalam! Vakalam!

Friede deinem Haus! Genug der Worte!

Zum 80. Geburtstag von Wolfgang Koeppen

Er sagt, ich solle den Umgang mit ihm meiden, denn er sei verrückt. Trotz dieses Rates freue ich mich immer wieder darauf, Wolfgang Koeppen zu sehen. Unsere erste Begegnung, die mehr als zehn Jahre zurückliegt, verdanke ich einem Zufall. Spät gekommen zu einer Veranstaltung in der Münchner Residenz, saß ich in der letzten Reihe und strengte mich an, dem Vortrag zu folgen. Auf den freien Platz neben mir setzte sich ein Herr. Nach einiger Zeit lehnte er sich mit verschränkten Armen tiefer in seinen Stuhl zurück. Ich versuchte indessen immer mal wieder, zu der Gedankenkonstruktion des Vortrags Zugang zu finden. Doch immer wieder fiel ich zurück in die Betrachtung der Halsschwünge und Haartrachten anderer Zuhörer. Die Scheitel und Wirbel aktivierten meine Phantasie über ihre Träger. Plötzlich neigte sich der Herr neben mir leicht herüber: „Langweilen Sie sich auch?“ Ich nickte überrascht, und wir machten uns leise davon.

Bei fränkischem Rotwein (den liebt er) hatten wir es gut. Ich wußte jetzt, daß ich mit Wolfgang Koeppen beisammensaß. Ich war voller Freude. Und voller Anspannung. Schließlich saß ich einem unserer größten Romanciers gegenüber. Einem meisterhaften Prosaisten, der schon zu seinen Lebzeiten ein Monument ist. Ich hatte als etwa Zwanzigjährige seine Romane „Tauben im Gras“, „Tod in Rom“ und „Das Treibhaus“ gelesen. Das war für mich (Jahrgang 1939), die ich noch als Kindergartenkind das „Heil-Hitler-Grüßen“ gelernt hatte, die aufregendste Nachkriegsliteratur überhaupt. Denn ich hatte das, was Koeppen gleich zu Beginn in „Tauben im Gras“ schreibt, alles noch erlebt. Erlebt in der tiefen Furcht des Kindes, das Empfindungen nicht aussprechen kann und daher um so tiefer in ihnen versteinert:

„Flieger waren über der Stadt, unheilkündende Vögel. Der Lärm der Motoren war Donner, war Hagel, war Sturm. Sturm, Hagel und Donner, täglich und nächtlich, Anflug und Abflug, Übungen des Todes, ein hohles Getöse, ein Beben, ein Erinnern in den Ruinen. Noch waren die Bombenschächte der Flugzeuge leer. Die Auguren lächelten. Niemand blickte zum Himmel auf.“

Und jetzt saß ich hier und überlegte kramphaft, was ich sagen konnte, damit Koeppen nicht die Langeweile des Vortrags, der er entkommen war, in die Langeweile meiner Gegenwart eintauschte. Plötzlich erschien mir der Versuch, mich einem Menschen wie Koeppen zu nähern, anmaßend. Koeppen saß mir gegenüber, blickte mich zuweilen freundlich an, schien aber meist in andere Gedankenbereiche abzutauchen. Später lernte ich, daß dieser Eindruck täuscht. Daß Koeppen von intensiver Präsenz ist. Damals jedoch hatte ich das Gefühl, vor einer Mauer zu stehen. Einer Mauer, zwar freundlich mit Rosen und Efeu umrankt, die mich aber doch abprallen ließ. Das schien mir auch begreiflich. Wodurch konnte ich Koeppen faszinieren? Zwar schrieb ich seit Jahren. Schreiben war (und ist) mir Bedürfnis, Ausweg, Versteck. Vie-

le Manuskripte gilben daheim vor sich hin. Damals hatte ich lediglich einige Erzählungen veröffentlicht. Mein erster größerer Erfolg: Der Regisseur Rainer Werner Faßbinder hatte eine Erzählung von mir verfilmt. Doch trotzdem ging ich davon aus, daß meine künstlerische Leidenschaft Wolfgang Koeppen kalt lassen mußte.

Heute kenne ich ihn besser. Und noch mehr seiner Bücher sind mir vertraut. Am nächsten ist mir „Unglückliche Liebe“, Koeppens erster Roman, den er 1934 schrieb. Das Buch erschien, so erzählte mir Koeppen, in Berlin bei Cassirer, einem höchst anspruchsvollen Verlag. Max Tau, Bruno Cassirers berühmter Lektor, wurde Wolfgang Koeppens Freund. Zu Weihnachten 1934 erschien in der Berliner *Börsenzeitung* eine Besprechung von Koeppens Erstling. Der Rezensent wünschte dem Autor einen längeren Aufenthalt in einem Arbeitslager.

Als das Buch dagegen 1960 bei Goverts (Stuttgart) neu erschien, sprach K. H. Ruppel von der *Kölnischen Rundschau* aus, was auch ich beim Lesen empfand, aber so prägnant nicht ausdrücken kann:

„Koeppens Buch ist mit einer unheimlichen Dichte der Sprache geschrieben. So erstaunlich, so ausschweifend die Assoziationsfähigkeit seiner Phantasie ist, so barock ihm die Metaphern emporschießen: welcher Zucht ist diese Sprache unterworfen, wie ist das Wortgefüge dieses Romans gearbeitet! Schon um dieser genauen, überall hindringenden und dabei doch federnden Sprache willen wäre Koeppens Roman ein Ereignis. Er ist es um so mehr, als sie das Zeichen einer hohen geistigen Originalität ist, einer dichterischen Ursprünglichkeit, die mit nicht zu übersehender Bedeutung auf die unversiegliche Kraft der jungen deutschen Erzählkunst hinweist.“

Wolfgang Koeppen wußte, daß ich Journalistin war. Gelegentlich besorgte er sich ein Magazin, für das ich schrieb. Eines Morgens rief er mich in der Redaktion an und sagte: „Ich gratuliere Ihnen, Sie können ja schreiben!“ Ihm hatte ein Artikel gefallen, den ich über die österreichische Schriftstellerin Brigitte Schwaiger geschrieben hatte. Daß ich auch Gedichte und Prosa schrieb, hatte ich ihm nie gesagt. Als dann 1981 mein erstes Buch erschien, schrieb er mir einen Brief. Der beginnt so: „Da ist er nun, Ihr Roman ‚Langsame Tage‘, und gefällt mir vom schönen und zutreffenden Titel bis zum Schluß, dem offenen Ende...“

Nicht nur deshalb ist im Laufe der Jahre meine Verkrampfung, meine Anspannung und Unsicherheit im Gespräch mit Wolfgang Koeppen einer Art ruhigem Vertrauen gewichen. Ich weiß, daß (fast) alles, was ich tue oder was mir wichtig scheint, auch ihn interessiert. Er (obwohl er seinen Ruhm nicht ausstrahlt) ist für mich immer noch der bewunderte Romancier, der soviel Formulierungsglück hat wie kaum ein anderer. Dessen biegsame, sinnliche Sprache ich genieße. Nichts, was er erzählt, ist beliebig. Immer ist er Anwalt der Schwachen. So auch der Tiere, denn es empört ihn, daß der Mensch den Tieren soviel Unrecht zufügt. Koeppen lebt mit seinem Hund Pula und dem Wellensittich Fünferl zusammen. Zuweilen fragt er sich (und mich) besorgt, warum wohl Fünferl heute wieder so verrückte Sturzflüge von der Zimmerdecke vollführt. Marion Koeppen hat Fünferl aus der Tierhandlung mitgebracht, weil er krank war und getötet werden sollte. Koeppens brachten den

Vogel in die Tierklinik und pflegten ihn gesund. Ebenso geliebt wird Pula, der schwarzfellige Hund, den das Ehepaar aus Sardinien mitbrachte. Im Moment hat Pula Liebeskummer. Er ist in eine hübsche Hündin verliebt, die er beim Gassigehen kennengelernt hat. Leider erlaubt der Besitzer keine Annäherunge, da Pula eine sardische Mischung ist. Zwar groß und lieb, aber doch Mischung. Koeppen: „Selbst Hunde haben es heute nicht mehr leicht. Sie können nicht unbefangen Liebe machen. Sie müssen einen bestimmten Stammbaum haben, sie müssen einem bestimmten Verein angehören, einen Rassenachweis besitzen. Was soll so ein Hund denn machen? Ich bin dafür, Hunde bordelle einzurichten. Aber wahrscheinlich ist das wieder nicht moralisch.“

Moralbegriffe interessieren ihn. Er spielt zuweilen gern damit. Eine mit mir befreundete Fotografin wollte für ein Magazin Fotos von Koeppen machen. Sie bat mich um seine Telefonnummer. Nach einigen Stunden rief sie mich nochmals an, diesmal ziemlich aufgereggt: Koeppen habe zwar freundlich zugesagt zu einem Fototermin. Aber er wolle nur dann mitarbeiten, wenn er neben einem schönen, nackten Knaben posieren könne. „Jetzt telefoniere ich schon pausenlos herum, ohne einen entsprechenden Knaben zu finden.“ Und: ob es denn nicht ein nacktes Mädchen sein könne, das fände ich leichter. Ich riet ihr, doch nochmals bei Koeppen anzufragen. Das tat sie und war erleichtert, daß Koeppen ihr versicherte, daß er auf das eine wie auf das andere verzichte. Die Arbeit konnte beginnen.

Koeppen ist immer gut für sanfte Schocks. Das traut man ihm nicht ohne weiteres zu. Denn er ist im Umgang äußerst liebenswürdig, ein Ritter, ein Herr. Wie Baumeister Johannes von Süde, die zentrale Figur seines zweiten Buches „Die Mauer schwankt“. Dieses Buch schrieb Wolfgang Koeppen im Sommer 1935 im holländischen Scheweningen. Der Literat floh die Literatur des Dritten Reiches und ging freiwillig ins Exil. Der *Berliner Börsen Curier*, eine liberale Zeitung, bei der Wolfgang Koeppen Redakteur war, wurde 1933 verboten. Sie hatte Goebbels nicht gefallen, weil (nach Meinung des Propagandaministers) Kapitalistenknechte und Kulturbolschewisten in dem Blatt schrieben. Obwohl Koeppen am Anfang noch nicht zu den Verfolgten gehörte („meine Artikel waren nicht so belangvoll, daß man mich verfolgt hätte“), ging er in die Emigration. Er mochte die Luft im Großdeutschen Reich nicht mehr, er mochte den Geruch nicht, den die Braunhemden verbreiteten. Koeppen: „Es war richtig, aus dem Dritten Reich weggehen zu wollen und wegzugehen. Andererseits war es falsch, sich in einem Augenblick, wo ich mich als Journalist (und auch als Schriftsteller) durchgesetzt habe, aufzugeben. Im Ausland stand ich vor dem Nichts. Zumal viele deutsche Schriftsteller mit großen Namen sich dort befanden. Aber diese aussichtslose Lage darf ich nicht bejammern. Ich teilte dieses Los mit vielen. Vor allem mit den unschuldigen, ahnungslos in die Verfolgung geratenen Juden, die weggehen mußten, um ihr Leben zu bewahren.“

In Amsterdam gab es damals zwei Verleger für die Manuskripte ausgewanderter deutscher Schriftsteller: Querido und Allert De Lange. Die Verleger konnten unter weltberühmten deutschen Autoren wählen, die von ihren deut-

schen Verlegern nicht mehr gedruckt werden durften. Für die Holländer waren diese Bücher finanziell gesehen Verlustgeschäfte.

Koeppens Buch wurde zwar noch bei Bruno Cassirer verlegt, doch nur wenige Zeitungen besprachen es. Und wenige Buchhandlungen nahmen es in ihr Sortiment auf. Koeppen: „Ich darf sagen, die Mauer schwankte unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Der hochangesehene Verleger Bruno Cassirer war nun der Jude Cassirer. Mein Lektor Max Tau mußte im Feuerschein der Kristallnacht fliehen. Ihn rettete der norwegische Dichter Olaf Duun.“

Siegfried Unseld (Suhrkamp), Koeppens heutiger Verleger, ließ den Roman als Taschenbuch neu erscheinen. Glücklicherweise. Denn auch hier (wie im vorigen und allen nachfolgenden Romanen und Erzählungen) entfaltet Wolfgang Koeppen wieder eine Fülle von Bildern, die einen magisch in das Buch hineinziehen. In zum Teil sonderbaren Szenen wird um so deutlicher klar, wie einer scheitern kann, scheitern muß an seiner Zeit. Weil er nicht die Kraft hat, den Konflikten nicht gewachsen ist, die die Zeitläufte ihm stellen.

Hinreißend sind auch die Bilder, die Koeppen von seinen weiblichen Heldeninnen malt. So wie Sibylle („Eine unglückliche Liebe“) oder Orloga („Die Mauer schwankt“), zeichnet er Frauen von exotischer und manchmal befremdlicher Farbe. Frauen, die von unbändigem Wesen, faszinierend und rechenschaftslos sind.

„Fremde, die im Vorrübegehen sie sahen, trauten ihr Leidenschaften zu, wilde, geheimnisvolle Affären, brennende Umarmungen, blutige Küsse, Eifersucht und Dolche...“ Und „vom Antlitz einer Zigeunerin, in dem die Kühnheit von Wünschen, die ins Maßlose gingen, und eine verhaltene Wut entsetzten.“ Sibylle dagegen „so überirdisch schön, so engelhart, so wie in einem Heiligenschein, daß er die Augen hätte schließen müssen, im Gefühl, blind zu werden vor solchem Licht – während ein Tränenmeer, ein süßes Meer des Glücks und der Rührung, von dem Bett seiner geschlossenen Augen ihm in das Herz fiel, riesend und wohlig, so daß es wie ein Tod war, eine Ohnmacht, ein Versinken, das Sterben eines Gotteskindes, das sie gesehen hatten. So schön war Sibylle. Und so jung.“

Wenn ich mit Wolfgang Koeppen über die Liebe rede, über Frauen, die ihn faszinieren, dann reden wir von sehr jungen Frauen, von Mädchen, die eher wie Knaben sind. Marion, Wolfgang Koeppens verstorbene Frau, war so. Als die beiden heirateten, war Marion, obwohl noch sehr jung, bereits krank. Wolfgang Koeppen hat seiner Frau gegen die Krankheit beigestanden. Er hat sie getröstet, ist mit ihr verreist, um sie abzulenken. Dennoch, so findet er zurückblickend, war es eine glückliche Ehe. Und Marion lebt in seinen Büchern, in denen, die er in den fünfziger Jahren schreibt. Zu einer Zeit, wo er in seinen drei Büchern „Tauben im Gras“, „Das Treibhaus“, „Der Tod in Rom“ bereits den geistig-seelischen Befund der heutigen Bundesrepublik vorwegnimmt. Koeppen: „Sicher habe ich vieles vorausgesehen, ohne die Absicht, als Prophet aufzutreten. Ich wünschte mir eine Republik Deutschland und nicht ein geteiltes Deutschland mit konträren politischen Auffassungen. Ich hätte gern eine große deutsche Demokratie gesehen. Ein friedliches Deutschland. Ein unmilitaristisches Deutschland...“

In der literarischen Szene dieses Deutschland gibt es nicht wenige, die fra-

gen, warum Wolfgang Koeppen nur noch so wenig schreibt. Es gibt auch noch andere, die sich regelrecht darüber mokieren. Da muß man sich schon fragen, was für eine Landschaft das ist, in der einer nicht schweigen darf. Und ist im Falle Koeppen die Sprachlosigkeit nicht eine Antwort auf das, was er in seinen Büchern prophezeit hat? Glaubt er, daß eine Alternative zum jetzigen politischen Leben möglich ist und in Sicht? Koeppen: „Die Geschichte ist böse. Sie ist an sich böse. Die Entwicklung wird weitergetrieben von Menschen, die ich manchmal für Irre oder für Dummköpfe halte. Der Zeitgeist arbeitet für neue Konflikte und für neue Zwänge. Ich habe manchmal Angst. Nach 1945 habe ich geglaubt, daß so etwas wie das Dritte Reich sich nicht wiederholt. Aber es wird sich einen anderen Mantel umhängen und schließlich auch so Fürchterliches tun, wie es das Dritte Reich getan hat. Es bestehen Tendenzen, in kritischen und bedrohenden Fragen einen sehr brutalen Sieg durchzusetzen gegen die Auffassungen beispielsweise von Gewerkschaften oder gegen Auffassungen der Jugend.“

Wenn Wolfgang Koeppen öffentlich liest, kommen viele junge Leute. Darüber ist Koeppen froh. Er spürt, daß er zu jungen Leuten einen guten Kontakt hat. Daß sie mehr als Ältere verstehen, was er schreibt und warum er es schreibt. Sie spüren, daß der Dichter auf ihrer Seite ist. Koeppen, der selber keine Kinder hat (und sich auch niemals welche wünschte), stellt sich den Fragen der jungen Generation, auch wenn er sie oftmals nicht beantworten kann. „Das begreifen und akzeptieren sie dann auch.“ Wolfgang Koeppen wird auch im Ausland gelesen. In England, Amerika, Rußland und anderswo. Das freut ihn natürlich. Andererseits ist er nicht abhängig davon: „Selbstverständlich hätte ich gern hohe Auflagenzahlen gehabt, weil ich gern viel Geld gehabt hätte. Viel Geld zu haben, ist immer gut. Aber es ist ungut, Geld um jeden Preis anzustreben, selbst zu dem Preis, ein schlechteres Buch zu schreiben. Das täte ich nie. Doch bin ich überzeugt davon, daß ich ein viel besserer und viel öfter publizierter Schriftsteller geworden wäre, wenn ich ein Kapital oder ein Geschäft geerbt hätte. So wie das bei Proust, Gide oder Maupassant der Fall war. Dann könnte ich einem Redakteur oder meinem (sehr geduldigen) Buchverleger sagen, du bekommst den Artikel (das Buch), sobald ich es geschrieben habe. Das kann ein Jahr dauern, es kann aber auch zehn Jahre dauern. Leider kann ich mir diese Haltung nicht leisten...“ Dafür leistet er es sich auch heute noch, irgendwo wegzugehen, wo er sich langweilt. Neulich waren wir im Theater. Bereits vor der Pause sank Wolfgang Koeppen immer mehr in sich zusammen. Ich beugte mich zu ihm, frage, wie es ihm gehe. Er: „Ich leide, ich sterbe.“ Ich: „Woran?“ Er: „An Langeweile.“ Leise gingen wir hinaus, um fränkischen Rotwein zu trinken, den er liebt.

Gabriele di Ciriaco Gramsci – eine Annäherung

Bei einer Verlegung aus dem Gefängnis von Turi (Provinz Bari) in das Krankenhaus von Formia (ein Transport, der aus gesundheitlichen Gründen unumgänglich war), antwortete Antonio Gramsci auf die Frage des behandelnden Arztes, warum er sich weigerte, das Staatsoberhaupt (das heißt: Benito Mussolini) um einen Gnadenerlaß zu bitten, damit er sein schweres Leiden (eine Folge der langen Haftjahre) richtig auskurieren könnte:

„Das Oberhaupt der faschistischen Regierung um Gnade zu bitten, würde die Unterwerfung der Opposition bedeuten, und das wiederum käme einem politischen Selbstmord gleich. Wenn ich nun also zwischen zwei Arten zu sterben wählen muß, so ziehe ich die meine vor. In der sicheren Gewißheit meines langsamsten Todes habe ich beschlossen, nichts zu unternehmen, womit ich auch nur annähernd in die Gefahr käme, meinen lebenslangen Grundsätzen untreu zu werden.“

Etwa Ende 1983 trug ich Daten über Leben und Werk des italienischen Politikers und Schriftstellers Antonio Gramsci zusammen, die ich als Material für ein Hörspiel „I Semi di Gramsci“ – so benannt nach dem Liederzyklus des Komponisten Sylvano Bussotti, der die Musik dazu schreiben sollte – brauchte. Dabei stieß ich auf diese Prinzipientreue, deren Humanität ebenso wie ihre Strenge meine weitere Arbeit an Gramsci entscheidend beeinflußte. Nachdem ich mich ungefähr vier Monate lang mit Gramscis Schriften und der Sekundärliteratur beschäftigt und Hunderte kleiner Karteikarten mit Notizen, Zitaten, Daten vollgeschrieben hatte, mußte ich Klarheit in die für mich unüberschaubar gewordene Stoffmasse bringen. Ich wollte wenigstens für mich selbst ein Exposé schreiben – nicht, um damit endlich den Vertrag einzufordern, den ich noch immer nicht bekommen hatte, sondern um die Systematik von Gramscis Gedankenwelt für mich zu fassen, seine nie unterdrückbare, nie ausgelöschte geistige Substanz in meine Worte zu fassen und sie in meine Welt hineinzunehmen.

Eine Zeitlang kam ich ganz gut vorwärts mit meinen Bemühungen, Gramscis Utopie in den Serail meiner Interpretation zu sperren. Aber eines Tages war es soweit – Gramscis Gedankenwelt verfolgte mich bis in meine Träume. Ich verließ mein Arbeitszimmer und zog die Tür hinter mir zu.

Eine Woche lang machte ich einen Bogen um meinen Schreibtisch, was sich als sinnvoll erwies, denn danach hatte ich das Gefühl, mich erneut in das Leben und die geistige Welt dieses Menschen stürzen zu können – aber ohne darin unterzugehen. Ich war überrascht, wie immer klarer und übersichtlicher sich die Struktur von Gramscis großem utopischen Gebäude abhob, je mehr sich Seite um Seite füllte. Die Logik, die sich aus seiner Gedankenwelt auf mich übertrug, setzte mich in Stand, einen Dialogtext von etwa fünfzig Seiten ohne größere Pause, in einem einzigen Zug fast, zu Ende zu schreiben.

Dieses Hörspiel nannte ich in Anlehnung an Bussotti „I Semi di Gramsci“ – „I Semi“ (die Samen) deshalb, weil Gramsci in seinen „Briefen aus dem Ker-

ker“ schreibt, die Blumensamen, die ihm seine Frau Giulia und seine Schwägerin Tatjana geschickt hätten, seien das einzige Lebendige, das ihn umgäbe, und für ihn zur Metapher seines Lebens geworden (ähnlich wie die Schwalben zum Sinnbild für die Kontinuität des Lebens für Ernst Toller geworden waren.)

Doch auch während der Zeit, in der ich mich nicht mit Gramsci direkt beschäftigte, konnte ich mich nicht ganz seinem Zugriff entziehen. Um die Anfänge seiner philosophischen und politischen Arbeit besser verstehen zu können, vertiefte ich mich in die Schriften des Historikers und Philosophen Benedetto Croce, dessen Theorie, der Mensch als metaphysische Entität sei der Schöpfer der Geschichte, gleichzeitig jedoch sei er eine Universalität in sich und somit außerhalb der Historie, mich vor allem hinsichtlich ihres Einflusses auf den jungen Gramsci interessierte.

Als Antonio Gramsci am 22. Januar 1891 in Ales (bei Cagliari/Sardinien) geboren wurde, war der italienische Staatenbund gerade erst dreißig Jahre alt. Diese drei Jahrzehnte waren allerdings von einer elementaren Unsicherheit in der Staatsführung gekennzeichnet. Das gesamte Staatsgefüge basierte vor allem auf dem – altrömischen – System der Präfekturen, deren Aufgabe es war, das öffentliche Leben als Ordnungsmacht in jeder einzelnen Provinz straff zu kontrollieren. Die Präfekten verfügten über ein akkumulatives Machtpotential, in dem Verwaltungswesen, Polizei, Schule, Gerichtsbarkeit und Gesundheitswesen organisatorisch zusammengefaßt waren, so daß die Aktivitäten der einzelnen Bürger jederzeit kontrollierbar, aber auch unterdrückbar waren. Die Form der Zensuswahl, die weder Frauen noch Bauern Stimmrecht gewährte, limitierte vor allem in den wirtschaftlich schwachen südlichen Regionen die Wählerbasis auf die zahlenmäßig unbedeutende Mittel- und die einflußreiche Oberschicht des Adels und der Großgrundbesitzer. Durch den Ausschluß der überwiegenden Mehrzahl der Bürger vom Wahlrecht entstand ein immer tiefer werdender Riß zwischen Regierenden und Regierten, der durch die massive Besteuerung selbst der Grundnahrungsmit tel – man denke nur an die berüchtigte Mehlsteuer – noch breiter wurde. Dieser neue Staatenbund präsentierte sich also dem übrigen Europa mit einer anscheinend modernen Fassade, hinter der sich jedoch ungelöste Probleme verbargen. Dem Volk der Armen und Besitzlosen fehlte noch ein staatsbürgliches Bewußtsein. Sein Elend und die noch fehlende politische Wachheit waren das Ergebnis jahrhundertealter Unterdrückung, der die Bewegung des „Risorgimento“ (d. i. Wiederbelebung) fremd, wenn nicht feindlich gegenüberstand.

Die politischen und sozialen Unterschiede waren im Norden Italiens nicht ganz so kraß, denn dieser Teil des Landes stand im übrigen Europa in jeder Hinsicht näher als der Süden. Immerhin verfügte Norditalien über Zollabkommen ähnlich dem Deutschen Zollverein von 1834 und kontrollierte das aufstrebende Industriewesen – nach Bismarckschem Vorbild – durch staatliche Organe. Dies ging zwangsläufig zu Lasten der Landesteile, deren wirtschaftliches und soziales Gefüge hauptsächlich auf der Landwirtschaft basierte. Vor allem akzentuierte sich jedoch die Diskrepanz zwischen dem fast konsumistisch zu nennenden, vergleichsweise wohlhabenden Norden und

dem Mezzogiorno mit seinem Latifundismus, den Bauern und Tagelöhnnern ohne Land, ohne Geld, häufig ohne ein Dach, unter dem sie leben und einem Platz, an dem sie begraben werden konnten, weil Malaria und Pellagra (Anm. d. Ü.: eine schwere Hautkrankheit, die durch einseitig auf Mehlprodukten basierende Nahrung entsteht) sie hingerafft hatten, im Hohen Mittag der Kindersterblichkeit und des Analphabetismus.

Ein beredtes Zeugnis jener Zeit legte Alexandre Dumas (Vater) in seiner Beschreibung Neapels ab:

„Während der Edelmann seinen Hunden Weißbrot reicht, lebt das Volk von Wurzeln und Kräutern und gelegentlich einem Kanten Schwarzbrot. Der Edelmann hält echte Zelter in hellgekachelten und windgeschützten Ställen, während seine Bauern in feuchten, ungesunden, verkommenen Hütten hausen, Hütten ohne Dach und ohne Fenster. Die ganze Familie schläft auf einer Strohschütté, zusammen mit ihrem Maultier, einem Schwein und ein paar Hühnern.“²

Der neue Staatenbund brauchte also das Opfer des Mezzogiorno, um mit den Produkten des Südens die Manufakturen des Nordens auszubauen und dem angestrebten Wirtschaftsliberalismus mit Hilfe der landwirtschaftlichen Produkte aus dem Süden eine Grundlage zu verschaffen. Dies konnte nur durch eine Allianz zwischen dem Bürgertum des Nordens und dem sogenannten „Landblock“ des Südens, mithin einer Allianz zwischen Industrie und Großgrundbesitz, garantiert werden, und zwar überwiegend zu Lasten des ländlichen Proletariats im Mezzogiorno.

Um diese Fakten genauer beleuchten zu können und sie nicht mit all den eloquenten oder aber nur statistischen Beiträgen zu diesem Thema (wozu es eine Unzahl von Büchern gibt) in einen Topf zu werfen, habe ich zwei Menschen in meine Betrachtung einbezogen, die mir selbst sehr nahe stehen. Das ist einmal meine Mutter, Jahrgang 1910, und eine Frau – Jahrgang 1882 – die ich von klein auf „Großmutter“ genannt habe, auch wenn uns keinerlei Verwandtschaftsverhältnis verband. Meine „Großmutter“ lebt leider nicht mehr, aber sie ist an die hundert Jahre alt geworden, starb 1979 mit 97 Jahren. Sie war daher für mich immer eine unerschöpfliche Quelle einer wahren Zeugenschaft, die zwar nie intellektuell oder wissenschaftlich ergiebig war, aber immer intuitiv, am praktischen Leben orientiert, das diese Frau auf ihre Art als das Leben einer Gesellschaft auf der verzweifelten Suche nach sich selbst erfahren hat.

Wenn ich sie fragte, wie es gewesen ist, damals, antwortete meine Großmutter (die Rosa hieß) ohne Umschweife und ohne auch nur einen Moment lang nachzudenken: „Besser als heute . . .“ (ihre Stimme habe ich noch immer auf einer Kassette, die ich eifersüchtig hüte). Ich mußte ein wenig lächeln, aber als ich meine Frage etwas präziser formulierte, da wischte sie mit ihrer Antwort mein „überlegenes“ Lächeln weg. „Zu meiner Zeit“ sagte Großmutter Rosa, „verstanden sich die Menschen besser und waren sich näher. Einer half dem anderen . . . viel mehr als heute . . . wir haben auch das letzte Stück Brot mit denen geteilt, die es nötiger brauchten als wir selbst.“

Ich erinnere mich noch an das Schweigen, das im Zimmer lastete, nachdem sie aufgehört hatte zu sprechen. Ihr Schweigen galt der Erinnerung, das mei-

ne dem unerfüllbaren Wunsch, diese Zeit wirklich kennenzulernen, die ihre Zeit gewesen war.

Meine „Großmutter“ hat den Hunger gekannt. Manchmal aß sie Wurzeln und Beeren – und das nicht als einzige. Sie kannte weder die vielgelesenen Autoren ihrer Epoche noch die großen Denker – von Gramsci ganz zu schweigen. Sie war Analphabetin, und ihr ganzes Leben war ein einziger Kampf, einen Tag nach dem anderen zu ertragen, zu überstehen. Trotzdem hatte sie eine große Familie und einen erstaunlichen Optimismus. Sie hat zwei Weltkriege überlebt und blieb bis zum Ende ihrer Tage ein gläubiger Mensch.

Den Lauf der Dinge hat sie nicht geändert; kein Mensch, der so gelebt hat wie sie, hätte das jemals tun können, aber durch ihre Einfachheit und Standhaftigkeit bereicherte sie die Entwicklung der Welt auf ihre Weise. Als das Alter seinen Tribut forderte, war der Tod ihr gnädig. Sie starb, ohne gelitten zu haben.

Am 16. Mai 1925 (64 Jahre nach der Gründung des italienischen Staatenverbundes) verließ der kommunistische Abgeordnete Antonio Gramsci mit Parteifreunden das Parlament, was als „Auszug der Aventiner“ (in Anlehnung an das berühmte römische Vorbild) in die Annalen Italiens eingehen sollte. Die Kommunisten wollten durch diesen aufsehenerregenden Akt politischer Verweigerung Mussolini zur Aufgabe seiner Politik zwingen, was aber – letztlich durch die unentschiedene Haltung der Krone – nicht gelang. Dem vorangegangenen war die Ermordung des sozialistischen Abgeordneten Matteotti durch Faschisten. Seinen Angriff gegen das totalitäre Regime und das Staatsoberhaupt Benito Mussolini formulierte Gramsci (nicht zuletzt aus der Perspektive aller noch ungelöster Probleme des Mezzogiorno) wörtlich so:

„Der italienische Kapitalismus konnte sich – Hand in Hand mit dem Staat – nur durch die Unterdrückung der bäuerlichen Bevölkerung vor allem des Südens formieren ... Heute weiß die Regierung um die Dringlichkeit der Probleme des Mezzogiorno. Sie vergibt öffentliche Aufträge und investiert Millionenbeträge im Süden. Aber dabei denken diese Herren nicht, daß sie – wären sie wirklich die Ehrenmänner und fähigen Politiker, die sie vorgeben zu sein – daß sie dann auch die Steuerbeträge in Millionenhöhe zurückzahlen müßten, die sie Jahr für Jahr aus dem Volk des Mezzogiorno herausgepreßt haben und die sie noch heute der Landbevölkerung abverlangen, um damit der Wirtschaft Norditaliens eine finanzielle Basis zu geben.“³

Diese Symptome einer unerhörten sozialen Mißwirtschaft blieben nicht ohne Auswirkung auf die Zentralregierung, was sich vor allem in einer vehementen Zunahme von Protesten in der Öffentlichkeit äußerte. Wegen des noch unvollständig ausgeprägten sozialen Bewußtseins und Fehlens einer staatspolitischen Schulung traten diese nur in sehr individuellen, nicht aufeinander bezogenen Aktionen zutage. Innerhalb der bäuerlichen Welt nahm das Bandentum ebenso zu wie die Wirtschaftskriminalität, die als „Mafia“ in Sizilien und „Camorra“ in Neapel bereits etabliert war und einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die lokale wie auch die nationale Politik hatte.⁴ Ein weiterer Ausdruck dieser sozialen Spaltung war – und ist – das Phänomen der „Emigration“, der Exodus der italienischen Arbeiter. 1914 lebten

zwischen 5 und 6 Millionen Italiener im Ausland, 35 Millionen in Italien. Diese Zahlen legen ein beredtes Zeugnis für die Unfähigkeit des Staates ab, dringendste soziale Probleme wie Arbeitslosigkeit, soziale Diskriminierung, aber auch das politische Problem des noch immer nicht wirklich lebensfähigen „Einheitsstaates“ zu lösen.

Die Faschisten wandten sich zunächst diesen Problemen zu, weil jeder Emigrant für sie eine Arbeitskraft war, die dem Vaterland verloren ging. Dieser Hintergrund eines scheinbar sozialen Interesses wurde jedoch demagogisch verschleiert. Mussolini ersetze beispielsweise den Terminus „Emigrant“ durch „Auslandsitaliener“ und untermauerte damit seine Theorie, diese Emigranten verließen das Land nicht etwa, weil sie dem Elend entfliehen wollten, sondern weil ihr Vaterland gleichsam überquelle von der Energie eines jungen Volkes, das seine Aufgabe darin zu sehen hätte, die Welt durch seine Zivilisation zu bereichern.⁵

Da sich jedoch auch die verantwortlichen Politiker trotz aller demagogischer Fassadenstreiche über die tatsächliche, defizitäre Wirtschaftssituation im klaren waren, entschloß man sich zu einer Prestigepolitik, wie sie in fast ganz Europa bereits betrieben wurde, und begann mit einem großräumig angelegten Kolonialismus in Afrika, einem Kontinent, der den meisten Italienern bis dato nahezu unbekannt war.⁶ (Die alten vatikanischen Erdkarten verzeichneten das Innere des afrikanischen Kontinents noch als leere Stelle mit dem lakonischen Aufdruck „hic sunt leones“ – hier sind die Löwen.)

Der Berliner Vertrag von 1885 legte die „Spielregeln“ für die Aufteilung des afrikanischen Kontinents unter die Kolonalmächte fest. Italien wurde der Küstenstrich des Roten Meeres (Eritrea zwischen Assab und Massaua) zugesprochen. Nachdem Francesco Crispi, ein glühender Bewunderer Bismarcks, als Nachfolger Depetris die Macht im Staat übernommen hatte, versuchte er mit allen Mitteln, ganz Eritrea an Italien zu bringen. Die Niederlage von Adua vereitelte jedoch diesen Plan, so daß dem „Mutterland“ schließlich nur die Küstenzone und ein kleiner Teil des Hinterlandes blieb (die Küste Somalias wurde 1889, Eritrea 1890 italienische Kolonie). Dies führte zu starken innenpolitischen Divergenzen, da sich keineswegs die gesamte politische Führungsschicht dem Abenteuer des Kolonialismus aussetzen wollte.

Im Jahre 1910 schrieb Antonio Gramsci als Schüler des Lyzeums „Dettori“ in Cagliari einen Aufsatz mit dem Thema „Unterdrückte und Unterdrücker“, in dem er den expansionistischen Kolonialismus im allgemeinen attackierte und mit folgenden Ausführungen schloß:

„... Wenn ein Mensch sich sicher fühlt im Wissen um seine eigene Verantwortlichkeit und seinen Wert als Individuum, so möchte er nicht, daß irgend ein anderer ihm seinen Willen aufzwingt und sowohl sein Tun als auch sein Denken beherrscht. Wie traurig wäre es um das Schicksal der Menschen bestellt, wenn ihr Instinkt sie nur dazu verleitete, sich gegenseitig aufzufressen. Wieviel sinnvoller ist es doch, alle Kräfte zu vereinen, um gemeinsam gegen die Naturgewalten anzukämpfen und sie für alle Menschen nutzbar zu machen. Leider scheint ein Volk, sobald es sich stark und kampfbereit fühlt, an nichts anderes zu denken, als über seine Nachbarstaaten herzufallen, sie auszurauben und zu unterdrücken. Der Sieger will den Besiegten zerstören. Aber der Mensch, von An-

ginn zum Hypokrit und Lügner geboren, sagt nicht: „Ich will erobern, um zu zerstören“, sondern: „Ich will erobern, um zu zivilisieren . . .“⁷

Im Jahre 1911 wanderte der jüngste Bruder meiner „Großmutter“ mit anderen jungen Leuten nach Afrika aus, um die Wüsten Afrikas zu kolonisieren, wie es hieß. Er, der kleine Bauer aus dem Apennin, zog in seiner neuen Uniform in die Stadt, kaufte sich ein Paket Zigaretten und ließ sich vom Rest seines spärlichen Soldes fotografieren, um das Bild seiner Familie nach Hause zu schicken. „Als Soldat“, erzählte mir meine Großmutter, „ging es meinem Bruder gut. Er hatte jeden Tag etwas zu essen, und manchmal sogar zweimal!“ Als ihr Bruder nach Hause kam und vom Wehrdienst wegen seiner Kriegsverletzungen befreit wurde, weinte sie vor Freude, daß er wieder bei ihr war.

1912 zog Gramsci als Stipendiat der Universität Turin in den Norden. Turin war zu dieser Zeit eine bedeutende Industriestadt, genauer gesagt: das Zentrum der italienischen Automobilindustrie der „Fiat“, „Lancia“. Die hohe Konzentration von Arbeitern und die gesamte Situation der Turiner Industrie führten zu einer Ausweitung unterschiedlicher gewerkschaftlicher Aktivitäten, mit denen auch die breite Basis erreicht werden konnte. Hier erlebte er auch die erste Konstituierung von Personalräten und Delegierten, die in Streitfragen dazu berechtigt waren, die Arbeiterschaft gegenüber den Direktoren zu vertreten. Wenig später fügte die Regierung Giolitti Libyen als neues Kolonialgebiet hinzu. Rechtsgerichtete, der Industrie nahestehende Politiker sahen darin eine letzte Möglichkeit, der Arbeitslosigkeit vor allem des Südens entgegenzuwirken.

Die Konsequenzen dieser enormen industriellen „Mobilmachung“ begannen schwer auf dem Land und seinen Menschen zu lasten, zuerst und vor allem auf den Armen. Allmählich ertönte der Ruf nach einem Krieg, den diese Menschen nicht wollten, der für andere aber die einzige Möglichkeit zu sein schien, die Desolatheit der wirtschaftlichen und politischen Situation zu bekämpfen.

Gramsci hatte sich unterdessen von seinen irredentistischen (d. i. separatistischen) Ideen fort- und auf eine nationale Politik zubewegt, die er zunächst jedoch der arbeitenden Klasse nur schwer vermitteln konnte. In der Tat kämpfte dieser Mann, der seine sardische Herkunft nie verleugnete, am Vorabend des ersten Weltkriegs mit all seinen Kräften gegen den Eintritt Italiens in einen Krieg, den Mussolini vor seinem Ausschluß aus dem „Avanti“ nicht weniger heftig propagierte. Organ dieser vehementen Kritik an Mussolini war *Il Grido*, als dessen Leitartikler Gramsci zu jener Zeit firmierte.

Italien trat schließlich in den Weltkrieg ein, der für alle beteiligten Länder mit der verheerenden Zahl von über 10 Millionen Toten enden sollte.

1915 mußte der Mann meiner „Großmutter“ (den ich nie gekannt hatte) in einen Krieg ziehen, den er – wie die überwältigende Mehrheit im damaligen Italien – nicht gewollt hatte. Er schickte seiner Frau kein Foto. Nur selten kam er nach Hause und erzählte dann von dem Grauen, das sie an der Front miterleben mußten.

„Großmutter“ sorgte nun alleine für das Vieh, arbeitete auf dem Feld und

kümmerte sich daneben auch noch um alle familiären Angelegenheiten, denn ihre Söhne waren damals noch klein. Als der Krieg zu Ende war, ging mein „Großvater“ mit den Uniformhosen (aus strapazierfähigem Stoff) aufs Feld; die Jacke, die seine Frau ein wenig ausgebessert hatte, trug er nur an Sonn- und Feiertagen. (Die Hosen liegen, zusammen mit anderen Erinnerungsstücken, noch heute in einer alten Truhe.)

Etwas zwanzig Jahre später schrieb Gramsci in seinen „Notizbüchern“ (die er während seiner Haft unter den Faschisten führte) über den Zusammenhang zwischen Industrie und Kriegswesen:

„Um nichts an Effizienz einzubüßen, ist sowohl die Schwerindustrie als auch der Handel wie durch höhere Gewalt gezwungen, sich kämpferischen Auseinandersetzungen als Mittel des Gewinnzuwachses zu stellen, was natürlich auch ebenso zwangsläufig zu einer Desintegration der Arbeiterschaft führt. Bevorzugt werden müssen also jene Teile des Produktionsapparates, die für die Kriegsmaschinerie unentbehrlich sind. Das heißt aber auch, daß die Arbeiterschaft – oder doch zumindest ein beträchtlicher Teil – in Rüstungs- und Munitionsfabriken beschäftigt wird.“⁸

Gegen Kriegsende sieht sich die italienische Öffentlichkeit einer tiefgreifenden Spaltung ausgesetzt: da ist einerseits das Bürger- und Kleinbürgertum, das den Krieg gewollt hatte und nun zutiefst enttäuscht war von einem „Sieg der Krüppel“ und den Folgen des Versailler Vertrages, der auch für Italien unbefriedigende Gebietsaufteilungen festschrieb. Wirtschaftliche Schwierigkeiten, wie die Abwertung der Lira und die enorme Verschuldung des Landes, trugen ihrerseits in diesem Teil der Bevölkerung wesentlich dazu bei, daß die faschistische Partei zunehmend Fuß fassen konnte. Auf der anderen Seite standen die Arbeiter und Bauern, die größtenteils gegen einen Eintritt Italiens in den Weltkrieg gewesen waren und nun ebenfalls die Folgen zu tragen hatten, ohne daß sich eine Lösung des Agrarproblems auch nur im geringsten abzeichnete.

Als Folge dieser kritischen Situation besetzten die Turiner Arbeiter 1920 die Fabriken, nachdem die Direktionen sich geweigert hatten, einer Lohn- und Gehaltserhöhung zuzustimmen. Die Gewerkschaftsfunktionäre nahmen jedoch bedauerlicherweise nicht die gewünschte klare Haltung ein, mit der sie die Rechte der Arbeiterschaft hätten durchsetzen können und verfochten einen Einigungskurs mit den Vertretern der Industrie; so wurden die revolutionären Hoffnungen der Arbeiterklasse begraben.

In seinem Aufsatz „Über die ideologische Aufklärung der Massen“ schrieb Gramsci 1925:

„Eine ökonomische Auseinandersetzung ist ohne politische nicht denkbar, und beide müssen auf der Basis des Klassenkampfes geführt werden.“⁹

Den Auseinandersetzungen in Turin folgte ein Stimmungsumschwung innerhalb der Arbeiterschaft, die zu einem Riß innerhalb der sozialistischen Partei und damit - am 21. Januar 1921 - zur Gründung der kommunistischen Partei Italiens führte.

Benito Mussolini hatte seinerseits einen Umschwung vollzogen, indem er Aktionstruppen um sich scharte, denen er einredete, auf die gescheiterte Revolu-

tion der Arbeiter müsse nun eine Revolution der Landbesitzer und Industriellen folgen.

In seiner Analyse der Jahre zwischen Gründung der Faschistischen Partei (1919) und der Allgemeinen Wahlen vom Mai 1921 zieht Gramsci die schreckliche Bilanz der zunehmend gewalttätiger werdenden Aktivitäten dieser Partei.

„Unter dem Kugelhagel der staatlichen Sicherheitsorgane und der Faschisten haben 1920 bereits 2 500 Italiener auf Straßen und Plätzen den Tod gefunden. Bis zu den Wahlen vom Mai 1921 wurden 40 000 freie Bürger des demokratischen Italien schwer verletzt, fast zu Tode geprügelt oder zu Krüppeln geschlagen; und weitere 20 000 absolut freie Bürger dieses absolut demokratischen Italien wurden von legalisierten Schlägertruppen zur Flucht gezwungen oder zogen das Exil unter ständiger Bedrohung vor...“¹⁰

1922 war meine Mutter knapp 12 Jahre alt. Sie trug keine Matrosenkleidchen und war auch keine Ballettratte, sondern mußte überall mit anpacken, wo Hilfe nötig war. Jeden Morgen stand sie in aller Herrgottsfrühe auf, versorgte das Vieh und machte dann Frühstück für die Männer, das sie ihnen aufs Feld bringen mußte. Abends schlief sie manchmal auf einer Schwelle im Stall ein, wenn die Alten dort zusammensaßen und sich Geschichten erzählten.

Ihre Kindheit ging an ihr vorüber; auf die Jahre der Wirtschaftskrise folgten die Übergriffe der Faschisten, deren lokale Unterorganisationen auch vor ihrer Familie nicht halt machten, weil ihr Vater einmal – betrunken oder nicht – in einer Kneipe sich über diese neuen Machthaber geäußert hatte. Von dem berühmten Marsch auf Rom und der Etablierung der faschistischen Herrschaft erfuhr meine Mutter nur dann und wann von jemandem aus der Familie oder der Nachbarschaft. (Die Spottlieder werden noch heute im marchigianischen Hinterland gesungen, wenn jemand geärgert oder eifersüchtig gemacht werden soll.)

Ende Mai 1922 reiste Gramsci als Abgeordneter der KPI zum Kongreß der Kommunistischen Internationale nach Moskau. Dieser Aufenthalt in Rußland war nicht nur für seine politische Entwicklung von einschneidender Bedeutung, sondern sollte sich auch auf sein privates Leben auswirken. Während eines Sanatoriumsaufenthaltes, der aufgrund seines labilen Gesundheitszustandes erforderlich geworden war, verliebte er sich in Julia Schucht, eine Geigerin deutsch-russischer Abstammung. Die „Briefe aus dem Kerker“ legen ein breites Zeugnis von dieser Beziehung ab, von Passionen und Sentsiments einer physischen und geistigen Partnerschaft, die aus einem tiefen Gefühl der Menschlichkeit entstand.

Auf die Machtübernahme nach dem 28.10.1922 folgte eine düstere Periode der Schreckensherrschaft in Italien. Die Oppositionsparteien waren zwar noch nicht völlig aus dem Parlament verdrängt, wurden jedoch ganz allmählich durch die immer drückendere Repression aus ihren Funktionen vertrieben. Evident wurde diese systematische Ausrottung der Opposition durch die Entführung (10. Juni 1924) und Ermordung des sozialistischen Abgeordneten Giacomo Matteotti, der den Mut aufgebracht hatte, die Nichtwählbarkeit der überwiegenden Mehrheit der Regierungsmitglieder aufzudecken.

Am 16. Mai 1925 hielt Gramsci vor der Abgeordnetenkammer eine Rede, in der er die Machenschaften Mussolinis in der Rechtsprechung bloßlegte. Seinen decouvrerenden Angriff auf das totale Fehlen einer politischen und intellektuellen Moral innerhalb der faschistischen Partei schloß er mit folgenden Worten:

„... Ihr mögt die Staatsgewalt an euch reißen, Gesetze brechen und legale Organisationen zu illegalen erklären – aber niemals könnt ihr die objektiven historischen Bedingungen ändern, denen auch ihr unterliegt.“¹¹

Dies war Gramscis letzte Rede als Abgeordneter.

Am 8. November 1926 wurde Antonio Gramsci unter Mißachtung seiner diplomatischen Immunität infolge „außergewöhnlicher Maßnahmen“ des faschistischen Regimes mit anderen Abgeordneten zusammen verhaftet. Im römischen Gefängnis „Regina Coeli“ kam er in totale Einzelhaft.

Ein Denksystem wie das Gramscis bewirkte die Transformation einer ursprünglich utopischen Idee in eine geistige Dimension, die für Generationen wegweisend wird sein können. Antonio Gramsci hat sich der Unterdrückung widersetzt, die ihn zeitlebens bedrohte. Sein humanitärer Geist grub in die Geschichte Spuren, die in die Zukunft führen.

In einem ergreifenden Brief an seinen Sohn Delio schreibt Gramsci über die Universalität/der Geschichte:

„Ich glaube, daß Geschichte Dich ebenso interessiert wie mich, als ich in Deinem Alter war, denn Geschichte befaßt sich mit den Menschen und allem, was menschlich ist, so menschlich wie nur eben denkbar. Geschichte – das sind die Menschen dieser Erde, die sich zu Gesellschaftssystemen zusammenschließen, die arbeiten und kämpfen und immer bessere Menschen werden wollen. Mehr als alles müßte dich die Geschichte interessieren – wie könnte es anders sein?“¹²

Meine Mutter ist jetzt 75 Jahre alt. Sie lebt bei meiner Schwester, und jedesmal, wenn ich sie frage, wie das Leben früher war, schaut sie mich nachdenklich und liebevoll an... und antwortet nicht.

Aus dem Italienischen von Angela Süssdorff

Quellenangaben

- 1 Giuseppe Fiori, Vita di Antonio Gramsci, Bari 1976, S.290 f.
- 2 Denis Mac Smith, Storia d’Italia dal 1861 al 1958, London 1970.
- 3 Ebenda, S. 227 f.
- 4 Ebenda, S. 229 ff.
- 5 Denis Mac Smith, La questione meridionale, London 1975, S. 16 ff.
- 6 Ferdinando Vegas, Le grandi Linee della politica internazionale da Sedan a oggi, Turin 1962, S. 36 ff.
- 7 Cesare Colombo, Gramsci e il suo tempo, Mailand 1977, S.20 ff.
- 8 Antonio Gramsci, Quaderni dal carcere, Turin 1965.
- 9 Antonio Gramsci, Lotta per l’edificazione del partito Comunista, Mailand 1968, S. 59.
- 10 Cesare Colombo, a. a. O. S. 52 ff.
- 11 Giuseppe Fiori, a. a. O. S. 231.
- 12 Antonio Gramsci, Lettere dal carcere, Turin 1974, S. 294.

Dieter Arendt

Ein peinliches Kapitel Schulgeschichte: Die Lehrer als verdächtige Beamte

Die Lehrer an Universitäten, Gymnasien und Volksschulen von seiten der Behörden und behördlich gelenkten Medien zu diskreditieren, zu diffamieren und zu verschreien mit abschreckenden parteipolitischen Parolen, ist eine bewährte Methode seit der Antike – Sokrates ist das bekannteste, aber gewiß nicht das einzige Beispiel; auf diese Weise hält man sie nicht nur bei der Stange der offiziellen Lehrpläne, sondern isoliert sie vom leichtgläubigen Volk.

Um die traurige Geschichte des Schulmeisters auszubreiten, bedarf es mehrerer Kompendien; hier geht es um ein klein Kapitel, um einen kleinen Ausschnitt, um ein kleines Beispiel, gleichsam um eine Spiegelscherbe, die man sich mit geringer Phantasie zusammensetzen möge zum großen Spiegel: Es geht um den Schulmeister vor, während und nach der Bürgerrevolution in der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Proletarier und Kommunisten – das waren seit Beginn des 19. Jahrhunderts nicht nur die Reizworte, sondern auch die Erscheinungen der Zeit. Ein Proletarier aber war nach verbreiteter Meinung der heruntergekommene Mann aus dem Volk, und wer eine humanistische Bildung hatte, verband damit das Bild vom römischen Proleten, der nichts mehr begehrte als panem et circenses und die Muße, sich fortzupflanzen; als gefährlich aber galten ihre Führer und Verführer: die Kommunisten. In den Karlsbader Beschlüssen von 1819 waren sie längst treffend und wortgetreu als Demagogen bezeichnet worden, und es war kein Zufall, daß sich die gegen sie erlassenen Bestimmungen zugleich gegen die Lehrer gerichtet hatten; es dürfte angeraten sein, sich einige Sätze in Erinnerung zu rufen:

„§ 2. Die Bundesregierungen verpflichten sich gegeneinander, Universitäts- und andere öffentliche Lehrer, die durch erweisliche Abweichung von ihrer Pflicht oder Überschreitung der Grenzen ihres Berufes, durch Mißbrauch ihres rechtmäßigen Einflusses auf die Gemüther der Jugend, durch Verbreitung verderblicher, der öffentlichen Ordnung und Ruhe feindseliger oder die Grundlagen der bestehenden Staatseinrichtungen untergrabender Lehren, ihre Unfähigkeit zu Verwaltung des ihnen anvertrauten wichtigen Amtes unverkennbar an den Tag gelegt haben, von den Universitäten und sonstigen Lehranstalten zu entfernen, ohne daß ihnen hierbei, solange der gegenwärtige Beschuß in Wirksamkeit bleibt, und bis über diesen Punkt definitive Anordnungen ausgesprochen sein werden, irgendein Hinderniß im Wege stehen könne. Jedoch soll eine Maßregel dieser Art nie anders, als auf den vollständig motivierten Antrag des der Universität vorgesetzten Regierungs-Bevollmächtigten oder von demselben vorher eingeforderten Bericht beschlossen werden. Ein auf solche Weise ausgeschlossener Lehrer darf in keinem andern Bundesstaate bei irgend einem öffentlichen Lehr-Institut wieder angestellt werden.“

Eine zentrale Kommission überwachte die anlaufenden Prozesse; sie hatte genaue Instruktion:

„Art. 2. Der Zweck dieser Commission ist gemeinschaftliche, möglichst gründliche und umfassende Untersuchung und Feststellung des Thatbestandes, des Ursprungs und der mannigfachen Verzweigungen der gegen die bestehende Verfassung und innere Ruhe, sowohl des ganzen Bundes, als einzelner Bundesstaaten, gerichteten revolutionären Umrübe und demagogischen Verbindungen, von welchen nähere oder entferntere Indizien bereits vorliegen, oder sich in dem Laufe der Untersuchung ergeben möchten.“¹

Die Pariser Juli-Revolution von 1830 hatte zwar ihre Nachbeben in Deutschland, aber die Karlsbader Beschlüsse sorgten für Ruhe und Ordnung.

Um die Universitäts- und Gymnasialprofessoren als Demagogen anzuklagen, genügte ein politischer Zeitungsartikel, ein Pamphlet, eine Satire oder nur ein falscher Satz und sie durften gewäßtig sein, ihr Entlassungskrekt zugestellt zu bekommen²; und die der Demagogie verdächtigten Volksschullehrer waren gut beraten, wenn sie sich einer drohenden Verhaftung oder einem Verhör durch die Flucht entzogen, sonst konnte es ihnen ergehen wie ihrem Inspektor und Vorbild, dem Pfarrer und Rektor Dr. Weidig in Butzbach, der, weil er Georg Büchners „Hessischen Landboten“ und dessen Motto „Friede den Hütten, Krieg den Palästen“ mitverschuldet hatte, sich im Gefängnis die Schlagader durchschneidet und mit eigenem Blut seinen Protest gegen die Staatsgewalt an die Zellenwand schrieb.

Dem Schulmeister wurde auch nach der gescheiterten März-Revolution von 1848 ein gut Teil Schuld in die Schuhe geschoben, sicherlich nicht zu Unrecht, denn er hatte wirklich mit Wort und Tat teilgenommen an den Demonstrationen; die Gründe lagen auf der Hand und waren niemandem besser bekannt als den parlamentarischen Vertretern des Volkes in der Frankfurter Paulskirche.

Jacob Grimm beispielsweise war Mitglied des Paulskirchenparlaments, und aus den zahlreichen Eingaben der Lehrer war ihm deren armselige Situation und der Zustand der Dorfschulen wohl vertraut, aber seine Auffassung von Volks-Lehre, Volks-Pflege, Volks-Kunde und Volks-Kunst verrät nur zu deutlich, wie er Volk verstand: Volk war die durch die gleiche Sprache zusammengeholtene, in sich gesunde und sich selbst genügende Menge der Menschen, die kaum eines Lehrers bedarf; der Lehrer ist vielmehr der Unruhestifter im Volke, der Aufrührer und Volksverführer. In seinem 1849 geschriebenen Essay „Über Schule Universität Akademie“ steht der überaus aufschlußreiche Satz:

„es ist auch nicht unbekannt, welcher Zusammenhang zwischen unruhigen schullehrern, communisten und proletarien fast durchgehends statt fand und nicht ohne gefahr für die gemeinde bleiben konnte.“³

Man könnte sich fragen, ob die Vokabeln Proletarier und Kommunist, die den Schullehrern zum Schimpf gebraucht wurden, nicht auch ihre Rechtfertigung sein könnten.

„Die Schulen waren zum Teil wirkliche Kerker und Zuchthäuser.“ Das ist ein harter Satz, aber er bringt die in allen Ländern gleicherweise betrüblichen Zustände auf einen gemeinsamen Nenner. Als Beispiel eine Beschreibung, die der Förderer der Dorfschulen Bernhard Overberg an den Fürstbischof

Maximilian Friedrich schickte:

„Auf manchen Dörfern ist der Schulmeister und Küster eine Person, und beide Bedienungen tragen doch noch nicht soviel ein, daß er davon seine Haushaltung durchbringen könnte... Das schlechte Gehalt und der schlechte Lohn haben dieses Amt, das so wichtig in jedem Staate ist, in solchen Abfall gebracht, daß man eher die schlechtesten als die besten Leute dazu wählt (...) Wie geht es aber ferner, wenn auch der Lehrer dem leidigen Laster der Völlerei geneigt ist, wo er bei jedem schwärzenden Bauern mitzechet und, je mehr man ihr umsonst einschüttet, desto mehr in seine Gurgel jagt und solange, bis er einem Vieh chender als einem Menschen ähnlich auf öffentlicher Gasse oder doch in öffentlichen Wirtshäusern ohne Vernunft liegen bleibt oder berauscht in die Schule geht, anderer Ungeziemisse zu schweigen.“⁵

Nach der gescheiterten Bürger-Revolution und vor allem nachdem das Frankfurter Paulskirchenparlament mit Gewalt der Waffen auseinandergestritten war, hielten die regierenden Fürsten, ihre Minister und Parteigänger mit ihrer Meinung nicht hinterm Berg. Ob die Rede des Preußenkönigs an die Schulmeister authentisch ist oder nicht, besagt nicht viel, auch als erfunden dokumentiert sie die Einstellung in den Kreisen der Regierung:

„All das Elend, das im verflossenen Jahre über Preußen hereingebrochen, ist Ihre, einzige Ihre Schuld, die Schuld der Afterbildung, der irreligiösen Menschenweisheit, die Sie als echte Weisheit verbreiten, mit der Sie den Glauben und die Treue im Gemüte Meiner Untertanen ausgerottet und deren Herzen von Mir abgewandt haben. Diese pfauenhaft aufgestutzte Scheinbildung habe Ich schon als Kronprinz aus innerster Seele gehaßt und als Regent alles aufgeboten, um sie zu unterdrücken.“⁶

Historisch aber ist der königliche Entschluß, die Lehrerbildungsseminare aus den Städten zu entfernen und auf das Land zu verlegen, damit die Lehrer weniger versucht seien, nach der in den Städten konzentrierten Kultur und Bildung zu streben:

„Zunächst müssen die Seminarien sämtlich aus den großen Städten nach kleinen Orten verlegt werden, um den unheilvollen Einflüssen eines verpesteten Zeitgeistes entzogen zu werden. Sodann muß das ganze Treiben an diesen Anstalten unter die strengste Aufsicht kommen. Nicht den Pöbel fürchte ich, aber die unheiligen Lehren einer modernen frivolen Weltweisheit vergiften und untergraben Mir Meine Bürokratie, auf die bisher Ich stolz zu sein glauben konnte. Doch solange Ich noch das Heft in Händen führe, werde ich solchem Unwesen zu steuern wissen.“⁷

Ein Echo in der Schlesischen Zeitung von 1850 lautete:

„Die Schullehrer, die christliche Demut lehren sollen, die aber aufgeblasen sind wie die Feuerkröten und aus frevelhaftem Übermuth die Kirche nicht mehr über sich dulden wollen, müssen von ihrem Amte gejagt werden, daß sie die Schuhe verlieren, und wie Galgenvögel muß man sie aus dem Lande peitschen.“⁸

Nun liefen in allen Ländern Lehrer-Bildungs-Restriktionen an, die vor allem in Preußen zu kuriosen, aber rigide gehandhabten Verfügungen und Erlassen führten; das erniedrigendste Lehrer-Bildungs-Reglement waren die berüchtigten Stiehlschen Regulative. Über den Umfang der Bildung auf den Lehrer-

Seminaren und den Lektürekanon heißt es dort:

„3. Unterricht im Lesen und in der deutschen Sprache. In Bezug auf allgemein menschliche und volkstümliche Bildung ist dem genannten Unterricht für Elementarschule und Seminar eine wesentliche Bedeutung beizulegen. Die eigene Bildung des Lehrers stellt auch bei diesem Unterricht hinsichtlich des Materials weitergehende Forderungen, als das Bedürfnis der Elementarschule.

In der Elementarschule soll die Jugend möglichst rasch zur fertigen Anwendung des wichtigsten Bildungsmittels, des Lesens von Gedrucktem und Geschriebenen, geführt; weiter während der ganzen Schulzeit im richtigen und ausdrucksvollen Lesen des Inhaltes, wie ihn Bibel, Gesangbuch und Kinderfreund bieten, geübt werden. Sie soll diesen Inhalt so verstehen und fassen lernen, daß sie ihn sprach- und gedankenrichtig wiederzugeben im Stande ist; sie soll in ihrem Abschauungskreise liegende, so wie für den gewöhnlichen Verkehr des bürgerlichen Lebens nicht zu entbehrende Gedanken orthographisch und sinnrichtig niederschreiben können.

Abgesonderte Betreibung der deutschen Grammatik ist von der Elementarschule ausgeschlossen.

Der künftige Lehrer ist zur Erteilung des Lese- und Sprach-Unterrichts in der Elementarschule befähigt, wenn er die Fibel und das Lesebuch richtig zu behandeln versteht. (...)

Mit dem deutschen Sprachunterricht ist die *Privatlectüre* in einen geordneten und die Zwecke desselben fördernden Zusammenhang zu bringen (...). Ausgeschlossen von dieser *Privatlectüre* muß die sogenannte klassische Literatur bleiben; dagegen findet Aufnahme, was nach Inhalt und *Tendenz kirchliches Leben, christliche Sitte, Patriotismus und sinnige Betrachtung der Natur* zu fördern, und nach seiner volkstümlich anschaulichen Darstellung in Kopf und Herz des Volkes überzugehen geeignet ist (...). Den Zöglingen des obersten Kursus ist in Rücksicht auf den Kirchendienst des Schullehrers eine Anleitung zum würdigen Vorlesen von Predigten und Abschnitten der heiligen Schrift zum gottesdienstlichen Gebrauch zu erteilen.“⁹

„Ausgeschlossen von dieser *Privatlectüre* muß die sogenannte klassische Literatur bleiben“ – man möchte fragen: warum? Die Antwort liegt auf der Hand: Zur „sogenannten“ klassischen Lektüre gehören auch Dramen wie „Nathan der Weise“, „Die Räuber“, „Götz von Berlichingen“, „Wilhelm Tell“ und „Egmont“, die aufgrund ihres Freiheitspathos vorher und nachher des öfteren das Schicksal hatten, durch Verdrängung oder Verbot von der Volksbildung ausgeschlossen zu werden. Die Regulative schließen mit handfesten Anweisungen und wohlgemeinten Empfehlungen für den Lehrer, sich an die erlassene Verordnung und die verfügte Ordnung zu halten:

„Durch den ganzen, nach diesen Grundsätzen angelegten Schulunterricht gehen zwei Grundsätze als unabänderlich maßgebend: erstens, unter Lossagen von dem einseitigen Streben nach abstrakter formeller Denkbildung dem Unterricht des Kindes einen *berechtigten und würdigen Inhalt* zu geben, der in stetiger und inniger Beziehung zu den großen Bildungsfaktoren, der Kirche, Familie, Gemeinde und dem Vaterlande ausgewählt und verarbeitet wird; und sodann an diesen, keinesfalls über die Grenzen eines zu erreichenden vollen Verständnisses hinausgehenden Inhalt die Kraft bis zum Können und zur selbständigen Fertigkeit zu üben. (...)

Der Lehrer aber wird am höchsten stehen, der täglich selbst in der Schule am

meisten empfängt, nämlich den Geist der Demut, des Gebets, der Liebe und der Gottesfurcht, die mit göttlicher Furcht und freudigem Zittern seine und der ihm anvertrauten Kinder Seligkeit zu schaffen sucht.

Berlin, den 3. Oktober 1854

Der Minister
der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten
(gez.) von Raumer⁹

Der Bildungsinhalt richtet sich nach den „Bildungsfaktoren, der Kirche, Familie, Gemeinde und dem Vaterlande“ – damit steht die Pädagogik auf dem Kopf: Was Bildung ist, bestimme ich – der Staat, der König, der Präsident. Und der Lehrer, der sich dieser Maxime unterwirft und sich scheinbar erniedrigt, wird erhöhet werden, im biblischen Sinne: vor Gott; im weltlichen Sinne aber: vor den Kollegen als Rektor, Schulrat oder Staatssekretär.

Die Regulative sind ein klassisches Dokument ministerieller Re-aktion: eine Aktion der geistigen Kastration, der Verdummung der Lehrer und mit ihnen des Volkes. Sie blieben bis 1892 in Kraft.

Obwohl Wilhelm Raabe seinen damals vielgelesenen Roman „Chronik der Sperlingsgasse“ später unter seine „Kinderbücher“¹⁰ rechnete, ist er doch eine achtenswerte Spiegelung für die Geschichte der Pädagogik und für die Einschätzung ihrer verantwortlichen Patrone, Minister und Könige. Der Dichter schrieb den Roman in Berlin in der Spreegasse in den sechziger Jahren; unweit davon waren zehn Jahre zuvor die Stiehlschen Regulative erlassen worden, und daß der Name Stiehl in aller Munde war, beweist eine Stelle aus dem fast gleichzeitig und gleichfalls in Berlin geschriebenen Roman „Irrungen und Wirrungen“ seines Kollegen Fontane: Freiherr Botho von Rennacker bemerkte beiläufig, als seine Freundin, die Nätherin Lene, sich einen an diesen Namen gemahnenden orthographischer Fehler leistet und den Stiel der Blume mit h schreibt, wie folgt:

„Wie gut sie schreibt! Kalligraphisch gewiß und orthographisch beinah ... Stiehl statt Stiel ... Ja, warum nicht? Stiehl war eigentlich ein gefürchteter Schulrat; aber Gott sei Dank, ich bin keiner.“

In Raabes „Chronik der Sperlingsgasse“ wird zwar nur beiläufig ein Lehrer erwähnt, der jedoch von besonderer Bedeutung ist: Roder.

„Roder ist einer jener Volkslehrer, wie sie nur Deutschland hervorbringt. Er ist, wie es sich fast von selbst versteht, der Sohn eines Schulmeisters, der wiederum der Sohn eines Schulmeisters war; denn wenn es einen Stand gibt, der sich durch Generationen fortpflanzt, so ist es das deutsche Volkslehrertum.“

Raabe bezeichnet den Lehrer ausdrücklich als „Volkslehrer“, damit bekundet er bereits einen sympathisierenden Respekt vor diesem Berufsstand; seine besondere Anteilnahme am „Volkslehrer“-Schicksal wird aus dem Satz des Erzählers deutlich:

„Sie haben ihn im Jahr Achtzehnhundertneunundvierzig nach Amerika gejagt, sie fürchteten sich gewaltig vor ihm.“

Raabes Anspielung auf die Revolution ist vielsagend und erzwingt die Frage nach einem Transfer auf die Gegenwart des Lesers aller Zeiten! Roders

Schicksal figuriert somit das Schicksal vieler Lehrer: er war „ein Original, ein Sammler, vielleicht ein leidenschaftlicher Naturfreund“, den die Notwendigkeit irgendwann entweder „in ein kleines abgelegenes Walddorf oder an die Armenschule ihrer Großstadt“ verschlagen hätte.

Im kurz darauf folgenden Roman „Der Hungerpastor“ erleidet Roders Kollege mit dem ominösen Namen Silberlöffel eben solch ein Schicksal; seine Beschreibung gipfelt in einer Frage, die zugleich eine argumentativ treffende Infragestellung der für die Kultur verantwortlichen Behörde ist:

„Karl Silberlöffel, unterschrieb sich der Lehrer auf den Quittungen für die stunden Geldsummen, die ihm der Staat quaterweise auszahlte. Ach, der Arme führte seinen Namen nur der Ironie wegen. Er war nicht mit einem silbernen Löffel im Munde geboren worden. Er hätte dem Kultusministerium viel Stoff zum nachdenken geben müssen, wenn nicht diese verehrliche und hochlöbliche Behörde durch wichtigeres abgezogen gewesen wäre. Wie kann sich die hohe Behörde um den Lehrer Silberlöffel bekümmern, wenn die Frage, welches Minimum von Wissen den untern Schichten der Gesellschaft ohne Schaden und Unbequemlichkeit für die Höchsten gestattet werden könnte, noch immer nicht gelöst ist? Noch lange Zeit werden die mit der Lösung dieser Frage beauftragten Herren die Volkslehrer als ihre Feinde betrachten und es als eine höchst abgeschmackte und lächerliche Forderung auffassen, wenn böswillige revolutionäre Idealisten verlangen, auch ein hohes Ministerium möge seinen Feinden Gutes tun und sie zum wenigsten anständig kleiden und notdürftig füttern.“

Unter der großen Zahl der Auswanderer nach Amerika war der Anteil der vor der Landgendarmerie flüchtigen Lehrer beträchtlich; achtenswert war ihr kultureller Beitrag in der Gemeinde der Kolonisten, wenn auch die Befürchtung nicht von der Hand zu weisen ist, daß sie häufig vom Regen in die Traufe kamen bei den Siedlern, denn die Kinder wurden gebraucht, sei es zur Rodung, Saat und Ernte, sei es zur Verteidigung des bestellten Kulturbodens gegen die Indianer.

Da die Lehrer als Reformer oder Revolutionäre keine Missionare sind, ist Arbeit und Verbleib bei Indios und Indianern in Urwald, Prärie und Savanne kaum vorstellbar – und doch gibt es ein ungewöhnliches Beispiel der Phantasie: ein deutscher Revolutions-Flüchtling wurde der Lehrer des Apachen-Häuptlings Winnetou.

Karl May, der 1857 als Seminarist in Waldenburg seine Lehrer-Ausbildung begonnen und 1861 mit einer Schulamtskandidatenprüfung in Plauen abgeschlossen hatte, war kurze Zeit Hilfslehrer in Glauchau gewesen, ehe er seine wegen Hochstapelei und Diebstahl über ihn verhängten Gefängnis-, Arbeitshaus- und Zuchthausstrafen – insgesamt sieben Jahre – verbüßte. Nein, ein Revolutionär war er nicht, dieser Lehrer, aber ein phantastischer Reformer, der mit der Faust in der Tasche und mit Silberbüchse und Bärenköter das Recht in der Welt herzustellen trachtete – wenn auch nur im Roman; Lehrerfigur und Maß großer Männlichkeit ist der Westler Charly, genannt Old Shatterhand, und Vorbild wahrer Menschlichkeit sein Freund Winnetou. Karl May, der reuige Verbrecher aus verlorener Ehre, entwirft ein Lehrerbild als Ideal-Bild seines geläuterten Selbst: ein Urwald-Lehrer, der den Quell seiner Weisheit in der Wildnis gefunden hat, inmitten der reinen Natur. Kleinh-

petra ist sein Name, und das heißt „weißer Vater“:

„Wir blickten in die Richtung, in welcher diese Worte gesprochen wurden, und sahen einen Mann hinter einem Baume hervortreten. Er war klein, hager und buckelig (...) Sein Auge blickte außerordentlich intelligent, und er brachte trotz seiner Mißgestalt keineswegs einen lächerlichen Eindruck hervor.“

Der Lehrer ist klein und bucklig; möglicherweise provoziert der Buckel den Gedanken an die vom Lehrer seit der Antike erwarteten Bücklinge, das Büken des Sklaven vor seinem Herren und vor der hoch über ihm stehenden Obrigkeit, möglicherweise weckt die bucklige Gestalt auch das Gedenken an verkrümme und verwachsene Pädagogen und Philosophen: Sokrates, Kant, Lichtenberg.

Klekih-petra erzählt seinem Landsmann Old Shatterhand von seinem traurigen Schicksal. Man lasse sich nicht irre machen, wenn er von Gott und seinen Wundern in der Natur berichtet – hier spricht kein Missionar; und man lasse sich nicht blaffen, wenn er sich als Lehrer einer höheren Schule ausgibt, als einen Studierten und Gelehrten – hier spricht kein flüchtiger Professor, sondern ein „Volkslehrer“, das reuige Abbild des hochstapelnden Lehrers Karl May:

„Ich war Lehrer an einer höheren Schule; wo, das zu sagen, ist nicht nötig. Mein größter Stolz bestand darin, Freigeist zu sein, Gott abgesetzt zu haben, bis auf das Tüpfel nachweisen zu können, daß der Glaube an Gott ein Unsinn ist. Ich war ein guter Redner und riß meine Hörer hin. Das Unkraut, welches ich mit vollen Händen aussstreute, ging fröhlich auf, kein Körnchen ging verloren. Da war ich der Massendieb, der Massenräuber, der den Glauben an und das Vertrauen zu Gott in ihnen tötete. Dann kam die Zeit der Revolution. Wer keinen Gott anerkennt, dem ist auch kein König, keine Obrigkeit heilig. Ich trat öffentlich als Führer der Unzufriedenen auf; sie tranken mir die Worte förmlich von den Lippen, das berauschende Gift, welches ich freilich für heilsame Arznei hielt; sie stürmten in Scharen zusammen und griffen zu den Waffen. Wie viele, viele fielen im Kampfe! Ich war ihr Mörder, und nicht etwa der Mörder dieser allein. Andere starben später hinter Kerkermauern. Auf mich wurde natürlich mit allem Fleiße gefahndet; ich entkam. Ich verließ das Vaterland, ohne mich zu grämen.“

Klekih-petra hat bei einem deutschen Pfarrer in Kansas Trost und Hilfe gefunden, aber um sich vollends zu lütern und die Schuld des Revolutionärs zu büßen, ging er in die Wildnis und wurde der Lehrer der Apachen – ein zweifelter Reformer:

„Um mich innerlich zu festigen, floh ich die Welt und die Menschen; ich ging in die Wildnis. Aber nicht der Glaube allein ist's, welcher selig macht. Der Baum des Glaubens muß die Früchte der Werke tragen. Ich wollte wirken, womöglich grad entgegengesetzt meinem früheren Wirken. Da sah ich den roten Mann sich verzweiflungsvoll sträuben gegen den Untergang; ich sah die Mörder in seinem Leibe wühlen, und das Herz ging mir über von Zorn, von Mitleid und Erbarmen. Sein Schicksal war beschlossen; ich konnte ihn nicht retten; aber eins zu thun, das war mir möglich: ihm den Tod erleichtern und auf seine letzte Stunde den Glanz der Liebe, der Versöhnung fallen lassen. Ich ging zu den Apachen und lernte es, mein Wirken ihrer Individualität anzubequemmen. Ich habe Ver-

trauen gefunden und Erfolge errungen. Ich wollte, Sie könnten Winnetou kennenlernen; er ist so eigentlich mein eigenes Werk. Dieser Jüngling ist groß angelegt. Wäre er der Sohn eines europäischen Herrschers, so würde er ein großer Feldherr und ein noch größerer Friedensfürst werden. Als Erbe eines Indianerhäuptlings aber wird er untergehen, wie seine ganze Rasse untergeht. (...) Er ist mein geistiges Kind; ich liebe ihn mehr als mich selbst, und wäre mir einmal das Glück beschieden, die tödliche Kugel, die ihm gelten soll, in meinem Herzen aufzufangen, so würde ich mit Freuden für ihn sterben und dabei denken, daß dieser Tod zugleich eine letzte Sühne meiner früheren Sünden sei!“

Klekih-petra stirbt in der Tat seinen heroischen Tod: er wirft sich vor einen Revolverschuß und rettet sterbend das Leben Winnetous. Als Karl May seinen Klekih-petra modellierte, war das Deutsche Reich schon gegründet worden; als seine Winnetou-Romane die Runde machten und ihm die Villa Old Shatterhand in Radebeul bescherten, war die 1878 verbotene Sozialdemokratische Partei 1891 wieder zugelassen worden – aber nicht für Lehrer! Alle Sympathisanten wurden schärfstens überwacht, am meisten die Lehrer, ihnen drohte wegen revolutionärer Umrüste im ganzen Reich Berufsverbot. Die Reformpädagogik war von ihrer Selbstbezeichnung her schon anrüchig, denn sie strebte nun ganz unverhohlen und öffentlich die Änderungen der Schulverhältnisse an, verständlicherweise angeregt und angeführt von Sympathisanten und Mitgliedern der Sozialdemokratie. Als nach dem mißlungenen Kaiser-Attentat von 1878 die Sozialdemokraten für die Tat verantwortlich gemacht wurden, lag es nahe, abermals die Lehrer, insbesondere die Volksschullehrer schärferen Restriktionen durch die Aufsichtsbehörde zu unterwerfen. Es hagelte Verfügungen und Erlasse. Als Beispiel ein Erlaß:

„Die wahrhaft entsetzliche Verwildierung der Gemüther und Verwirrung der sittlichen Begriffe, welche kürzlich in den gegen die geheiligten Person Sr. Majestät des Kaiser und Königs gerichteten Attentate tatsächlich und zahlreichen dadurch veranlaßten ruchlosen Worte zu Tage getreten sind, stellen insbesondere auch der Deutschen Volksschule ernste und dringende Aufgaben. Mag auch den äußersten Symptomen einer auf den Umsturz der bürgerlichen Gesellschaft abzielenden sozialdemokratischen Gesinnung, welche Eigenthum und Familie, göttliche und menschliche Autorität, treue Liebe zu Kaiser und Reich, zu König und Vaterland, den angeerbten Sinn für moralische Ordnung, die Begeisterung für die Großthaten unserer glorreichen nationalen Geschichte und des Hohenzollern'schen Hauses insbesondere, als überwundene Standpunkte ansieht, auf gesetzlichem Wege sich wirksam begegnen lassen, so können doch die tiefen Schäden des Seelenlebens, welche jenen Erscheinungen zu Grunde liegen, nur von innen heraus geheilt werden. Je mehr aber, wie die Erfahrung lehrt, das Gift bereits in die zartesten Adern unseres Volkslebens, bis in die Jugendkreise hinab, eingedrungen ist, je mehr schon unsere Jugend von einem Schwindelgeiste versucht wird, welcher Genußsucht und Begehrlichkeit an Stelle der Genügsamkeit, Sparsamkeit, Arbeitsscheu an Stelle des Fleißes, Leichtfertigkeit an Stelle der früher gepriesenen deutschen Solidität treten läßt, um so mehr scheint es geboten, die inneren Hebel bereits in der Schule anzusetzen, wo die Herzen für heilsame Gegenwirkung noch besonders empfänglich sind. (...) Schließlich machen wir darauf aufmerksam, daß sowohl die amtlichen wie die freien Lehrerkonferenzen sich besonders dazu eignen, die Frage, wie die Schule den auf Umsturz der bürgerlichen Gesellschaft gerichteten Bestrebungen der

Sozialdemokratie am wirksamsten begegnen kann, speziell zu erörtern, weshalb wir dies Thema für weitere Erwähnung in diesen Kreisen besonders bezeichnen.

Königliche Regierung,
Abtheilung für Kirchen- und Schulsachen.“

In der „Pädagogischen Reform“ – der Titel klingt ironisch, ist aber ernst gemeint – stand ein Artikel mit der Überschrift: „Wie sind durch den Unterricht die Lehrer der Umsturzparteien zu bekämpfen?“ Empfohlen wird,

„durch den Religionsunterricht die Umsturzideen der Sozialdemokraten im Lichte des göttlichen Wortes zu schanden zu machen und christliche Gesinnung der Jugend zu pflegen.“¹²

Die Erlasse gipfeln in der „Allerhöchsten Ordre vom 1. Mai 1889“, die mit der ein Jahr später nachfolgenden Reichsschulkonferenz in Berlin die pädagogischen Richtlinien für das Deutsche Reich ein für allemal festzulegen strebt ist:

„Schon längere Zeit hat Mich der Gedanke beschäftigt, die Schule in ihren einzelnen Abstufungen nutzbar zu machen, um der Ausbreitung sozialistischer und kommunistischer Ideen entgegenzuwirken. In erster Linie wird die Schule durch die Pflege der Gottesfurcht und der Liebe zum Vaterlande die Grundlage für eine gesunde Auffassung auch der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse zu legen haben. Aber ich kann Mich der Erkenntnis nicht verschließen, daß in einer Zeit, in welcher die sozialdemokratischen Irrtümer und Entstellungen mit vermehrtem Eifer verbreitet werden, die Schule zur Förderung der Erkenntnis dessen, was wahr, was wirklich und was in der Welt möglich ist, erhöhte Anstrengungen zu machen hat. Sie muß bestrebt sein, schon der Jugend die Überzeugung zu verschaffen, daß die Lehren der Sozialdemokratie nicht nur den göttlichen Geboten und der christlichen Sittenlehre widersprechen, sondern in Wirklichkeit unausführbar und in ihren Konsequenzen dem Einzelnen und dem Ganzen gleich verderblich sind. (...) Das Staatsministerium wolle hiernach die notwendigen Erörterungen in die Wege leiten und nach Abschluß derselben an Mich berichten.“

Schloß zu Berlin, den 1. Mai 1889

An das Staatsministerium
Wilhelm R.
Fürst von Bismarck“¹³

Historische Vollständigkeit zu erlangen, um den des Umsturzes verdächtigten Lehrer darzustellen, ist nicht erstrebzt, wenn auch ein dringliches Desiderat der Geschichtsschreibung; es wäre anzuraten, daß nicht nur Regulative, Ordres und Erlasse aneinander gereiht, sondern die literarischen Spiegelungen berücksichtigt würden, denn die Literaten sind schließlich die Schüler dieser Lehrer und in literarischen Facetten erscheinen die abgestandenen behördlichen Entschlüsse auf dem Niveau der Reflexion und der Vernunft gleichsam von selbst in satirischer Vergrößerung.

Die zahlreichen Schul-Romane, Schul-Novellen und Schul-Dramen der Kaiserzeit erfordern eine neuerliche Untersuchung; das Ziel dürfte die Frage sein: Wie endeten die unentwegten Reformer und was wurde an ihrem Ende aus der endlosen Reform?¹⁴

Abschließend ein kurzer Blick auf die Gegenwart, denn verständlicherweise

liegt die Frage näher: Wie steht es heute um die beargwöhnten Lehrer als Reformer und Revolutionäre?

Die staatstragenden Regierungen neigen wie von jeher so auch heute dazu, die Schuld an Unruhen und Revolutionen nicht bei sich selber, sondern bei der kritischen Bevölkerung und vor allem bei den Erziehungsorganen zu suchen, denen vorgeworfen wird, versagt, und die beschuldigt werden, ihren Bildungsauftrag und geistigen Führungsanspruch mißbraucht zu haben; dafür sollen sie strengerer Aufsicht oder gar der Maßregelung bedürfen.

Die staatstragende Macht wird also stets bemüht sein, Einfluß zu gewinnen, nicht nur auf den sekundären Sozialisationsprozeß der Kinder, sondern vornehmlich auf die Ausbildung der Lehrer, die möglichst zu treuen Agenten der herrschenden Ideologie herangebildet werden müssen.

Die amtlichen „Radikalen-Erlasse“ mit ihren nachfolgenden „Berufsverbots“ haben zwar eine alte, aber keine ehrwürdige Tradition; als verbale und faktische Phänomene der Gegenwart sind sie durchaus aber nicht nur feudale Relikte in einer modernen Demokratie.

Das Wort „Berufsverbot“ ist ein echt deutsches Wort und wahrscheinlich unübersetzbare, sonst wäre es nicht zum Fremdwort geworden in Europa.

Anmerkungen

- 1 E.R. Huber (Hrsg.); Dokumente zur deutschen Verfassungsgeschichte, Bd. I. Deutsche Verfassungsdokumente 1803-1852, Stuttgart 1961. S. 90 ff.
- 2 Namen der „kriminellen Germanisten“ und Fakten ihrer Verstöße, in: Jörg Jochen Müller: Germanistik - eine Form bürgerlicher Opposition. In: Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaft 2. Hrsg. v. J. J. Müller. Stuttgart: Metzler 1974. S. 40-43.
- 3 Kleinere Schriften I, 226.
- 4 Friedrich Nüchter: Werden und Eigenart der Lehrervereine. S. 9. Zitiert nach Karl Bungardt: Die Odyssee der Lehrerschaft. Hannover: Schroedel 1965², S. 30 f.
- 5 Albrecht Brinkmann: Geschichte der Dortmunder Volksschule S. 27. Zitiert nach Bungardt a.a.O. S. 31.
- 6 Zit. n. Karl Bungardt a.a.O. S. 50. Zur Authenzität der Rede s. dort.
- 7 ebd.
- 8 Zit. n. C. L. H. Prestel: Geschichte des deutschen Lehrervereins in den ersten 50 Jahren seines Bestehens, unter Benutzung von Robert Rißmanns Geschichte des Deutschen Lehrervereins. Leipzig 1921. S. 54.
- 9 Die drei preußischen Regulative vom 1., 2. u. 3. Oktober 1854, im amtlichen Auftrag zusammengestellt von F. Stiehl, Berlin 1854; hier abgedruckt aus L.v. Rönne. Das Volksschul-Wesen des Preußischen Staates. Berlin 1855. Anhang S. 895 ff.
- 10 Hans Martin Schulz: Der alte Herr. In: Raabe-Gedenkbuch; hrsg. v. Constantin Bauer u. Hans Martin Schulz. Berlin 1921. S. 141.
- 11 Centralblatt für die genannte Unterrichtserwartung in Preußen 1888. S. 286-291.
- 12 Pädagogische Reform 12. 1888. Nr. 48.
- 13 In: Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts. Berlin 4. bis 17. Dezember 1870. Berlin 1891, S. 3-5.
- 14 Karl Gutzkow: Die Söhne Pestalozzis. 1871. - Wilhelm Raabe: Der Dräumling. 1871. - Theodor Storm: Vetter Christian. 1872. Peter Rosegger: Die Schriften des Waldschulmeisters. 1875. - Wilhelm Raabe: Horacker. 1876. - Nicolaj Leskov: Das Kadettenkloster. 1880. - Heinrich Seidel: Leberecht Hühnchen. 1882. - C. F. Meyer: Die Leiden eines Knaben. 1883. - Wilhelm Raabe: Pfisters Mühle. 1884. - Fr. Spielhagen: In Reih und Glied. 1886. - Fr. Spielhagen: Was will das werden? 1887. - Wilhelm Raabe: Das Odfeld. 1888. - S. Kielland: Gift. 1888. Dt. Übs. aus dem Schwed. C. v. Saromo. - Arno Holz: Der erste Schultag. 1889. - Leopold von Adrian: Der Garten der Erkenntnis. 1891. - Hans Hoffmann: Das Gymnasium zu Stolpenburg. 1891. -

Frank Wedekind: Frühlings Erwachen. 1891. - Julius Langbehn: Rembrandt als Erzieher. 1891. - Dort Kap.: Der deutsche Professor. - Theodor Fontane: Jenny Treibel. 1892. - Ernst von Wildenbruch: Edles Blut. 1893. Adele Osterloh: Oberlehrer Gesenius. 1896. - Otto Julius Bierbaum: Stilpe. 1897. - Karl Busse: Die Schüler von Polajewo. 1901. - Friedrich Huch: Peter Michel. 1901. - Thomas Mann: Die Buddenbrooks. 1901. - Rudolf Huch: Hans der Träumer. 1902. - Friedrich Huch: Peter Michel. 1902. - Rainer Maria Rilke: Die Turnstunde. Entst. 1899. Pbl. 1904. - Otto Ernst: Flachsmann als Erzieher. 1901. - Marie v. Ebner-Eschenbach: Der Vorzugs-schüler. 1902. - Emil Strauß: Freund Hein. 1902. - Paul Ernst: Der schmale Weg zum Glück. 1902. - Felix Kolländer: Der Weg des Thomas Truck. 1903. - Hermann Sudermann: Sturmgeselle Sokrates. 1903. - Hermann Sudermann: Glück im Winkel. 1905. - Arno Holz/Oskar Jerschke: Traumulus. 1905. - Gustav Frenssen: Hilligenlei. 1905. - Alexander Kuprin: Kadetten. 1905. - Theodor Fontane: Der Stechlin. 1905. - Otto Ernst: Asmus Semper. Ein Bildungsroman. 1904 ff. - Heinrich Mann: Professor Unrat. 1905. - Robert Musil: Die Leiden des Zöglings Törless. 1905. - Fritz Pistorius: Tertianerzeit. 1905. - Ludwig Thoma: Lausbubengeschichten. 1905. - Hermann Stegmann: Die als Opfer fallen. 1906. - Walter Blöm: Der krasse Fuchs. 1906. - Dort Nov. Abdankung. - Hermann Hesse: Unterm Rad. 1906. - Carl Hauptmann: Einhart der Lächler. 1907. - Hermann Wette: Spökerkicker. 1907. - Friedrich Huch: Mao. 1907. - Thomas Mann: Königliche Hoheit. 1909. - Felicitas Rose: Heideschulmeister Uwe Karsten. 1909. - Johanne Wolff: Hanneken. 1912. - Thomas Mann: Wie Jappe und Do Escobar sich prügeln. 1914. - Leonhard Frank: Die Räuberbande. 1914. - Leonhard Frank: Die Ursache. 1913. - Arnold Zweig: Novellen. 1916. - Dort Nov.: Allah.

Siegfried Macht Einstellung

Nach seiner Einstellung gefragt
z. B. zum Staat
antwortete Herr P.:
Ich warte schon seit Jahren auf eine
z. B. vom Staat.

Edgar Elsen Der mündliche Bürger

Hör doch
Du mündlicher Bürger
Jetzt darfst Du entscheiden
Wir sprechen Dir vor
Und Du
Sagst ja oder nein
Sag ja

Rudolf Geissler Der alte Götze als moderner Gott

Zur Rolle des Geldes in Marcel Pagnols Komödie „Topaze“

Der Aufstieg eines ebenso rechtschaffen denkenden wie komisch-antiquiert konzipierten Pädagogen zum Schieber großen Stils ist Gegenstand der im Jahre 1928 in Paris uraufgeführten und seither weltweit über 6000mal gespielten Komödie „Topaze“ des französischen Dramatikers und späteren Cineasten Marcel Pagnol.

Die Handlung des Stücks — so Pagnols Regieanweisung gleich zu Beginn — „spielt in unseren Tagen in einer großen Stadt“. Der dreißigjährige Sittenlehrer Topaze verkörpert jene Moral, die sich hinter den Lösungen verbirgt, die über seinem Katheder im Internat Muche auf Spruchbändern zu lesen sind: „Armut ist keine Schande“, „Müßiggang ist aller Laster Anfang“ und „Geld macht nicht glücklich“. Neben einem ethischen Rigorismus, den Topaze in Formeln und Parabeln vorträgt — was ihn um so mehr dem respektlosen Gelächter seiner Schüler aussetzt — sind Bonhomie und linkische Galanterie die Hauptkennzeichen des weltfremden Erziehers: Gegenüber den korrupten Machenschaften des Internatsdirektors Muche, der als wandelnde Preisliste weit mehr die Geldbörse der Eltern seiner Schüler als die Bildung seiner Zöglinge im Sinn hat, ist Topaze ebenso blind wie gegenüber der Raffinesse von Muches Tochter Ernestine, die sein ätherisches Werben warmhält, indem sie „nur ihm“ die Korrektur von Diktatheften anvertraut, die aus ihrer eigenen Klasse stammen; so verlängert sie ihre Freizeit.

Bescheiden wie er ist, fügt sich der schlechtbezahlte Lehrer auch dem Bescheid der Schulbehörde, die von ihm beantragten akademischen „Palmen“ könne er vorerst nicht erhalten, obwohl — so die demagogische Nachricht des Direktors Muche — alle wüssten, „Herr Topaze verdient die Palmen zehnmal!“

Als der um seine Vorbildlichkeit ringende Lehrer mit den Geldpraktiken seines Direktors zusammenstößt, als er sich weigert, dem Sohn einer adeligen Familie gegen ein Bestechungsgeld — das anzunehmen Muche ihn bedrängt — eine bessere Note zu geben, muß Topaze die Schule verlassen.

Über Suzy, die — was Topaze nicht weiß — ausgehaltene Kokotte eines Pariser Stadtrats, deren angeblichem Neffen er Privatstunden erteilen will, lernt der dispensierte Sittenlehrer den Stadtrat und Großschieber Castell-Bénac kennen, dem es, zusammen mit Suzy, gelingt, Topaze als „Direktor einer Agentur“ einzusetzen. Das heißt, als Strohmann für die Schiebergeschäfte Castells. Der anfangs ahnungslose, für den Brotverdienst dankbare Topaze erkennt schließlich seine wahre Funktion und will ausbrechen. Seine Sympathie für Suzy und seine eigenen kompromittierenden Unterschriften halten ihn jedoch von einer Umkehr ab — trotz der Gewissensbisse, der einsetzenden Depressionen und des zeitweiligen Verfolgungswahns.

In seiner neuen Stellung lernt der einstige Lehrer die Menschen von einer ihm bislang unbekannten Seite kennen. Ihm, der nunmehr in die Schieberge-

schäfte und in die Korruptionsmentalität aller möglichen Exponenten des gesellschaftlichen Lebens Einblick gewinnt und mit gewaltigen Geldsummen operieren muß, legen sich die nun fast zu Füßen, die über ihn lachten, als er noch arm war. Sein einstiger Chef Muche bietet Topaze die einst vehement verweigerte Hand von Tochter Ernestine an, in der Hoffnung, am Wohlstand des Arrivierten teilhaben zu können. Auch die akademische Auszeichnung, auf die Topaze zehn Jahre lang wartete, fliegt nun durch Protektion ins Haus. Angesichts dieses Wandels beschließt der Rechtschaffene die Anpassung an die Verhältnisse. Er wird zum rücksichtslosen Schieber und überrundet dabei seinen Lehrmeister Castell-Bénac, dem er die Kokotte Suzy abspenstig macht. Er betreibt Geschäfte nicht mehr mit städtischen Geldern, sondern nur noch mit Ministern, Abgeordneten und Mitteln aus dem Staatshaushalt. Das Geld, so Topaze im letzten Akt der Komödie gegenüber seinem Freund Tamise, ist „la forme moderne de la force“, die moderne Form der Gewalt.

Pagnols Satire als Illustration der Marxschen Überbau-Diagnose

Die Komödie „Topaze“, die im deutschsprachigen Raum unter dem Titel „Das große ABC“ aufgeführt wurde, bezeichnet Helmut Prang als eine „bittere Gesellschaftssatire auf die Zeit nach dem I. Weltkrieg“². Hansres Jacobi benennt als spezifisches Angriffsziel von Pagnols Satire „die überhandnehmende Korruption der Nachkriegszeit“³. Beide Aussagen sind allemal richtig. Mehrere Partien des Stücks verweisen auf den aktuellen Anlaß, die explosionsartig sich entwickelnden Produktivkräfte in der europäischen und damit auch der französischen Hochkonjunktur der zwanziger Jahre.⁴ So setzt der korrupte Stadtrat Castell-Bénac bei der Suche nach einem Strohmann für seine Finanzmanipulationen ausdrücklich eine vermeintlich übertriebene „honnêteté“ (Rechtschaffenheit) als angebliche Vorkriegsmentalität gegen den „esprit moderne“ ab, der für die Abwicklung der einschlägigen Nachkriegsgeschäfte als erstrebenswert dargestellt wird. Suzys Ermahnung gegenüber Castell-Bénac, er solle im Geschäftsgebaren „Ausbrüche an Beleidigungen“ unterdrücken und überhaupt alle Emotionalität abstreifen, verweist zurück auf den auch in Deutschland zu dieser Zeit gefragten Stil einer ‚neuen Sachlichkeit‘ des Lebens.⁵ Die Zerstreuungssucht der von Langeweile getriebenen Sekretärinnen des arrivierten Topaze, ihre inszenierte Neigung zu sexueller Liberalität, zu Alkoholismus, ihr Entzücken an glitzernder Reklame — all das sind Indizien für die in starkem Maße amerikanisierte Lebensweise in den zwanziger Jahren.

Pagnols Komödie ist ein Reflex der aktuellen politischen und ökonomischen Situation, und dennoch ist sie objektiv mehr. Obgleich bisher keine biographischen Anhaltspunkte dafür vorliegen, daß sich Pagnol jemals mit den Klassikern des wissenschaftlichen Sozialismus beschäftigt hätte, liest sich sein „Topaze“ in weiten Teilen als eine Veranschaulichung der von Marx und Engels im „Kapital“ und im „Manifest der Kommunistischen Partei“ beschriebenen gesellschaftlichen Phänomene unter den Bedingungen der privaten Warenproduktion und der Akkumulation des Kapitals.

Das ‚totalitäre‘ Wesen des Geldes und der Warenfetischismus

Deutliche erste Hinweise auf seine Sicht der von der entwickelten Geldwirtschaft geprägten Gesellschaft und die entsprechende Geisteshaltung ihrer Mitglieder bietet Pagnol im ersten Akt des Stückes.

Dort kontrastiert er den offensichtlich veralteten Humanismus des Topaze, der seiner Schulkasse durch rhetorische Fragen moralisches Bewußtsein vermitteln will, mit den kommerziell-pragmatischen Antworten der Schüler. Als der Lehrer das Beispiel eines Mannes vorführt, dem es auf ehrlose Weise gelungen sei, sich zu bereichern, und dem es infolgedessen unmöglich sei, wie ein König zu leben, bejaht einer der Schüler die Frage, ob solch ein Mensch je Freunde haben könne, mit der Begründung: „Um in seinem Auto mitfahren zu dürfen.“ Das einschlägige Denkghetto der Jugendlichen vermag Topaze selbst dort nicht aufzubrechen, wo er in seiner Verzweiflung über den Werteverfall unter den Zöglingen die erste Silbe des französischen Wortes für Gewissen (*conscience*) vorgibt: ein Mensch, der auf unehrliche Weise Vermögen erworben habe, werde — so der Lehrer — überall ruhelos sein, denn ihm fehle die Zustimmung „de sa cons . . . de sa cons . . .“ — „de sa concierge“, antwortet einer der Schüler; er dachte an den Hausmeister.

Was sich hier — ironisch verbrämmt — einstweilen nur andeutet, der Anachronismus einer idealistischen Moral, hatten Marx und Engels achtzig Jahre vor der „Topaze“-Premiere im „Kommunistischen Manifest“ als ideelles Resultat der bürgerlichen Revolution der Ökonomie konstatiert. „Alle festen, eingeroesteten Verhältnisse mit ihrem Gefolge von altehrwürdigen Vorstellungen und Anschaunungen werden aufgelöst . . . Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweihlt, und die Menschen sind endlich gezwungen, ihre Lebensstellung, ihre gegenseitigen Beziehungen mit nüchternen Augen anzusehen.“⁶

Was Pagnol im späteren Verlauf seiner Komödie vorführt, sind die auffälligsten und freilich zugespitzten Erscheinungsformen dieser Umwälzung.

Bilder universeller Käuflichkeit

In der vom Autor entworfenen Stadt ist der individuelle und der korporative Drang zur Bereicherung auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens zu spüren.

Da ist ein bestechlicher und bestechender, als charakterloser Gauner gezeichneter Stadtrat, der seine Schiebergeschäfte mit demagogischen Parlamentsreden über den Nutzen von Kehrmaschinen schmückt, die für die Stadtreinigung angeschafft werden sollen. Castell-Bénacs persönliche Gewinnsucht ist durch einen eher als systemimmanent zu charakterisierenden Motivationszusammenhang relativiert: er spricht (beim Werben um Topaze als Strohmann) vom Projekt einer Agentur, „die alle Bedarfsgüter-Angelegenheiten zentral regeln wird“. Castell macht damit eine Äußerung, hinter der die Idee vom staatsmonopolistischen Kapitalismus, von der Verflochtenheit von Staat und Finanzkapital, aufscheint.

In den „Ökonomisch-Philosophischen Manuskripten“, die Marx 1844 in Pa-

ris schrieb, heißt es, „das Geld als der existierende und sich betätigende Begriff des Wertes“ repräsentiere in seiner Funktion als „Alleswechsler“ und „Allestauscher“ die „verkehrte Welt“ schlechthin. Castell-Bénac, der die Zustimmung der Gewerkschaften zur Anschaffung der Kehrmaschinen braucht, weil diese Arbeitsplätze vernichten, vermag die Solidarität der Gewerkschaft mit ihren Mitgliedern gegen eine Solidarität der Gewerkschaftsführer mit den Betreibern der drohenden Rationalisierung einzutauschen. Er, der viel zu viele „Schurkereien“ der anderen kennt, „als daß man mir meine Unregelmäßigkeiten vorhielte“, kauft schließlich auch der Presse, der Lokalzeitung mit dem vielsagenden Namen „la conscience publique“ (das öffentliche Gewissen), eine kompromittierende Story ab. Im „eiskalten Wasser egoistischer Be-rechnung“^{8a} (Marx) ist längst auch die gefühlsmäßige Bindung Castells an seine Angetraute Suzy ertrunken: erfolgreich erpreßt die Mitwisserin den wohlhabenden Geschäftemacher. Die „Versachlichung“ gesellschaftlicher Beziehungen bleibt so auch im persönlichen Bereich nicht außen vor. „Die Bourgeoisie hat dem Familienverhältnis seinen rührend-sentimentalen Schleier abgerissen und es auf ein reines Geldverhältnis zurückgeführt.“^{8b} Die Stadt, die Pagnol vorstellt, ist als Typus, als Mikromodell der Gesellschaftsordnung seiner Zeit, nicht aber als Kuriosum ausgewiesen: in einem Gespräch mit Topaze warnt Roger, ein früherer Komplize Castells, den bereits entlassenen Sittenlehrer vor der Annahme, der korrupte Stadtrat habe die neue Form des Umgangs erfunden. „... sie ist die Grundlage aller demokratischen Regierungsformen ... der anderen übrigens auch.“

Das Geld als doppelter „Vermögens“-Bildner

Während Pagnol die Allmacht des Geldes vor Augen führt, indem er die Universalität der Geld-Eigenschaften illustriert, taucht in seiner Komödie implizit auch die Idee einer Übertragung der Geld-Eigenschaften auf den Besitzer auf; jene Vorstellung, die Marx in seinen Ökonomisch-Philosophischen Manuskripten näher ausführt.

Auf die Bemerkung des noch skrupulösen Topaze, Geld mache nicht glücklich, antwortet Suzy im dritten Akt der Komödie: „Nein, aber Geld kauft das Glück denen ab, die das Glück machen.“⁹

Wer demnach Glück kaufen kann, ist glücklich, ja, er ist das Glück.

– Dem linkischen und keinswegs gutaussehenden, inzwischen aber reich gewordenen Topaze wird die Tochter des Internatsdirektors zur Heirat angeboten. Marx hatte zur Charakterisierung des Geldes folgendes Beispiel gewählt: „ ich bin häßlich, aber ich kann mir die schönste Frau kaufen. Also bin ich nicht häßlich, denn diese Wirkung der Häßlichkeit, ihre abschreckende Kraft, ist durch das Geld vernichtet.“¹⁰

Dem schüchternen, unbeholfenen, leicht zu übervorteilenden Sittenlehrer wurden die akademischen Palmen verweigert; dem mit Geld gesegneten Schieber Topaze stehen sie zu. Bei Karl Marx klingt das so: „... das Geld ist geehrt, also auch sein Besitzer. Das Geld ist das höchste Gut, also ist sein Besitzer gut.“¹¹

Genau dieser Rang, dieses Ansehen, das Topaze — nachdem er auf unehrli-

che Weise reich geworden ist — genießt, unterscheidet ihn von der Figur des „Turcaret“ in Lesages gleichnamigem Werk. Fälschlicherweise stellen die Autoren des Kindlerschen Literatur-Lexikons ihn Topaze zur Seite.¹² Paul Surer hat bereits darauf hingewiesen, daß sein plötzlicher Reichtum den Haß und die Verachtung der Umwelt zur Folge hat.¹³

Für die Nähe der Welt-Bilder (nicht der analytischen Methoden!) von Marx und Pagnol spricht ferner eine zentrale Passage des Werks, in der sich Topaze über die Rolle des Geldes äußert.

Marx schrieb in seinen Pariser Manuskripten: „Die Eigenschaften des Geldes sind meine — seines Besitzers — Eigenschaften und Wesenskräfte. Das, was ich bin und vermag, ist also keineswegs durch meine Individualität bestimmt.“¹⁴ Bei Topaze, der sich gegen Ende der Komödie an seinen früheren Lehrerkollegen Tamise richtet, klingt der Marxsche Gedanke so: „Oh, das Geld ... Du kennst seinen Wert nicht ... Das Geld kann alles, erlaubt alles, gibt alles ... Wenn ich ein modernes Haus will, einen unsichtbaren falschen Zahn, wenn ich die Erlaubnis haben will, am Freitag Fleisch zu essen, ein Lob auf mich in der Zeitung oder eine Frau in meinem Bett ... Man braucht nur diese Truhe halb öffnen und das kleine Wort sprechen ‚Wieviel‘ ... Bequemlichkeit, Schönheit, Gesundheit, Liebe, Anerkennung, Macht — ich halte alles das in meiner Hand ...“¹⁵

Einstweilen ist festzuhalten: über die vordergründige, aktuell-zeitgeschichtliche Korruptionskritik hinaus bestätigt Pagnol theoretische Ausführungen Marxens über die Phänomene der entwickelten Geldwirtschaft. Der von Marx in den „Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie“ diagnostizierte Verfall der alten Überbau-Strukturen ist der Angelpunkt des kritischen Gehalts der Komödie. „Patriarchalische, wie antike Zustände (ebenso feudale), verfallen ... ebenso sehr mit der Entwicklung des Handels, des Luxus, des Geldes, des Tauschwertes, wie die moderne Gesellschaft in gleichem Schritt mit ihnen emporwächst.“¹⁶

An diesem Punkt endet nun allerdings auch die Übereinstimmung zwischen dem Theoretiker Marx und dem Dramatiker Pagnol.

„Der Mensch ist schlecht“ oder: Der Offenbarungscharakter des Geldes und der Fatalismus Pagnols

Daß das Geld „die Tugend in Last“¹⁷ verwandelt, steht für Marx fest. Doch ist das für ihn eine nur durch die ökonomischen Verhältnisse, nur durch die geschilderte Allmacht des Geldes und dessen bewußtseinsverändernde Funktion bewirkte Konsequenz. Marx und Engels stellen in ihrer Schrift „Grundzüge des Kommunismus“ eine Gesellschaft in Aussicht, in der „das Geld überflüssig geworden“ und „die Menschen so weit verändert“ sind, „daß auch die letzten Verkehrsformen der alten Gesellschaft fallen können.“¹⁸ Diesen menschlichen und historischen Optimismus teilt Pagnol nicht. Der Dramatiker vertritt eine pessimistische Anthropologie. In seinem Gespräch mit Tamise gegen Ende des Stücks macht Topaze deutlich, daß eine dem Menschen eingeborene Neigung oder Disposition zum Egoismus dem — unbestrittenen und, wie zu sehen war, heftigen — Zugriff „von außen“

entgegenkommt. Topaze begründet seinen Aufstieg zum Großschieber mit einer Anlage zu moralischer Hinfälligkeit. „Ich bin vom rechten Weg abgewichen und nun reich und respektiert.“¹⁹ Seine anthropologische Skepsis („... die Menschen sind nicht gut“²⁰) untermauert der einstige Sittenlehrer mit einem — freilich sarkastisch zugespitzten — Rückgriff auf vermeintliche Lebensbräuche in alten Zeiten, wobei er insbesondere „die Frauen“ aufs Korn nimmt. Sie, so Topaze, bevorzugten seit jeher reiche Männer. „... das ist natürlich. In prähistorischen Zeiten, während die Männer das Jagdtier zerlegten und um die Fetzen stritten, schauten die Frauen von ferne zu. Und als die Männchen sich zerstreuten und ihre Stücke wegtrugen — weiß du, was da die Frauen machten? Verliebt folgten sie dem, der das größte Beefsteak hatte.“²¹

Die Erfahrung, daß Menschen nicht gut sind, machte Topaze in der Begegnung mit einer Welt, in der das Geld, wie er formuliert, „die moderne Form der Gewalt“ darstellt. Nach seiner Logik ist das Geld demnach nicht nur generell die alles bezwingende Kraft, sondern speziell auch Herausforderer menschlicher Schwächen. Das resignative Ende der Komödie kommt indes nicht nur über diese Idee zustande.

Tamises Entscheidung, eine Stelle als gutbezahlter Sekretär des Finanzmanipulators Topaze anzunehmen, entspringt auch seiner eigenen Verführbarkeit. Ausschlaggebend für den Entschluß ist aber ein anderer Gesichtspunkt. Im letzten Gespräch zwischen Tamise und Topaze läßt Pagnol den Begriff „Fortschritt“ als Synonym für die vom Kapitalbesitz geprägten Verhältnisse gebrauchen. Topaze wirbt um Tamise mit den Worten: „Du könntest tausendmal glücklicher sein, wenn du den Fortschritt genießen könntest.“ Auf diese Weise erhält der Begriff „Fortschritt“ eine Nebenbedeutung im Sinne eines ebenso inhaltlich fest umrissenen wie unaufhaltsamen Vorgangs; der Ist-Zustand (private Warenproduktion und private Macht) ist durch den Kontext des Dramas ja festgeschrieben. Aus dieser Sicht der gesellschaftlichen Situation bleibt im Grunde weder Tamise noch Topaze — der keineswegs, wie etwa Castell-Bénac, als gesinnungsloser Lump gezeichnet ist — eine andere Wahl, als sich dem offensichtlich blinden Schicksal zu ergeben und die eigenen Schäfchen ins trockene zu bringen.

Die fatalistische Lösung des Boulevardstücks und die traditionellen Mittel der Farce nehmen der Sozialkritik erheblich an Schärfe, gewiß. Die in weiten Teilen scharfsinnige Diagnose aber bleibt. Pagnol habe, so Werner Ross gernüßlich in der FAZ, „französisches Ohnsorg-Theater“²² auf die Bühne gebracht. Das kann eigentlich nur heißen, daß Ross bei Lektüre des Stücks immer an der falschen Stelle lachen mußte.

Anmerkungen

1 Alle deutschsprachigen Dramen-Zitate in dieser Studie wurden auf der Grundlage des französischen Textes übersetzt, auf den auch die Seitenangaben zu den Zitaten verweisen. Marcel Pagnol: *Topaze*. Paris (Presses Pocket) 1982. Hier: S. 8.

2 Helmut Prang: Geschichte des Lustspiels. Stuttgart 1968, S. 366.

3 Hansres Jacobi: Vorwort zu : Marcel Pagnol: Dramen. München 1961, S. 10.

- 4 Vgl. dazu: Heinz Köller/Bernhard Töpfer: Frankreich. Ein historischer Abriß, Köln 1978. S. 547.
 5 Zur „Neuen Sachlichkeit“ vgl., zum Beispiel: Helmut Lethen: Neue Sachlichkeit. Studien zur Literatur des ‚Weißen Sozialismus‘. Stuttgart 1970. V. a. S. 19-57.
 6 Karl Marx/ Friedrich Engels: Manifest der Kommunistischen Partei, Berlin (29. Aufl.) 1967, S. 46.
 7 Karl Marx: Texte zu Methode und Praxis II. Pariser Manuskripte 1844. Reinbek, 1969, S. 107.
 8a Manifest, a. a. O., S. 45.
 8b Ebd., S. 46.
 9 „Non, mais il l'achète à ceux qui le font“. Topaze, a. a. O., S. 195.
 10 Manuskripte, a. a. O., S. 105.
 11 Ebd.
 12 Vgl. Kindlers Literatur-Lexikon, S. 9441.
 13 Vgl. Paul Surer: Marcel Pagnol, In: *L'Information Littéraire* 8, 1956, S. 187-189. Hier: S. 188, Fußnote 1.
 14 Manuskripte, a. a. O., S. 105.
 15 Topaze, a. a. O., S. 268 f.
 16 Karl Marx: Grundrisse der politischen Ökonomie, S. 76. Zit. nach: Marx/Engels/Lenin: Über Kultur, Ästhetik, Literatur. Ausgewählte Texte, Leipzig 1973, S. 155.
 17 Manuskripte, a. a. O., S. 106.
 18 Friedrich Engels: Grundzüge des Kommunismus, Berlin (DDR) (4. Aufl.) 1968, S. 26.
 19 Topaze, a. a. O., S. 267.
 20 Ebd., S. 269.
 21 Ebd., S. 271 f.
 22 Werner Ross: Beim Schreiben lauthals gelacht. „Ganz Persönliches“ — Marcel Pagnols Theaterinnerungen. In: FAZ vom 16. 5. 1983, Feuilleton-Seite II

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.

KÜRBISKERN - Literatur, Kritik, Klassenkampf - wird herausgegeben von Friedrich Hitler, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitler (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Oskar Neumann.

Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 146/Rgb., 8000 München 40. Verantwortlich für Anzeigen: Gertrud Dietz, Anschrift wie Verlag.

Verlag: Dammitz im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, Postfach 920, 4040 Neuss.

Gesamtherstellung: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, 4040 Neuss.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint viertjährlich (März, Juni, September, Dezember). Einzelheft DM 8,50, Jahresabonnement DM 32,- inkl. MwSt. + Porto. Studentenabonnement DM 27,-. Kündigung bis spätestens 31. Oktober. Nicht gekündigtes Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr.

Postcheckkonto: PSchA Essen, Kto.-Nr. 3736 69-431 (BLZ 360 100 43).

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt beim Verlag.

ISSN 0023-5016.

Richard Albrecht

(W)Ende des neuen deutschen Kriminalromans

Literatur-soziologische Beobachtungen eines populären Genres

„Ein Verbrecher produziert Verbrechen. Betrachtet man näher den Zusammenhang dieses letzten Produktionsweigs mit dem Ganzen der Gesellschaft, so wird man von vielen Vorurteilen zurückkommen. Der Verbrecher produziert nicht nur Verbrechen, sondern auch Kriminalrecht und damit auch den Professor, der Vorlesungen über das Kriminalrecht hält, und zudem das unvermeidliche Kompendium, worin dieser selbe Professor seine Vorträge als ‚Ware‘ auf den allgemeinen Markt wirft ... Der Verbrecher produziert ferner die ganze Polizei und Kriminaljustiz, Scherben, Richter, Henker, Geschworene usw.... Der Verbrecher produziert einen Eindruck, teils moralisch, teils tragisch, je nachdem, und leistet so der Bewegung der moralischen und ästhetischen Gefühle des Publikums einen ‚Dienst‘. Er produziert nicht nur Kompendien über das Kriminalrecht, nicht nur Strafgesetzbücher und damit Strafgesetzgeber, sondern auch Kunst, schöne Literatur, Romane ...“¹

I.

Als Anfang der sechziger Jahre ein prominenter akademischer Germanist in der Bundesrepublik nachwies, daß der Kriminalroman nicht nur besser als sein literaturwissenschaftlicher Ruf sein kann, sondern auch als populäres literarisches Genre Aufmerksamkeit verdient², war in der Tat nicht abzusehen, daß sich, in der Bundesrepublik, schon in den siebziger Jahren ein *neuer deutscher Krimi* entwickeln würde; dessen Anliegen es war, in besonderer Weise Unterhaltungs- und Aufklärungsansprüche entsprechend der allgemeinen Aufgabe von Literatur – delectare et prodesse – zu verbinden. Unterhaltende Aufklärung oder aufklärende Unterhaltsamkeit war also angesagt. Und nicht beim entspannenden Lektüregenuß sollte es bleiben. Sondern – über den Leser – sollte auch die Möglichkeit gesellschaftlicher Veränderung vermittelt und transportiert werden.

Inzwischen ist auch diese Entwicklung, Mitte der achtziger Jahre, in mehrfacher Hinsicht eingeholt worden. Das unterhaltungsliterarische Genre Krimi wurde zunehmend – wie beispielsweise erkennbar an einem „reader“ zum Krimi³, einem Krimi-„Führer“⁴ und zuletzt an einem akademischen „Lehrbuch“ über den Kriminalroman⁵ – fachwissenschaftlich anerkannt. Didaktischen Vorüberlegungen wie etwa denen von Erika Dingeldey⁶ und ersten Erprobungen im Schulunterricht⁷ folgten Ansätze in die Breite⁸. Und sogar im Schulfunk lief inzwischen eine vierteilige Serie über den Krimi, die mit Sjöwall/Wahlöös deutsch unter dem Titel „Und die Großen läßt man laufen“ (Reinbek: rororo-thriller 2264, 1972) veröffentlichten sechsten Band der „Roman(e) eines Verbrechens“⁹ ausklang¹⁰.

Die Entwicklung der unterhaltungsliterarischen Gattung Kriminalroman war parallel jedoch entgegengesetzt, ja kontrapunktisch. Sie ist gerade um die Jah-

reswende 1984 gleich doppelt mit befriedigender Häme vermerkt worden: einmal, im Novemberheft des *Playboy*, unter dem Titel „Mörderische Abgründe“:

„Die Zeiten, als immer der nadelgestreifte Aktenkoffer-Kapitalist der Bösewicht war, sind – Gott sei Dank – vorbei. Die Schulbuch-Geschichten über die gesellschaftlichen Ursachen von Mord und Totschlag aus den Federn von Soziologie-Professoren (-ky), Gerichtsberichtern (Michael Molsner) und ehemaligen Spiegel-Redakteuren (Felix Huby) haben ausgedient. Dafür erzählen neue Autoren jetzt spannende, originelle und zeitnahe Storys aus den Großstädten, über deutsch-deutsche Agenten-Intrigen und Inneres aus der Terrorszene. *Der Junge Deutsche Krimi* hat den Neuen Deutschen Krimi in die Altpapiersammlung geschickt.“

Und über den deutschen Sender, der im Rahmen seiner sonntagabendlichen Krimi-Hörspielstunde immer noch die so abqualifizierten Autoren des neuen deutschen Krimi zu Wort kommen läßt, kam noch kurz vor Jahresausgang der massive Vorwurf der Linkslastigkeit¹¹.

II.

So weit – so schlecht. Doch auch wenn so deutlich die Wende angesagt ist, sehe ich keinen Grund, mich nach der Botschaft zu richten und nun meine Sammlung neuer deutscher Krimis der siebziger Jahre einem Altpapierehändler zu übergeben. Denn was immer an neueren Lesarten – um nicht zu sagen: Legenden – über den neuen deutschen Krimi und seine Hauptvertreter in Umlauf gebracht werden mag – eines scheint mir auch für ihn und seine Entwicklung sicher: daß er immer schon eng mit der gesellschaftlichen Entwicklung im allgemeinen verzahnt war¹², damit auch die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft selbst ausdrückt, und daß das Genre Kriminalroman überhaupt aufgrund seiner Popularität in der Tat hervorragend „zur Sozialkritik geeignet“ ist¹³. Und daß drittens schließlich, nicht zuletzt durch sogenannte Adaptionen unterhaltsamer und aufklärerischer Krimistoffe in Fernsehen und Film – auch beispielsweise von -ky und Michael Molsner – diese konkrete bundesdeutsche „Sozialkritik“ gelegentlich auch die massenliterarischen „Marktplätze“ (Brecht) erreichen konnte.

Die Entwicklung des bundesdeutschen progressiven, linken Serienkrimi in den 70er Jahren ist vor allem mit drei Autoren verbunden: Michael Molsner, -ky und Richard Hey. Ihre Kriminalromane, von denen jeweils einige verfilmt und, auch im Rahmen der Serie „Tatort“, im Fernsehen gesendet wurden, kommen zunächst mit den in ihnen „eingekapselten Inhalten“ (Siegfried Kracauer) in den Blick: Krimi-Literatur also als Quelle und Ausdruck einer Entwicklung und zugleich der Entwicklung eines populären Genres.¹⁴

III.

„Ich habe Unterhaltungsliteratur zu schreiben versucht, weil gesellschaftliche Realität, Abhängigkeit und Herrschaft mich interessieren. Und ich habe die Krimiform gewählt, weil im Krimi besonders schonungslos nach den Ursachen der

Gewalt als einer Ausdrucksform von Herrschaft gefragt wird. Das war damals keine bewußte Entscheidung. Ich hatte nur eben, als ich zu schreiben anfing, den – weiter gar nicht durchdachten – Eindruck, als sei Gewalt der beängstigende Normalfall unseres täglichen Lebens.“¹⁵

Dieses Aufklärungsanliegen, das weder die Obszönität der gesellschaftlichen Fakten und die Kriminalität der sie hervorbringenden Sozialverhältnisse noch die latente Normalität des Faktums „Mord“ ausspart, macht denn auch die Besonderheit der Kriminalromane und -erzählungen von Michael Molsner aus: „Und dann hab ich geschossen“ (1968), „Harakiri einer Führungskraft“ (1969), „Rote Messe“ (1973).

Die beiden Kriminalromane, die Molsner nach seinen bayerischen „Tatort“-Drehbüchern geschrieben hat – „Tote brauchen keine Wohnung“ (1980) und „Das zweite Geständnis des Leo Koczyk“ (1979) –, thematisieren jeweils wesentliche kriminelle – dabei durchaus übliche – Praktiken bundesdeutscher Wirklichkeit: einmal die systematische, profitorientierte Wohnraumzerstörung, zum anderen den „heißen“ Abriß durch Feuerlegen, um Versicherungen auszunehmen. Diese Kriminalromane sind, in stärkerem Maße als Molsners erste drei, auch auf äußere Spannung angelegt und auf die (durch das Medium Fernsehserienkrimi vorgegebene) polizeiliche Ermittlungsgruppe zugeschnitten. Zugleich aber stattet der Autor diese in der „Tatort“-Serie oft zu Schablonen verkommenen Polizeifiguren mit innerem Inventar aus und schreibt ihnen Konflikte zu, – nicht zuletzt solche, die sich aus ihrer Rolle als Agenten der Verfolgerbehörde ergeben.

In seinem ersten durchgängig erzählten Roman, der außerhalb der Krimireihen unter dem Titel „Eine kleine Kraft“ (1980) erschien, führt uns der Autor in die bayerische Provinz, um in Form „großer“ Unterhaltungsliteratur einmal ihren Herrschaftscharakter und dessen alltägliche Reproduktion zu stilisieren. Dabei beschreibt Molsner auch hier das Klima „vom Kampf ums wöchentliche oder monatliche Geld“, denunziert den für viele noch immer unerreichbaren Traum kleinbürgerlichen Wohlstands – immer noch symbolisiert im Eigenheim – und deutet auch Widerstandshandlungen an, die tastend auf neue, solidarische menschliche Beziehungen gerichtet sind.

Nach einem Zwischenspiel, in dem der Autor in der „Erzähl-Fassung“ zweier WDR-Kriminalhörspiele den „faschistoiden Typ“ des Kommissars entwickelte, begann Michael Molsner mit einer neuen, im bei Frankfurt gelegenen großstädtischen Offenbach angesiedelten Serie über eine Verfolgergruppe, aus der vor allem ein linker Hauptkommissar mit seinen studentenbewegten Erfahrungen und unangepaßten Gewohnheiten herausragt. Beide dort ausgefalteten Mordfälle sind routiniert und unterhaltsam erzählt; in beiden Büchern – in „Die Schattenrose“ (1982) geht es um das lohnende Geschäft mit den neuen Jugendsektoren, in „Ausstieg eines Dealers“ (1983) um die Organisation des Drogenhandels – wird der Mord zur Existenzsicherung der Profiteure begangen; und doch bleibt der Autor in beiden Kriminalromanen ein gut Stück sowohl hinter seinem eigenen Anspruch als auch hinter der Qualität seiner frühen Kriminalromane zurück.

Gewiß gibt es über die übliche Krimiunterhaltung hinaus Hinweise auf gesellschaftliche Konfliktlagen, aber beide Romane verdeutlichen doch einen

erheblichen Rückschritt im Krimi-Genre. Daran ändern auch das „menschliche“ Verhalten und die „dienstlichen“ Schwächen des neuen Molsner-Kommissars wenig. Im Gegenteil: Der Autor steuert – aus welchen Gründen immer – in „Die Schattenrose“ sogar eines jener trivialliterarischen happy-ends an, das mit dem Ich-Erzähler, Hauptkommissar Karl Borowik, ausklingt:

„Ich sah gar nichts von dem Zimmer. Ich zog ihr die Lotos-Bluse aus. Als ich ihren Busen küßte, sprangen die Brustwarzen hervor, als ob sie gewartet hätten. Sie flüsterte mit dieser anderen Stimme: ‚Ich hab‘ nichts gemacht, seit wir uns kennen. Auch nichts selber gemacht. Gar nichts. Ich hab‘ es aufspeichern wollen...‘ Endlich hatten wir nichts mehr an, und sie öffnete ihre Beine...“¹⁶

Auch Molsners Kriminalroman „Ausstieg eines Dealers“ wendet sich nach einem den Leser zunächst verunsichernden ersten Teil („Das Treatment“) allzu glatt herkömmlichen Mustern des Detektivromans zu, – wobei mir auch die Frage nach dem Täter, seinen Beweggründen und Zwängen, nur mäßig spannend erscheint. Die Tatsache, daß der Autor ständig die „Szene“ bemüht, um ausgiebig ihm eingängige Lieder des Rocksängers Jim Morrison einzublenden, dürfte kaum den politisch-moralischen Anspruch auf Progressivität des neuen deutschen Krimi einlösen können. Man mag über die Gründe dieser Rückentwicklung des Krimiautors Michael Molsner spekulieren oder, was naheliegen mag, die seriellen Verwertungszwänge dafür verantwortlich machen. Am Tatbestand selbst ändern diese Deutungen nichts. Vielmehr wird sowohl in „Die Schattenrose“ als auch in „Ausstieg eines Dealers“ über weite Passagen nur noch ein herkömmlicher fiktionaler Mordfall unterhaltungsliterarisch erzählt und aufgelöst; insofern wird hier vornehmlich das Bedürfnis vieler Leser nach Unterhaltung und Entspannung bedient.

Michael Molsner, der sich inzwischen öffentlich zur „Trivialität“ seiner Träume bekannt hat und recht genau um seine „Marktabhängigkeit“ von den Verlegern Heyne und Goldmann weiß¹⁷, hat nun eine neue Krimiserie begonnen: „Die Euro-Ermittler“ sollen im Goldmann-Taschenbuchverlag erscheinen. Und der erste Band der Serie, „Der Castillo-Coup“ (München: Goldmann-Krimi 5652, 1985), zeigt, daß der Autor Molsner sich um die Fährte zur internationalen Kriminalität im westeuropäischen Maßstab bemüht.

Dieser Kriminalroman begründet zunächst den Seriencharakter des Unternehmens, führt uns vom Bauernhaus im Allgäu in die spanische Sonne und zurück nach Bayern ... und wenn mir auch der Krimi einmal nur mäßig spannend erschien und zum anderen der kriminelle Coup selbst trotz der routinierten Erzählung mehr oder weniger im Dunkeln verblieb und damit auch der Anspruch auf unterhaltsame Aufklärung teilweise uneingelöst blieb – fest steht, daß Michael Molsner als Krimiautor nicht aufgibt, sondern neue Themen in Serienform im Genre erschließen will ... so zuletzt auch im Krimi „Gefährliche Texte“ (München: Goldmann Krimi 5657, 1985), der in die DDR führt.

IV.

-ky schreibt Kriminalromane, „um einen – wenn auch noch so bescheidenen –

Beitrag zur Veränderung unserer Gesellschaft in Richtung auf einen humanistisch-demokratischen Sozialismus zu erbringen, um Menschen mit dem Vehikel Unterhaltung zu dementsprechenden Einstellungs- und Verhaltensänderungen zu bewegen (was aber durch die erdrückende Flut oberflächlicher tendenziell autoritär-faschistischer ausländischer Kriminalromane und amerikanisierter deutscher Groschenhefte kaum möglich erscheint) ... Wenn ich aber (bei den geringen Auflagen) schon nichts erreichen kann, dann will ich wenigstens eines nicht fördern: faschistische Denkmuster.“¹⁸

-ky (das ist Horst Bosetzky) hat in seinen „Sozio-Krimis“ mit ihrer Akzentuierung sozialpsychologischer Tat- und Tätermotive und der Verbrechensaufklärung nach dem traditionellen Muster des Detektivromans durchaus ein ausgeprägtes Verständnis von gesellschaftlichen Abläufen. -ky versucht, indem er an seine früheren Schreiberfahrungen als trivialer Groschenheftautor anknüpft, Aufklärung mit Unterhaltung zu verbinden. Er weiß: „Der Leser ist dann verprellt, wenn die in ihm erzeugte Spannung und die krimispezifische Konstruktion des Romans nicht mehr ausreichen, ihn die kritisch-emancipatorischen Elemente des Kriminalromans ‚schlucken‘ zu lassen, das heißt, diese Elemente müssen auf der Ebene des Unbewußten verbleiben oder aber, was wichtiger und fairer ist, als funktional notwendig erklärt werden ...“¹⁹ Die Verwirklichung dieses „Arbeitsprogramms“ – seit seinen bald nach Erscheinen verfilmten ersten beiden Romanen aus dem Westberliner Milieu²⁰ – ist denn auch, mit Einschränkungen, von seinen Kritikern anerkannt worden, – wobei -kys in der fiktiven norddeutschen Mittelstadt „Bramme“ spielende Romane „Stör die feinen Leute nicht“ (1973) und „Es reicht doch, wenn nur einer stirbt“ (1975) von verschiedenen akademischen Literaturkritikern gleichsam als Prototypen dieses neuen deutschen Sozio-Krimis diskutiert worden sind.²¹

Die beiden letzten Kriminalromane -kys, zunächst als gebundene Bücher erschienen, thematisieren jeweils sozial angelegte Konflikte. „Kein Reihenhaus für Robin Hood“ (1979)²² nimmt die Herausforderung des bundesdeutschen Herbstes 1977 mit seiner zentralstaatlichen Inszenierung einer überdimensionierten Terroristen- und Intellektuellenverfolgung auf. Der Roman ist wieder in „Bramme“ mit seinem krimibekannten Figurenensemble angesiedelt und variiert im Medium des fingierten Ich-Erzählers, einesstellungslosen Westberliner Politologen, der in Bramme mit seiner ihn dominierenden Freundin einen kleinen Laden betreibt, Reflexionen über die von verschiedenen Seiten unternommene Organisation der terroristischen Szene und ihren Zusammenhang mit dem staatlichen Verfolger- und Gewaltapparat. Dabei stilisiert der Ich-Erzähler (wie bereits in -kys erstem Krimi) einen akademisch ausgebildeten Angehörigen des „intellektuellen Proletariats“, dem es nicht gelungen ist, im Staatsapparat „standesgemäß und lukrativ unterzukommen“²³. Freilich: Erst dann, als die Folgen terroristischer Aktionen nach Bramme eindringen, bringt das den „mittellosen Gebildeten“ als zum Handeln getriebenen Ich-Erzähler „in bewußten Gegensatz zu den bemittelten Gebildeten“²⁴ und läßt ihn in einer an das klassische Robin-Hood-Muster erinnernden Aktion des Verteilens von erpreßtem Lösegeld an Lohnabhängige zum „Sauerteig“ (Robert Michels) terroristisch-populistischer Handlungen werden, – wodurch der Er-

zähler auch aus seinem kleinkrämerischen Brammer Alltag mit all seiner Mitleidlosigkeit endlich ausbrechen kann.

-kys Botschaft an die Adresse deklassiert-entwurzelter, politisch verzweifelter, zu terroristischen Aktionen übergeganger Intellektueller ist dabei unübersehbar. So heißt es, gleichsam die Robin-Hood-Aktion bilanzierend: „Ich stutzte, ich rechnete. An hundertsechsundsechzig Arbeiterfamilien hatten wir das Greskämper-Geld verteilt. Dann hatten es also über vierzig Leute behalten.“²⁵

Die Resonanz jener politischen Desperados, deren populistischer Anspruch hier mit krimiliterarischer Wirklichkeit kontrastiert wird, ist damit begrenzt. In diesem Sinn, das mag -kys Kriminalroman „Kein Reihenhaus für Robin Hood“ auch verdeutlichen, ordnet der Autor nicht nur die Rekrutierungsbasis bundesdeutscher terroristischer Aktionskommandos soziologisch ein, sondern er führt auch ihre soziale Funktion als Vorwand für weitere Faschisierung und Brutalisierung von Staatsapparat und Verfolgerbehörden vor.

-kys Roman „Feuer für den großen Drachen“²⁶ führt zurück nach Westberlin, dem Ausgangspunkt seiner Kriminalromane. Genauer: in jenes Kreuzberg, in dem infolge des enormen Anteils türkischer Immigranten sozialökonomisch und sozialkulturell bestimmte gegensätzliche Welten und ihre alltäglichen Lebensweisen aufeinandertreffen.

Damit ist weit über den im Verlauf von Handlung, Erzählung und Aufklärung zunehmend in den Hintergrund gedrängten Kriminalfall hinaus der unverkennbare – in der Tat realhistorisch in der Westberliner Gesellschaft mit ihrem Insularismus am weitesten fortgeschrittene – gesellschaftliche Zerfall (oder, soziologisch: das Ausmaß sozialer Desintegrationsprozesse) das große Thema dieses -kyschen „Sozio-Krimis“. Der Prozeß wird in aller literarischen Eindringlichkeit mit beängstigenden Bildern beschrieben. Selbst die Staatsgewalt, personifiziert in dem politisch links stehenden Oberkommissar Mannhardt, der zwischen den wechselseitig brandschatzenden und mordenden Kreuzberger Antipoden agiert und sich – hilflos – um Verbrechensaufklärung bemüht, kann nichts mehr ordnen und richten, weil ein scheinbar unaufhaltsamer Gewaltprozeß gleichsam naturwüchsig durchbricht.

In diesem Sinn ist -ky in seinem Roman die Integration (im Doppelsinn) von „Ur-Bauelementen des Kriminalromans“ einerseits und von „Ur-Bauelementen einer kritischen Sozialwissenschaft“ andererseits „mit dem Ziel der Veränderung und Humanisierung dieser Gesellschaft“²⁷ nicht nur nicht von der Hand gegangen, sondern: Sie mag diesmal nicht mal mehr der Absicht des Autors entsprochen haben. Sieht man von den zahlreichen sensiblen Milieustudien, der mit den Figuren und ihren Verhältnissen zueinander gegebenen soziologischen Konfiguration ebenso ab wie von -kys manifester Kritik an staatlich verfügter Sozialpädagogisierung einer zerfallenden Gesellschaft, so könnte die Botschaft des Krimiautors in „Feuer für den großen Drachen“ (1982) diese sein: daß der kritische Sozialwissenschaftler und Intellektuelle -ky weit über bloße Unterhaltungsliteratur im allgemeinen und Krimiunterhaltung im besonderen hinaus eine zunehmend in ihre atomistischen Bestandteile und Gruppen zerfallende Gesellschaft sieht, deren Antipoden, hier vermittelt über ihren wechselseitig inszenierten barbarischen Rassismus, auf

den sozial ungebändigten Kern ihrer blanken Existenz zurückgeworfen sind – ohne daß es eine Macht gäbe, die gesellschaftliche Integration als humane Fähigkeit überhaupt noch ermöglichen könnte; gesellschaftliche Verhältnisse reduzieren sich so auf ihren Kern, die Gewalt. „So ungleich war der Kampf gar nicht einmal: Die Krumenaufleser waren wilder, und sie hatten nichts weiter zu verlieren als ihre Hoffnungslosigkeit – ein gutes Äquivalent zu den besseren Waffen derjenigen, die beamtet worden waren, die Tische der Herren zu verteidigen.“²⁸

Dieser Archaisierung, die Zivilisation und Staat als gemeinschaftsstiftende Leitinstitutionen ebenso umfaßt wie die Barbarisierung der Subjekte, entspricht denn auch der offene Schluß, der Erfahrungen preisgibt: Es sind dies der Aufschrei des flüchtenden Oberkommissars („Weg hier!“) und das Insichzusammenstürzen „der ganzen Fassade“, die hier als Metapher für zivili-satorische Errungenschaften überhaupt stehen mag. -kys letzter (Kriminal-) Roman thematisiert damit den Prozeß des Rück- und Zerfalls von Gesellschaft. Der Autor stellt – soweit ich sehe, noch als einziger bundesdeutscher Autor – Tiefe und Heftigkeit der derzeitigen gesellschaftlichen Krisen- und Verfallslage dar, ohne auch nur „in etwa die Richtung“ (-ky) eines Ausweges anzudeuten. So ist – bei der Schärfe des (wenngleich typischerweise stumm bleibenden) umfassenden gesellschaftlichen Krisenprozesses Westberliner und bundesdeutscher Gesellschaft nicht verwunderlich – eine drohende Entwicklung, fiktionalisiert mittels eines thematischen Knotenpunkts, literarisch abgebildet. Das, was man als „Autorenhaltung“ bezeichnen mag, besteht nun aus einem Amalgam aus Erschütterung, Trauer, Wut, Ohnmacht, Auflehnungsgebehren und – Resignation. Das Ende des „Sozio-Krimis“ und damit einer der tragenden Säulen des neuen deutschen, politisch progressiven Kriminalromans liegt nahe.

Natürlich ist diese Entwicklung nicht Reflex bloßer innerliterarischer Problemlagen, sondern der gesellschaftlichen Entwicklung (deren politisch-restaurative Momente seit Jahren nur ihr oberflächlicher Aspekt sind), genauer: des Zerfalls der realexistierenden Gesellschaft überhaupt. Insofern scheint auch weniger der Autor -ky am Ende zu sein als vielmehr sein engagierter Aufklärungs- und Veränderungswille. Denn sicherlich gilt für unterhaltungsliterarische ambitionierte progressive Autoren allemal, was Robert Michels zur politischen Rhetorik im allgemeinen anmerkte: „Es gibt keine pessimistischen Redner, deren Existenz ja eine *contradictio in adiecto* wäre“.²⁹

Dieser Tatbestand drückt sich auch in den letzten beiden Romanen des Autors -ky aus: einmal in „Aus der Traum“ (München: Heyne 6255, 1983), einem Versuch der Darstellung von Erfahrungen als Fachhochschullehrer, die zugleich Desillusionierung und ‚deformation professionelle‘ anzeigen. Und zum anderen in dem von -ky & Co. gemeinsam publizierten Kriminalroman „Die Klette“ (Reinbek: rororo-thriller 2659, 1983). Hier geht es zwar wieder ins fiktive niedersächsische Bramme als Handlungsort; Verbrechensfall und Detektion jedoch führen nicht weg von der Westentaschenpolitik, die die Autoren andernorts richtig als soziologisch analysierbare ‚micro-politics‘ darstellen.³⁰

Insofern zeigt dieser letzte neue deutsche Krimi zunächst nichts mehr als den Versuch des Autors -ky, eine bewährte fachliche Zusammenarbeit mit anderen Mitteln fortzusetzen. (-kys neuester in der rororo-thriller-Reihe erschienener Titel „Friedrich der Große rettet Oberkommissar Mannhardt“ (Nr. 2725) liest sich ebenfalls eher wie eine Variation aufs Genre denn als spannender aufklärenderisch-unterhaltsamer Kriminalroman).

V.

„Auch als Krimilesen interessieren mich Opfer mehr als Täter, und Täter nur in dem Maß, wie sie zugleich Opfer sind . . . Beschreibt man . . . die Opfer nur richtig, durchdringt man nur beharrlich die scheinbar graue, die scheinbar undurchschaubare Realität, so wird man Namen, Personen, Biographien finden für das, was nebulös ‚Gesellschaft‘, ‚Kapitalismus‘, ‚Faschismus‘ genannt wird. Für das, was Mörder zu Mördern und Opfer zu Opfern macht.“³¹

Im Spektrum des neuen deutschen Krimi ließe sich vor allem an Richard Heys Kriminalroman zeigen, daß und wie sich die Figur des Detektivs verändert hat. Hier ist es die Leiterin des Tötungsreferats der Westberliner Kriminalpolizei, Katharina Ledermacher, die der Autor im Vorgriff auf mögliche (ihm wünschbare) Entwicklungen erfunden und zugleich als literarische Zentralfigur seiner Krimiserie entfaltet hat. Sie steht einer an Sjöwall/Wahlöös Riksmordkommissionen erinnernden Ermittlungsgruppe vor und figuriert – so Nusser zutreffend – als „Identifikationsmöglichkeit“ in ihrer „unkonventionellen Rolle“³². Die Beamtengruppe selbst und vor allem die Oberkommissarin arbeiten (hier an die „tough guys“ von Hammett und Chandler angelehnt) nach der mühevollen spurensichernden Trial-and-error-Methode vor Ort, so daß die „Gefahr der Diskrepanz zwischen Vorder- und Hintergrundhandlung vermieden ist“ (Nusser).

Mit Hilfe dieser sensiblen, auch im privaten Leben für das Recht Benachteiligter engagierten Leitfigur wird Heys Polizei- und Gesellschaftskritik transportiert und nicht zuletzt auf die gesellschaftliche Bedingtheit von Verbrechen verwiesen (in „Engelmacher & Co“ [1975] im Lager der herrschenden Mächte angesiedelt, in „Ohne Geld singt der Blinde nicht“ [1980] im international organisierten Gangstertum).

Und doch sind Irritationen dieser Krimiwelt nicht nur zu übersehen, sondern durchschlagend – wenngleich sicherlich nicht in der Radikalität wie bei dem sizilianischen Autor Leonardo Sciascia, dessen Detektiv gerade in dem Moment ermordet wird, als seine Ermittlungen Konturen gewinnen und die Komplizenschaft der korrupten Herrschenden gefährden könnten³³. Aber auch Richard Hey erspart dem Leser den Ausstieg seiner Oberkommissarin Ledermacher nicht: Die „Ledermacherin“ ereilt mithin das gleiche Schicksal wie ihren schwedischen Krimikollegen Lennart Kollberg.³⁴ Sie verzweifelt am Schluß des Romans „Ohne Geld singt der Blinde nicht“ an ihrer dienstlichen Rolle und ist am Ende von „Feuer unter den Füßen“ unwiderruflich durch Selbstkündigung ausgeschieden. Zwar konnte sie „ihren“ letzten Fall noch aufklären, ihn aber, als demokratisch engagierte und couragierte Polizistin, weder moralisch bewältigen noch auflösen. Vielmehr mußte sie sich von

einem ihrer ehemaligen „Mitarbeiter“, einem inzwischen zum bundesdeutschen Geheimdienst aufgestiegenen „Verfassungsschützer“, belehren lassen, der ihren Verdacht bestätigt und das Komplott zwischen Drogenhändlern und bundesdeutschen Dienststellen so offen wie zynisch verteidigt:³⁵

„Wir lenken jetzt Heroin in die Zentren linker Aufsässiger. Demnach auch Engelsstaub. Das Problem ist von uns sorgfältig analysiert worden. Ein Revolutionär, der mordet, in die Luft sprengt, unter idealistischen jungen Menschen Anhänger gewinnt, nach dem gefahndet werden muß, der ein bis vier, ja fünf Prozesse zu erwarten hat, alles schon dagewesen, der kommt, Aufenthalt in der Vollzugsanstalt nicht mal gerechnet, den Staat teurer als ein Drogenabhängiger. Aber erheblich teurer, sage ich Ihnen. Selbst wenn der Drogenabhängige Putz macht, klaut, ewig zwischen Vollzug und Entzug hängt. Übrigens gilt die Rechnung auch für den Fall, daß der Revolutionär nicht schießt. Auch dann ist er zu teuer für den Staat. Wenn er legalistisch vorgeht, die Apparate des Staates beansprucht, irriert, lahmlegt mit Verhaltensweisen und Methoden, die ihm unsere Verfassung erlaubt. Sollen wir seinetwegen die Verfassung aufgeben? Nein, wir lassen ihn künftig von Veränderungen träumen. Dann braucht er nichts mehr in Wirklichkeit zu verändern.“ „Zobel“, sagte Katharina, und ihre Zunge kam ihr vertrocknet und belegt vor, „warum erzählen Sie mir das?“ „Weil ich mir wünsche“, antwortete Zobel ernst, „daß Sie bei uns mitmachen.“ „Mitmachen?“ fragte sie. „Bei diesem Wahnsinn? Ich?“³⁶

Damit wird das von Richard Hey entworfene, in seiner Oberkommissarin sensibel personifizierte sozialliberale Wunsch-Bild von „Polizeiarbeit als Sozialarbeit“ (Nusser) hinfällig und sarkastisch gebrochen. Katharina Ledermacher wird sowohl der repressive und vorbeugend-konterrevolutionäre Charakter des Staates, dem sie als Polizistin zu dienen hat, als auch das Ansinnen mitzumachen deutlich – sie verweigert sich und steigt aus.

Sicherlich hat der Autor 1981 mit „Feuer unter den Füßen“ einen weiteren progressiven Krimi veröffentlicht, in dem er in Gestalt der (mit seiner Westberliner Detektivin befriedeten) Mainzer Oberkommissarin Marianne Buchmüller noch einmal einen „Fall“ entwickelt – aber seine Sendung hat sich nicht verändert. Denn dort gibt es am Ende ein Telefonat beider Oberkommissarinnen und in Form eines fiktiven Dialogs auch die endgültige Gewißheit der Kündigung:

„Nein, bitte, Kathi, laß mich erst, da ist nämlich noch was, das möchte ich dir, solange ich allein bin. Eine große stinkende Sache, ich müßte mich wahrscheinlich mit dem Landeskriminalamt anlegen, wenn ich da nachgrabe, wo seit Jahren alle hier sorgfältig zugeschüttet haben, ich müßte einen allseits geachteten Professor und eine allseits geachtete Apothekerwitwe in die Mangel nehmen, die hervorragende politische Beziehungen haben, mein Vorgänger und ein Staatsanwalt sind schon weg vom Fenster – Oberkrah. Gestorben inzwischen. – Der Staatsanwalt ist jetzt Weinhandler. Verstehst du, ich habe kaum was in der Hand, und ich müßte zugleich in Vergangenheit und Gegenwart herumstochern, Vergangenheit als Gift, das weiterwirkt, als Krankheit, die nicht geheilt wurde – Nazizeit, ja, und alles zugedeckt, wie gesagt. Soll ich aufdecken? Ich muß ja nicht. Ich kann alles lassen wies ist. Sag mal, was du tun würdest. Ich trau deinem Instinkt. Was? Was? – Kathi. Das ist nicht dein Ernst, Kathi! Mensch, Kathi, das ist – kündigt die einfach. – Ja, das mußt du mir erzählen, unbedingt. Das

will ich wissen, warum du gekündigt hast. Was machst du denn jetzt? – Klar. Das ginge mir auch so, ja. Da muß man sich erst mal orientieren, ja. Und die Berliner? Was machen die ohne dich? – Ich! Du spinnst. Ich als deine Nachfolgerin! Wo dus nicht mehr ausgehalten hast! Und dann, wenn ich mich wirklich bewerben wollte, da dürfte ich ja hier keinen Ärger machen.“³⁷

Nicht verwunderlich, sondern durchaus folgerichtig also ist, daß der Autor in seinem jüngsten Buch ein weiteres populäres Genre bemüht hat und einen utopischen Roman veröffentlichte.³⁸

Auch dies mag veranschaulichen, daß der Krimiautor Richard Hey aufgrund der realgesellschaftlichen Entwicklung in der Bundesrepublik zu Beginn der achtziger Jahre – gerade als kritisch-realistischer Schriftsteller, der sich zum Kriminalroman als einer Möglichkeit der „Vorwegnahme der Realität“ oder des erwünschten „demnächst Gewöhnlichen“ bekennt³⁹ – keine Chance sieht, seine Serie um die Kommissarin Ledermacher und Buchmüller glaubhaft und überzeugend fortzuschreiben: der Widerspruch zwischen Krimiserie und der in ihr aufgespeicherten humanen Entwicklungsperspektive und der Entfaltung der „Gattungskräfte“ (Marx) wurde unüberwindbar.

VI.

Ob angesichts dieser Entwicklung des neuen deutschen Krimi in Gestalt seiner drei wichtigsten Protagonisten Michael Molsner, -ky und Richard Hey nun das Ende einer vielversprechenden Genremöglichkeit besiegt ist, mag offenbleiben. Sicher scheint mir, daß eine Wende im seriellen Krimigeschäft unübersehbar ist. Schließlich muß in den realexistierenden Krimiserien – etwa bei Rowohlt, Heyne oder Goldmann – bestehende Publikumsnachfrage allemal abgeschöpft werden.

Insofern zieht also die serielle Krimikarawane immer schon weiter. Epipoden des neuen deutschen Krimi – etwa in der rororo-thriller-Reihe die Autoren Fred Breinersdorfer, Felix Huby und Detlev Wolff – arbeiten fleißig. Ihre Serien funktionieren denn auch weitgehend nach dem Man-nahme-Rezept, das der Begründer und langjährige rororo-thriller-Herausgeber Richard K. Flesch vor Jahren so beschrieben hat:

„Ich bin im Augenblick dabei, mit ein paar deutschen Autoren in jeweils sehr unterschiedlicher Weise das Sjöwall/Wahlöö-Modell (durchlaufendes Hauptpersonal mit privatem Schicksal vor dem Hintergrund eines realen Zeitablaufs) zu variieren.“⁴⁰

Da scheinen mir denn doch neue Namen (in) der bundesdeutschen Krimiszeine facettenreicher: Peter Schmidt und Werner Waldhoff sind, nach einigen Irrungen durch die Verlagslandschaft, nun auch in der rororo-thriller-Reihe (Herausgeber Bernd Jost) gelandet.

Peter Schmidt gilt seit seinem ersten Krimi „Mehnerts Fall“ (1981)⁴¹ als Autor, der in der Lage sein könnte, die angloamerikanische Tradition des Agenten- und Spionageromans von Ian Fleming, John le Carré und Ted Allbeury – auf den es Mitte der siebziger Jahre eine die Brandt-Guillaume-Affäre verarbeitende Persiflage von Gerhard Zwerenz gibt⁴² – aufzunehmen und auch

in der Bundesrepublik zu etablieren. Und so sind Schmidts Kriminalromane, sieht man einmal von „Eiszeit für Maulhelden“ (1984) als in jeder Hinsicht kümmerlichen Versuch, mit einem bundesdeutschen Privatdetektiv zu arbeiten⁴² ebenso ab wie von seiner Näherung ans Krimithema „Terroristen“⁴³, in der deutsch-deutschen Grauzone zwischen den beiden Staaten angesiedelt. Hier weist der Autor in seinem „Fall von großer Redlichkeit“ (1985) schuldhafte Verbrechen gleichermaßen beiden Geheimdiensten und ihrem Personal in Ost und West zu. Und in seinem letzten „Politthriller“ – „Erfindergeist“ (1985) – scheut sich Peter Schmidt ebensowenig wie vor ihm Autoren wie Werner Toelcke (DDR)⁴⁴ oder Uwe Erichsen (BRD)⁴⁵, angeregt durch und im Windschatten von einer realen MAD-Affäre um einen ältlichen General mit drei Sternen, dem bundesdeutschen militärischen „Abschirmdienst“ reichlich Verbrechen und Morde unterhaltungsliterarisch zuzuweisen⁴⁶.

Das Terroristen-Thema hat auch Werner Waldhoff⁴⁷ mehrfach aufgenommen und variiert: einmal in seinem ersten, 1979 erschienenen und seit Jahren vergriffenen Roman „Spurensicherung“ aus der sensiblen Innensicht; und zuletzt in seinem rororo-thriller „Der Schattenboxer“ (1984) in routiniert erzählter unterhaltungsliterarischer Weise. Waldhoffs weitere Kriminalromane führen ins leicht zugängliche und überschaubare Milieu bundesdeutscher lumpenbürgerlicher Kleinkriminalität. Wohl wird dessen Zwiespältigkeit und Schmuddeligkeit sprechen gemacht und damit auch ein Segment bundesdeutscher Wirklichkeit bearbeitet – aber bisher ist es dem Autor Werner Waldhoff nicht gelungen, an die erzählerische Dichte seiner „Spurensicherung“ (1979) anzuknüpfen.

Gewiß nehmen beide Krimiautoren als – so die Verlagsreklame – „Serientäter“ ihren handwerklichen Auftrag und die Besonderheiten des Genres Kriminalroman ernst. Mit einer Entwicklung des unterhaltsam-aufklärerischen neuen deutschen Krimi der siebziger Jahre aber scheinen beide – wenigstens bisher – wenig am Hut zu haben. Schließlich haben weder Peter Schmidt noch Werner Waldhoff als – so *Playboy* (November 1984) – Vertreter des „jungen deutschen Krimi“ ein tragfähiges Serienmodell, das eine Entwicklung bedeuten könnte, in der rororo-thriller-Reihe zustande gebracht.

VII.

Abgesehen von krimiliterarischen Versuchen wie etwa dem ersten einer Reihe „Köln Krimi“⁴⁸, der eine Variation auf Gert Eisenkolbs Kriminalroman um den „Köl’sche Küngel“⁴⁹ darstellt, abgesehen auch von einer begonnenen Serie „frei erfundener“ Kriminalromane von Uwe Friesel um den früher studentenbewegten, nun melancholisch-resignierten Hamburger Kriminalbeamten Blankenhorn⁵⁰ ist mit Blick auf die Szene des neuen deutschen Krimi der 70er Jahre vor allem eine neugeschaffene Reihe des Weltkreis-Verlags wichtig. Hier hieß es bei der Reihenkündigung unter dem Titel „Thriller – mal ganz anders“ in einer Verlagsanzeige:

„Im Herbst 1984 startet der linke Dortmunder Weltkreis-Verlag eine Krimi-Reihe [...] Nach der Euphorie der 70er Jahre scheint [...] auf dem deutschen Kri-

mi-Markt der Alltag eingekehrt zu sein [...] In dieser Situation scheuen die Verlage Experimente und greifen lieber auf kundenseitig abgesicherte Dauerbrenner zurück [...] Diesen Marsch in die Langeweile will der Weltkreis-Verlag nicht mitmachen. Mit einer neuen Konzeption und neuen Autoren startet er seine Krimi-Reihe [...] Weltkreis-Krimis gehen von der Wirklichkeit aus [...] Die Stories, die Fälle sind nicht erfunden. Sie haben sich so oder ähnlich abgespielt, sind Alltag in unserem Land. Und noch eins ist anders an den Weltkreis-Krimis. ‚Helden‘ der Romane sind nicht jene sattsam bekannten, mit allen Wassern gewaschenen Kommissare, denen der Leser mal über die Schulter gucken darf. ‚Helden‘ der Weltkreis-Krimis sind Leute, die plötzlich mit einem Verbrechen konfrontiert werden, das von der Polizei nicht zur Kenntnis genommen, ver tuscht oder nur halbherzig bearbeitet wird.“⁵¹

Erschienen sind nunmehr sechs Kriminalromane⁵². Sie sind in der Tat alle um eine als kriminell empfundene Wirklichkeit bemüht und insofern vor allem politisch aufklärerisch angelegt. Aber, am Beispiel der beiden Kriminalromane eines in Hamburg-Eppendorf lebenden Schriftstellers, der unter dem Pseudonym Leo. P. Ard (Leopard) in der Weltkreis-Reihe bisher zwei Titel veröffentlichte: sie sind zugleich zu bemüht, damit auch unterhaltungsliterarisch als Kriminalromane oft recht langweilig und, so gesehen, politisierende Kriminalromane. Wobei mir dazu bei Leo P. Ards ersten Weltkreis-Krimi, „Roter Libanese“ (1984), auch die wirtschaftlichen Zusammenhänge zu wenig aufgeklärt werden und damit auch ein Teil der politischen Aufklärung dunkel auf der Strecke bleibt.

Der Vorrang politischer Aufklärung gilt sicherlich auch für die beiden Weltkreis-Krimi, die sich dem Thema des sogenannten ‚Neonazismus‘ im Krimi nähern⁵³: „Nahtlos braun“ von Werner Schmitz, 1984, und „Klassenfahrt“ von Reinhard Junge, 1985. Hier jedoch stimmt wenigstens das jeweilige Sujet und Konfliktmilieu der alten und neuen Nazis in der Bundesrepublik dokumentarisch, so daß – aufklärend angelegt durch handlungsleitende Laiendetektive und versetzt mit Autorenkommentaren gegen den weitgehend untätig bürgerlichen Staatsapparat – im Ansatz politische Aufklärung stattfinden könnte. Zugleich aber fangen die Autoren im Grunde dort an, wo etwa Sjöwall/Wahlöö oder Leonardo Sciascia als Krimiautoren aufhören: mit dem Primat des Politischen, das immer auf Kosten der literarischen Unterhaltung gehen muß, wenn beide Seiten nicht, wie ansatzweise im neuen deutschen Krimi der siebziger Jahre, unauflöslich verbunden werden.

Trotzdem halte ich die Krimis von Werner Schmitz und Reinhard Junge für lezenswert. Dies nun nicht, weil sie beispielsweise eine von Peter Nusser vor Jahren an die Autoren des neuen deutschen Krimi herangetragene Forderung nach erweiterter Aufklärung durch Unterlaufen der „Determination des Leidens“⁵⁴ in Form von aktiv handelnden Bürgern als Laiendetektiven einlösen. Sondern vor allem, weil beide Autoren – sicherlich bewußt – auf jedes ‚Happy ending‘ verzichten und in diesem Sinn auch die Allgegenwärtigkeit der gesellschaftlichen und politischen Machtverhältnisse so illusionslos wie offen einholen. Dafür freilich muß der – bei Schmitz stärker ausgeprägt als bei einem erfahrenen Autor wie Junge⁵⁵ – doch recht bieder wirkende „mittlere Erzählton“ beider Krimiautoren in Kauf genommen werden ...

VIII.

Was also bleibt heute – Mitte der achtziger Jahre – von einem gleichermaßen *literarisch und politisch* verheißungsvollen Neubeginn im bundesdeutschen Krimi der siebziger Jahre? Die Haupttendenz deutet unwiderruflich darauf hin, daß der *neue deutsche Krimi* tatsächlich *nur eine Episode* war: Die Hauptvertreter einer Entwicklung der siebziger Jahre halten sich, krimiliterarisch, bedeckt, sind verstummt oder haben jedenfalls noch keinen tragfähigen Neubeginn gefunden. Dieser Haupttendenz entspricht das Mosaik, das die wichtigste Krimiserienreihe – rororo-thriller – in den letzten Jahren bietet. Insofern ist eine Wende so unverkennbar. Dies muß jedoch nicht notwendig das Ende des neuen deutschen Krimi bedeuten. Ebensowenig die unwiderrufliche Etablierung des „jungen deutschen Krimi“.

Insofern steht der neue deutsche Krimi, allen melancholisch-resignativen Abgesängen zum Trotz, auch heute noch im Wort. Und auch wenn entsprechend der Haupttendenz ein produktives Anknüpfen an seiner Literarizität und Politizität heute sicherlich erschwert ist, so bedeutet das nicht immer schon, daß der progressive, linke Kriminalroman in der Bundesrepublik eine publizistische Leiche ist. Denn denkbar – und wünschenswert – wäre allemal und über die neue Reihe des Weltkreis-Verlags hinaus die Neubegründung – auch durch junge Autorinnen und Autoren – einer Entwicklung, die gleichermaßen aggressiv-aufklärerisch und damit radikal in politischer und erzählerrisch-ambitioniert in unterhaltungsliterarischer Hinsicht wirkt.

Denn schließlich gilt es, soll der bundesdeutsche Kriminalroman unserer Zeit nicht nur eine literarhistorische Quelle sein, die späteren Generationen „eine bessere synthetische Vorstellung“ vermitteln mag als zahlreiche „direkte, vielfältige und verwirrende Zeitzugnisse“⁵⁶, im massen- und unterhaltungsliterarischen Feld von links jene gefühlsmäßigen „Hohlräume“⁵⁷ zu besetzen, ohne die jede Entwicklung nach rechts treibt.

Dies ist freilich eine geschichtlich-politische Einsicht, die weit über das Genre Kriminalroman hinausweist – wenn sie sich auch, nicht zufällig, seinerzeit zu spät ausdrücklich ans Genre in einer Phase höchster Bedrängnis erinnerte. In diesem Sinn sollten denn auch die durchaus selbstkritischen Überlegungen des sozialdemokratischen Militanten Carlo Mierendorff aufgenommen werden, der vor mehr als fünfzig Jahren eine „bewußt aufgebaute positive Tendenzzliteratur“ einforderte und in diesem Zusammenhang einer „auf Massenwirkung abgestellten Literatur“ nicht zufällig vom populären Genre Kriminalroman sprach:

„Gelänge es dabei u. a. zum Beispiel, einen populären Kriminalroman mit einer solchen unsichtbaren, aber um so nachdrücklicheren Abwehrtendenz zu schaffen, so würde damit Wesentliches zu jener Verformung des Massenbewußtseins geleistet. [...]“⁵⁸

Auch angesichts politisch-historischer Erfahrungen steht damit – und weit über einige Autoren des neuen deutschen Kriminalromans der siebziger Jahre hinaus – eine Entwicklung nicht am Ende, sondern hat noch nicht einmal begonnen.

Anmerkungen

- 1 Karl Marx [Abschweifung über produktive Arbeit, 1862/63]; in: Theorien über den Mehrwert, *Marx-Engels-Werke*, Bd. 26/I, Berlin [DDR] 1962, S. 363/364.
- 2 Gerhard Schmidt-Henkel, Kriminalroman und Trivialliteratur; in: *Sprache im technischen Zeitalter*, 2/1962, S. 207 ff.
- 3 Erhard Schütz (Hrg.), *Zur Aktualität des Kriminalromans. Berichte, Analysen, Reflexionen zur neueren Kriminalliteratur*; München: Fink, 1978 [= Kritische Information 82].
- 4 Armin Arnold und Joseph Schmidt (Hrg.), *Reclams Kriminalromanhörer*; Stuttgart: Reclam, 1978.
- 5 Peter Nusser, *Der Kriminalroman*; Stuttgart: Metzler, 1980 [= Sammlung Metzler Realien zur Literatur 191].
- 6 Erika Dingeldey, Erkenntnis über Vergnügen? Vorwiegend didaktische Überlegungen zum Kriminalroman im Unterricht in: *Diskussion Deutsch*, 3 (1972) 9, S. 266 ff.
- 7 Wilma Albrecht, Verbrechensliteratur; in: *Diskussion Deutsch*, 9 (1978) 41, S. 274 ff.
- 8 Siehe beispielsweise die Themenhefte zum Krimi von: *Praxis Deutsch*, 44/1980; *Politische Didaktik*, 3/1981; zuletzt zum Thema: Fernseh-Krimi, *Weiterbildung & Medien*, 2/1985.
- 9 Vgl. genauer: Richard Albrecht, Sjöwall/Wahlöös „roman om ett brott“; in: *Text & Kontext*, 11/1983 I, S. 118 ff.
- 10 Sendung *Südfunk*, 2, 2. und 9. Mai 1985, Autorin: Dr. Eva-Susanne Bayer.
- 11 Sendung *Südwestfunk* 2, Forum Kultur, 28. Dezember 1984, Autor: Jochen Schmidt.
- 12 Vgl. Ulrich Schulz-Buschhaus, Soziologische Aspekte der Entwicklung des Kriminalromans, in: *Sociologica Internationalis*, 17 (1979), S. 175 ff.
- 13 Volker Neuhaus, Vorüberlegungen zu einer Geschichte des detektorischen Erzählens; in: *arcadia*, 12 (1977), S. 258 ff.
- 14 Vgl. Richard Albrecht, Krimi – made in Germany; in: *Frankfurter Hefte*, 39 (1984) 3, S. 45 ff.
- 15 Michael Molsner, Die Obszönität der Fakten. Möglichkeiten des deutschen Kriminalromans; in: *kürbiskern*, 4/1978, S. 64 ff., zitiert S. 71.
- 16 Michael Molsner, *Die Schattenrose*; München: Heyne Blaue Krimis 1957, 1982, S. 222.
- 17 Vgl. Michael Molsner, Die Trivialität der Träume. Erfahrungen mit der populären Kultur; in: *Tutzinger Materialien*, 14/1984, 16 S.
- 18 So -ky 1975; zitiert nach: Schütz (Hrg.), *Zur Aktualität des Kriminalromans*, a. a. O. [Anm. 3], S. 77/78.
- 19 Ebenda, S. 78.
- 20 Zu einem Mord gehören zwei“ (1971) und „Einer von uns beiden“ (1972); beide, wie alle Krimis von -ky, in der rororo-thriller-Reihe. „Einer von uns beiden“ wurde verfilmt und auch inzwischen – mehrfach – im Fernsehen gesendet.
- 21 Vgl. Peter Nusser, *Der Kriminalroman*, a. a. O. [Anm. 5], S. 150/151.
- 22 Dieser Krimi wurde verfilmt und inzwischen auch im Fernsehen gesendet.
- 23 Robert Michels, Zur Soziologie der Bohème und ihrer Zusammenhänge mit dem geistigen Proletariat; in: *Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik*, 136 (1932) I, S. 801 ff., zitiert S. 814.
- 24 Robert Michels, Historisch-kritische Untersuchungen zum politischen Verhalten der Intellektuellen; in: *Schmollers Jahrbuch*, 57 (1933) I, S. 807 ff., zitiert S. 830.
- 25 -ky, *Kein Reihenhaus für Robin Hood*; zitiert nach der Originalausgabe (Reinbek: Rowohlt, 1979), S. 187/188.
- 26 Verfilmt und inzwischen im Fernsehen gesendet.
- 27 -ky 1975; zitiert nach Schütz (Hrg.), a. a. O., [Anm. 3], S. 78.
- 28 -ky, *Feuer für den großen Drachen*; zitiert nach der Originalausgabe (Reinbek: Rowohlt, 1982), S. 186.
- 29 Robert Michels, Psychologie der antikapitalistischen Massenbewegung; in: *Grundris der Sozialökonomik*, Bd. IX/I, Tübingen: Mohr (Siebeck), 1926, S. 241 ff., hier S. 337.
- 30 Vgl. Horst Bosetzky und Peter Heinrich, *Mensch und Organisation. Aspekte bürokratischer Sozialisation*; Köln [etc.]: Deutscher Gemeindeverlag W. Kohlhammer, 1980, (1984) [= Verwaltung in Praxis und Wissenschaft 15].
- 31 Richard Hey, *Über das langsame Verfertigen von Mördern beim Beschreiben ihrer Opfer*; Manuskript 1976 [unveröffentlicht], S. 4 und 11.
- 32 Nusser, *Kriminalroman*, a. a. O., [Anm. 5], S. 143.
- 33 Vgl. Leonardo Sciascia, *Icontosto. Una parodia* (1971); dt. *Tote Richter reden nicht* (Köln-Zürich: Benzinger, 1974; Taschenbuchausgabe unter dem Filmtitel „Die Macht und ihr Preis“ als

- Ullstein-Krimi, Berlin [West] 1977); zu Sciascia vgl. Ulrich Schulz-Buschhaus, Leonardo Sciascia oder die Beunruhigung des Kriminalromanlesers; in: Schütz (Hrg.), Zur Aktualität des Kriminalromans, a. a. O., [Anm. 3], S. 142 ff.
- 34 Vgl. den neunten Band der Martin-Beck-Serie; Maj Sjöwall und Per Wahlöö, *Polismörden. Roman om et brott* (1974); dt. *Der Polizistenmörder*; Reinbek: rororo-thriller 2390, 1976.
- 35 Richard Hey, *Ohne Geld singt der Blinde nicht. Kriminalroman*; München: AutorenEdition, 1980, S. 315/316.
- 36 Richard Hey, *Feuer unter den Füßen. Kriminalroman*; München: AutorenEdition, 1981, S. 167/168.
- 37 Richard Hey, *Im Jahr 95 nach Hiroshima. Roman*; Hamburg: Hoffmann & Campe, 1982.
- 38 Zitiert nach: *Die Neue*, Nr. 220 vom 13. November 1980, S. 9.
- 39 Zitiert nach: *Praxis Deutsch*, 44/1980, S. 6.
- 40 Krimi-Bibliographie Peter Schmidt:
- *Mehnerts Fall. Polit-Thriller*; Berlin [West]: Ullstein 10121, 1981.
 - *Die Trophäe*; Berlin [West]: Ullstein 10157, 1982.
 - Augenschein. Polit-Thriller*; Berlin [West]: Ullstein 10196, 1983; hier auch S. 143/144 ein Auto-reninterview.
 - *Eiszeit für Maulhelden. Kriminalroman*; Berlin [West]: Ullstein 10234, 1984.
 - *Die Regeln der Gewalt*; Reinbek: rororo-thriller 2686, 1984.
 - *Ein Fall von großer Redlichkeit*; Reinbek: rororo-thriller 2701, 1985.
 - *Erfindergeist*; Reinbek: rororo-thriller 2719, 1985.
- 41 Vgl. Gerhard Zwerenz, *Die Quadriga des Mischa Wolf*; München: Goldmann 3652, 1978.
- 42 Dies versuchte schon Oskar Becker, *Russisch Roulette*; Zürich: Diogenes/detebe 104/I. 1975.
- 43 Peter Schmidt, *Die Regeln der Gewalt* (1984).
- 44 Werner Toelcke, *Die Operation*; Berlin [DDR]: Das Neue Berlin, 1980 [= Delikte – Indizien – Ermittlungen].
- 45 Uwe Erichsen, *Was heißt denn hier Freundschaft?*; Bergisch-Gladbach: Bastei-Lübbe 36044, 1981.
- 46 Peter Schmidt, *Erfindergeist* (1985).
- 47 Kriminalbibliographie Werner Waldhoff:
- *Spurensicherung. Roman*; München: UDM-Verlag, 1979.
 - *Des einen oder des anderen Glück*; Reinbek: rororo-Thriller 2648, 1983.
 - *Ausbruch*; Reinbek: rororo-thriller 2671, 1984.
 - *Der Schattenboxer*; Reinbek: rororo-thriller 2692, 1984.
 - *Querschläger*; Reinbek: rororo-thriller 2730, 1985.
 - Ende der Autobahn*; Reinbek: rororo-thriller 2737, 1985.
- „Querschläger“ ist eine gekürzte und überarbeitete Fassung von Waldhoffs erstem Kriminalroman – „Spurensicherung“
- 48 Christoph Gottwald, *Tödlicher Klüngel*; Köln: Emons Verlag, o. J. [1984].
- 49 Vgl. G. E., *Schmutz auf weißer Weste. Kriminalroman*; München: Heyne 1682, 1976.
- 50 Vgl. Uwe Friesel, *Spiegelverkehrt. Kriminalroman*; München: Heyne 2079, 1984. – Diese „Blankenhorn“-Serie ist aus Kriminalhörspielen des NDR entwickelt, vgl. Uwe Friesel, *Lauenburg Connection. Kriminalgeschichten*, München: Heyne 2050, 1983; der letzterschienene Titel: *Sein erster freier Fall. Kriminalroman*; München: Heyne 2138, 1985, zeigt den aus dem Hamburger Polizeidienst entlassenen und wohlversorgten Blankenhorn – und zugleich, daß das Genre Kriminalroman zur Autorenselbstfindung als Medium ungeeignet ist.
- 51 Zitiert nach: *Inter-Buch*, 2/1984, S. 87.
- 52 In der Weltkreis-Krimireihe sind bisher erschienen:
- Pit Murad, *Nächstenliebe zahlt sich aus*; Dortmund: Weltkreis, 1985.
 - Christine Reisch-Nowak, *Rendezvous mit dem Mörder*; Dortmund: Weltkreis, 1984.
 - Leo P. Ard, *Roter Libanese*; Dortmund: Weltkreis, 1984.
 - Leo P. Ard, *Fotofalle*; Dortmund: Weltkreis, 1985.
 - Werner Schmitz, *Nahlos braun*; Dortmund: Weltkreis, 1984.
 - Reinhard Junge, *Klassenfahrt*; Dortmund: Weltkreis, 1985.
- 53 So schon Hansjörg Martin, *Wotan weint und weiß von nichts. Kriminalroman*; Reinbek: rororo-thriller 2386, 1976; Max von der Grün, *Flächenbrand. Roman*. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand, 1979; Richard Albrecht, Mutprobe, in: *Wunder des Fliegens und andere antifaschistische Erzählungen*. Frankfurt/Main: Röderberg, 1981, S. 138–160.

- 54 Peter Nusser, Neuansätze des deutschen Kriminalromans der Gegenwart; in: *Wirkendes Wort*, 5/1981, S. 309 ff.
- 55 Reinhard Junge veröffentlichte in den siebziger Jahren einige politische Enthüllungsbücher: *Barras Report. Tagebuch einer Dienstzeit*; Dortmund: Weltkreis, 1971; *Die Neonazis und wie man sie bekämpfen kann*; Dortmund: Weltkreis, 1978 [Mitautor]; *Vorwärts, wir marschieren zurück. Die Neonazis, Teil II*; Dortmund: Weltkreis, 1979 [Mitautor]; *Blutige Spuren. Der zweite Aufstieg der SS*; Dortmund: Weltkreis, 1980 [Mitautor]; *Geheime Kanäle. Der Nazi-Mafia auf der Spur*; Dortmund: Weltkreis, 1981 [Mitautor].
- 56 Vilfredo Pareto, *Trattato di sociologia generale*; Firenze: G. Barbèra, 1923², volume I, § 545.
- 57 Anna Seghers, Die Aufgaben der Kunst [1944]; in: *Gesammelte Werke in Einzelausgaben*, Bd. XIII; Berlin [DDR] – Weimar: Aufbau, 1980, S. 70 ff.
- 58 Carl Mierendorf [!], Baut einen Damm gegen die geistige Vergiftung!; in: *C.V.-Zeitung*, 12 (1933) 1, S. 1/2.

* * * * *

Zu den Autoren:

- Albrecht, Richard.* Der Beitrag ist die Druckfassung eines Gastvortrags an der GHS Essen, FB Sprach- und Literaturwissenschaften am 18. Juni 1985. Seitdem veröffentlichte neue Krimis werden ebenso wie das inzwischen publizierte Buch Karl Ernert/Wolfgang Gast (Hrsg.), *Der Neue Deutsche Kriminalroman*. 1985 (Loccumer Kolloquien); sh. auch *KÜRBISKERN* 2/82 und 1/86.
- Arendt, Dieter*, Professor für Germanistik an der Universität Gießen; sh. *KÜRBISKERN* 1/82, 4/85 und 1/86.
- Cesaro, Ingo*, geb. 1941 in Kronach. Praktischer Betriebswirt. Lyrik, Prosa, Hörspiel, Theater. Zuletzt „Der einbeinig schwimmende Nichtschwimmer“ (1984). Mitautor und Herausgeber zahlreicher Anthologien.
- Ciriaco, Gabriele de*, sh. *KÜRBISKERN* 1/85 und 3/85.
- Dürrson, Werner*, „Blochaden“ gibt es im Herbst '86 in der Eremiten Presse Düsseldorf. In unserer Reihe *Zeit-Gedichte* erschien „Feierabend“ mit Holzschnitten von HAP Grieshaber.
- Egert-Bauer, Doris*, geb. 1948. Examen an der Fachakademie für Sozialpädagogik. Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften. Lyrikband im Plakaterie-Verlag „Inmitten der Wege“, 1985. Mitglied im Verband Fränkischer Schriftsteller.
- Elsen, Edgar*, geb. 1958 in Densdorf/Eifel, lebt in Düsseldorf. Verwaltungsangestellter (Programmierer).
- Frank, Karlhans*, geb. 1937 in Düsseldorf, freischaffender Autor; Filme, Hörspiele, Bücher für Kinder und Erwachsene. Mitglied des VS, seit 1985 Vorstandsmitglied im Arbeitskreis für Jugendliteratur. Mehrere Auszeichnungen. Veröffentlichungen u. a.: Von der Magie der Männlichkeit, Prosa (Frankfurt 1985); Ganz schön beschult, Prosa (Reinbek 1985); fliegen soll er wie ein drache, Prosa (München 1986); Bonnie Dundee (Übersetzungen nach Sutcliff, Stuttgart 1986).
- Geissler, Rudolf*, geb. 1983. Journalist und Rundfunkredakteur in Baden-Baden; sh. *KÜRBISKERN* 1/84.
- Gemici Bahattin*, geb. 1954, in Ankara, Lehrer in Herten. Seit 1976 in der BRD. 1980 arbeitete er mit einer Lehrergruppe Grundschulbücher für türkische Kinder aus. Erhielt den Georg-Tappert-Preis. Mitglied des türkischen Künstlervereins SAN-DER, der literarischen Werkstatt Marl und des „Forum Kohlenpott“ in Bochum.
- Grill, Harald*, geb. 1951, lebt in Wald/Oberpfalz. Veröffentlichungen u. a.: „einfach leben“, bairische Gedichte (Ehrenwirth 1982); „Gute Luft, auch wenn's stinkt“, Geschichten vom Land (rororo-rotsfuchs 332, 1983); „die fünfzehnte kreuzwegstation“, Gedichte (edition pongratz 1984); „Dem Hans sei Ganshaut“, Theaterstück, Uraufführung 1985 (Städtische Bühnen Regensburg).

Kiewitz, Christiane, geb. 1953 in Augsburg. Zweiter Bildungsweg. Studium der Literatur, Philosophie, Soziologie.

Koegel, Jens, geb. 1941 in Hamburg. Schule - Uni - Schule. Daneben Liedermacher & Entertainer. Veröffentlichte 1982 die MC „Blumen auf Beton“ und den Gedichtband „Ahrensburg ist 'n guter Ort“ (beides Löwenzahn-Verlag). Vorliegender Beitrag ist dem Romanmanuskript „Eine nahe Geschichte“ entnommen.

Kunik, Petra, geb. 1945 in Magdeburg, lebt in Frankfurt als freie Autorin und Schauspielerin. Der vorliegende Auszug ist einem Romanmanuskript entnommen (Arbeitstitel „Von der kleinen Spielmann zur Frau Kunik“). Veröffentlichungen: fünf Kinderstücke; darunter „Der Zauberclown“.

Macht, Siegfried, sh. KÜRBISKERN 2/83, 3/84 und 4/84.

Müller, Henning, Dr. phil., lebt als freier Autor in Westberlin. Buchveröffentlichungen (u. a.): „Theater der Restauration – Westberliner Kultur und Politik im Kalten Krieg“, Berlin (DDR) 1981 und Berlin (West) 1981. sh. KÜRBISKERN 4/78, 2/4 und 3/85. Der vorliegende Essay bildet den – leicht veränderten – Schlüsseil der weit umfangreicherem Studie „Das Wort als Waffe gegen die Waffen. Schriftsteller-Humanismus-Atomzeitalter“ (Heft 1 der Marxistischen Abendschule Westberlin. Beziehbar u. a. beim Zeitungsdienst Berlin, Kaiserin-Augusta-Allee 101, 1000 Berlin 21).

Springer, Michael, geb. 1944, lebt in Aachen, Studium der Theoretischen Physik in Wien. Der hier abgedruckte Text ist sein Vortrag vor der Grazer Autorenverammlung, Ostern 1986, in Wien. Neueste Buchveröffentlichung: „Leonardos Dilemma“, Roman (Hoffmann & Campe 1986).

Scheib, Asta, lebt als freie Autorin in München. „Langsame Tage“ (1981); „Schwere Reiter“ (1982); „Kinder des Ungehorsams“ (1985 – alle erschienen bei Nymphenburger Verlagshandlung). 1974 verfilmte Rainer Werner Fassbinder ihre Erzählung „Angst vor der Angst“ zu dem gleichnamigen Fernsehfilm.

Stössel, Jürgen-Peter, geb. 1939 in Stuttgart. Autor und Wissenschaftsjournalist in München. Veröffentlichungen in Zeitungen, Zeitschriften und Rundfunkanstalten. Zeit-Gedichte 3-1981. 1986: „Herz im Stress. Ein wissenschaftlicher Tatsachenroman“ (Knaur Taschenbuch).

Tondern, Alf, „Rambo in Libyen“ ist ein Auszug aus dem Manuskript „Rambo oder So kommt die Welt in Ordnung“. Von Alf Tondern ist in diesem Frühjahr der Zeit-Gedichte-Band „Die Fortsetzung der Politik“ erschienen (Dammitz Verlag, 64 S., 8,- DM).

Wolff, Katja, geb. 1961, lebt in Lübeck. Studium der Germanistik und Philosophie.

Zehntner, Rainer, geb. 1963 in Fridolfing/Obb. 1983 Abitur, 1985 abgeschlossene Lehre als Maurer; dann Zivildienst bei der Caritas in Traunstein/Obb. Veröffentlichungen in der Zeitschrift „Föhnmix“ und in der Anthologie „Die Unverbesserlichen“, Werkkreis Literatur der Arbeitswelt.

Kluge, Karlheinz, „Webmuster in Kaltlicht“, Heft 2/86 enthält zahlreiche Druckfehler, für die wir herzlich um Entschuldigung bitten. Eine Auswahl sinnvoller Fehlleistungen: S. 61: Verweilen - Verzweifeln; S. 62: Brechungsformeln - Berechnungsformeln; S. 65: Peilung - Heilung; S. 66: Muß und Freiheit - Muß und Freiheit; S. 69: ein Trum von einem Holzstoß - ein Turm von einem Holzstoß.

Das ASTA-Ausländerreferat der Uni Trier und der Arbeitskreis ausländischer Autoren führen den DAL-Wettbewerb '86 durch. Ob bekannt oder nicht bekannt, ob veröffentlicht oder nicht veröffentlicht, sollen in der BRD lebende Ausländer bis 10. November literarische Werke (wobei weder Form noch Thema vorgegeben sind) an das ASTA-Ausländerreferat Uni Trier, 5500 Trier, schicken. Gewinner wird am 26. November bekanntgegeben.

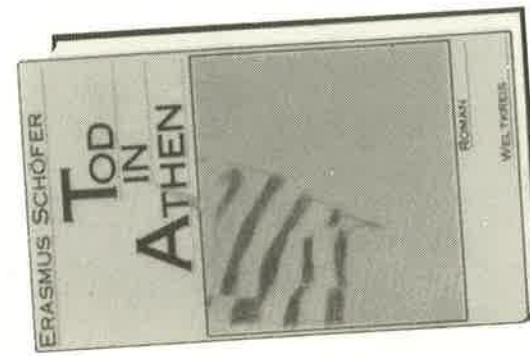
Vom 20. bis 22. März 1987 findet zum fünftenmal in Darmstadt der deutschsprachige Lyrik-Wettbewerb „Literarischer März“ statt. Die Stadt Darmstadt hat den Leonce-und-Lena-Preis in Höhe von 12 000 DM und zwei Stipendien von je 6000 DM ausgeschrieben. Wettbewerbsschluß ist der 1. Oktober 1986. Näheres bei: „Literarischer März“, Lektorat, Luisenplatz 5, 6100 Darmstadt.

Das Treffen junger Autoren '86 (vom 20. bis 25. 11. 1986) findet dieses Jahr erstmals als Probelauf in West-Berlin, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz und Schleswig-Holstein statt. Näheres zu erfragen bei Berliner Festspiele GmbH, Barbara Fischer, Budapest Str. 50, 1000 Berlin 30.

Erasmus Schöfer **Tod in Athen**

Ein Gegenwartroman

Wo zeigt oder verbirgt sich der Fortschritt heute – die Zukunft der Menschen, in diesem Land, in diesem Teil der Erde? Wie wohnt die Schönheit neben dem Haß, wo die Liebe in der Gewalt und Zerstörung?



„Tod in Athen“ ist eine fordernde Lektüre – eine kunstvolle politische Herausforderung an Verstand und Sinnlichkeit.

Erasmus Schöfer
Tod in Athen
Ein Gegenwartroman
432 Seiten
Illustriert
28,- DM

Gerhard Holtz-Baumert **Die pücklige Verwandtschaft** Roman

Die ganze pücklige Verwandtschaft – dem Kind, dem Gerhard Holtz-Baumert in seinen Erinnerungen folgt, entgeht weder die Freude noch die Enge, weder die Komik noch die drückende Last des Lebens in den Hinterhöfen des Berliner Ostens in den Jahren von 1933 bis 1949.



Gerhard Holtz-Baumert
Die pücklige Verwandtschaft
Roman
560 Seiten
24,- DM

Gerhard Holtz-Baumert
Die pucklige
Verwandtschaft Roman

Die ganze pucklige Verwandtschaft – dem Kind, dem Gerhard Holtz-Baumert in seinen Erinnerungen folgt, entgeht weder die Freude noch die Enge, weder die Komik noch die drückende Last des Lebens in den Hinterhöfen des Berliner Ostens in



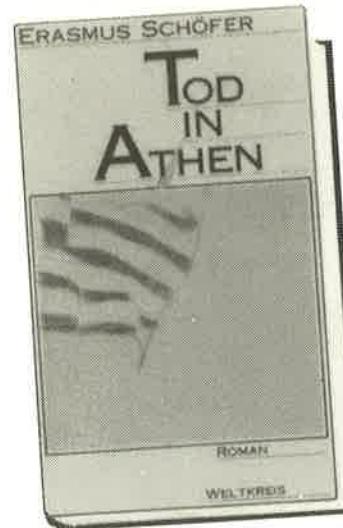
den Jahren von 1933 bis
1949.

Anteilnehmend und
erhellend legt er ein ver-
schüttetes Stück deut-
scher Geschichte frei.

Gerhard Holtz-Baumert
Die pucklige
Verwandtschaft
Roman
560 Seiten
24,- DM

Erasmus Schöfer
Tod in Athen
Ein Gegenwartsroman

Wo zeigt oder verbirgt sich der Fortschritt heute – die Zukunft der Menschen, in diesem Land, in diesem Teil der Erde? Wie wohnt die Schönheit neben dem Haß, wo die Liebe in der Gewalt und Zerstörung?



„Tod in Athen“ ist eine
fordernde Lektüre – eine
kunstvolle politische Her-
ausforderung an Ver-
stand und Sinnlichkeit.

Erasmus Schöfer
Tod in Athen
Ein Gegenwartsroman
432 Seiten
illustriert
28,- DM


Weltkreis

Dannitz Verlag im Verlag Plambeck & Co
Druck und Verlag GmbH
Xantener Straße 7
4040 Neuss 13
Postvertriebsstück / Gebühr bezahlt

2006875 01 86.003 4269 - 190

SCHUH JUERGEN

HARDTSTR. 119

5600 WUPPERTAL 1

F2484F

Nach Tschernobyl

Äußerungen von Friedrich Hitler, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann, Hannes Stütz

Juri Stscherbak: Als Augenzeuge in Tschernobyl

Harald Grill: WAAckersdorf ist überall

Wissenschaft und Literatur im Gespräch

Günter Herburger: Wird man durch Schaden klug?

Michael Springer: Natur/Literatur/Wissenschaft

Jürgen-Peter Stössel: Tage-Buch zu „Herz im Stress“

Werner Dürrson: Blochaden

Neue Prosa und Gedichte

Ingo Cesaro, Doris Egert-Bauer, Edgar Elsen, Karlhans Frank, Bahattin Gemici,

Harald Grill, Christina Kiewitz, Jens Koegel, Petra Kunik, Siegfried Macht,

Alf Tondern, Katja Wolff, Rainer Zehentner

Essays

Henning Müller: Humanismus und Realismus im Atomzeitalter

Asta Scheib: Zum 80. Geburtstag von Wolfgang Koeppen

Gabriele di Ciriaco: Annäherung an Gramsci

Dieter Arendt: Die Lehrer als verdächtige Beamte

Rudolf Geissler: Das Geld in Pagnols Komödie „Topaze“

Richard Albrecht: (W)Ende des neuen deutschen Krimi